BIBLIOTECA NAZIONALE CENTRALE
201
46 C
10

1523. 9.

C. Müller
Ex libr. patr. dil.

Digitized by Google

Schubert del. Mono Haas fe.

Kaiserkrönung Karls des Grossen.

Historischer Bildersaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geschichte.

Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände.

Herausgegeben

von

Kaspar Friedrich Lossius,

Diakonus an der Prediger-Kirche zu Erfurt,

und

Christian Ferdinand Schulze,

Professor am Gymnasium zu Gotha.

MUSEI DISTRIZIONE ROMA

Zweyter Band.

Mit zwölf Kupfern,

nach Schubert'schen Zeichnungen.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Gotha,

bey Justus Perthes. 1816.

Pränumeranten-Verzeichniß.

Fortsetzung.

Ihro Durchlaucht die regierende Frau Herzogin zu Sachsen-Gotha.

Se. Durchlaucht Prinz Karl von Schwarzburg-Sondershausen in Arnstadt.

Se. Erlaucht der Reichsgraf von Hochberg auf Fürstenstein in Schlesien.

Herr Abraham Ackermann in Hamburg.

— Ahrends, Schreibmeister in Wörden.

— Christoph Ammann in Augsburg.

— Chr. Andreä, Seidenfabrikant in Mühlheim am Rhein.

— Apelt, Handlungsverwandter in Beerberg.

Herr Forſtmeiſter und Kammerjunker von Baumbach in Caſſel.

— Obriſt von Bautz in Pforzheim.

— Geheimerath u. Vicekanzler von der Becke in Gotha.

— Berger, Kaufmann in Waldenburg.

— Beſſer, Kaufmann in Altenburg.

— Factor Biſchoff in Dürrenberg.

— Bodemer, Beſitzer einer Cattunfabrik in Großenhayn.

Fräulein Maria Bohlen in Allendorf.

Herr Amtsadjunctus Brückner in Georgenthal.

— Kammerrath Bruhn in Huſum.

— Pfarrer Burbach in Ballſtedt.

Herr Caspari, Tuchfabrikant in Großenhayn.

Herr Polizey-Director Kriegs- und Steuerrath von Dantzen in Colberg.

— Joh. Chr. Dietſch in Mühltroff bey Schleiz.

Herr Juſtiz-Commiſſarius Eichholz in Bleicherode.

— Engeling, Cantor und Schullehrer in Langula.

— Conſiſtorialrath und Hofprediger Ernſt in Caſſel.

— Paſtor Evers in Hameln.

Herr

Herr Falch, Buchdrucker in Brieg.
— Garniſon-Cantor Felsberg in Gotha.
— Fiſcher, Kaufmann in Charlottenbrunn.
— Flemming, Kaufmann in Großenhayn.
— Amtsregiſtrator Franke in Glauchau.
— H. J. Frers, Kaufmann in Wörden.
— Candidat Fritſch zu Freyburg in Sachſen.
— Prorector Fülle in Oels.

Herr Geibel, Pachter in Wachenbuchen.
— Geisler, Schullehrer in Mülda } bey Freyberg.
— Geisler, Schullehrer in Hilbersdorf }
— Göckel, Kaufmann in Colberg.
— General-Oberpoſtamts-Secretair Göritz in Stuttgart.
— Superintendent M. Goldammer in Großenhayn.
— Procurator Graf in Marburg.
— Gräff, Hofbuchbinder in Carlsruhe.
— O. Lieutenant und Senator Gruner in Coburg.
— J. H. Grunewald, Weinhändler in Alkendorf.
— Gleitsmann von Guden in Großenhayn.
— Güttler, Kaufmann in Gottesberg.

Herr Hager, Kaufmann in Altenburg.
Se. Excellenz Herr Geheimerath von Hardenberg in Altenburg.

Herr

Herr Paſtor Hauſer in Hünern bey Breslau.
— Amtsadvocat Hoch in Waltershauſen.
— Geh. Aſſiſtenzrath von Hoff in Gotha.
— Chr. von Hoff, Hauslehrer zu Neudorff in Schleſien.
— Hütter, Rathmann in Waldenburg.
— Hof-Gerichtsrath Huth in Darmſtadt.
— Hyneck, Oekonomie-Verwalter und Schultheiß in Schwarza.

Herr Prediger Janus zu Ratibor.
— John, Schullehrer in Voigtsdorf.
— Jüttner, k. preuß. Magazin-Rendant in Bunzlau.
— Ober-Conſiſt. Rath und Superint. Juſti in Marburg.

Frau Kaufmann in Schleßwig.
— Regierungsräthin von Kettelhodt in Bergen bey Arnſtadt.
Herr Prediger Klar in Rybnick.
— Koch, Buchhändler in Schleswig.
— Köhler, Kaufmann zu Wüſte-Gierſchdorff in Schleſien.
— Kühne, Ritterguts-Beſitzer in Mühlbach.

Herr Rath und Amtmann Langheld in Waltershauſen.
— Ledermann, Buchbinder in Erfurt.
— Hofgärtner Lenz in Hanau.
— Lingke, Gymnaſiaſt in Freyberg.

Herr

Herr Armenhaus-Controleur Lorenz in Creutzburg in Schlesien.

— Heinrich Lotter, Kaufmann in Stuttgart.

— Steuereinnehmer Lühe, zu Neiße.

Herr Maebert, Cantor und Schullehrer in Taubenheim.

— Professor May in Augsburg.

— Diaconus M. May in Großenhayn.

— Professor Melos in Weimar.

— Pastor Melz in Salzbrunn.

— von Menst, k. k. wirkl. Gubernialrath und Kreishauptmann in Schwatz in Tyrol.

Fräulein C. Amalie Merbeth in Freyberg.

Herrn Meusel's Lese-Institut in Coburg.

Herr Assessor Meyer in Rinteln.

— Müller, Hofbuchbinder in Carlsruhe.

— Müller, Tuchfabrikant in Großenhayn.

Herr Adolf Nagel, Kaufmann in Erfurt.

— Dr. Nasse in Leipzig.

— von Natzmer, k. preuß. Hauptmann und Postmeister in Freystadt in Schlesien.

— Dr. Med. Neßler in Coburg.

— Hof- und Canzleyrath Nieper in Hannover.

— von Nitsche, Erbherr auf Schadenwalde.

Herr

Herr Superintendent Oppelt in Pegau.

Herr Paſtor Peterſen in Seheſtedt.
Die Herren Plank und Kraus in Augsburg.
Frau Amtmännin Plehn auf Bielsk bey Neuenburg.
Herr M. F. Plüddemann, Kaufmann in Colberg.

Herr von Quaſt, k. preuß. Staatsrath in Berlin.

Herr J. S. Ramann, Weinhändler in Main-Stockheim.
Fräulein Ranniger in Merzdorf bey Hainau.
Herr P. Rath, Inhaber einer Sammtband-Fabrik in Süchtelen bey Crefeldt.
— Dr. Reiniger in Großenhayn.
— Diaconus Richter in Waltershauſen.
— Regiſtratur-Aſſiſtent Riemer in Brieg.
— Rittel, Kaufmann in Huſum.
— Roch, Kaufmann in Freyberg.
— Rochlitzer, Collaborator am Gymnaſ. zu Freyberg.
— von Rohrſcheidt auf Deutſch Steine bey Ohlau.

Herr Juſtiz-Amtmann Sartorius in Lauterbach.
— Schade, Bürger und Stellmacher in Altenburg.
— Ober-Bergrath Schaub in den Sooden bey Allendorf.
— Gerichts-Director Schedlich in Wolkenburg.
— Salinen-Aſſeſſor Scheffer in Colberg.
— F. G. Schellenberger aus Stolberg, in Altona.

Herr

Herr Fr. Schenk, Forstverwalter zu Steinborn.
— von Schickfuß, Erbherr auf Merzdorf.
— Schiffler, Mauermeister in Brieg.
— Chr. Schlosser, Pachter in Drackendorf.
— Joh. Schneider d. j., der Handlung Beflissener in Landau.
— Schön, k. baier. Mauthbeamter in St. Michael im Salzachkreise.
— Accis- und Zolleinnehmer Schönfeld in Löwenberg.
— Armenhaus-Director Schott in Creuzburg in Schles.
— Regierungsrath Schrader in Rinteln.
— Schrader, Kaufmann in Wannfried.
Frau Consulin Schröder in Colberg.
Herr Schröder, Kaufmann in Landau.
— Joh. Fr. Schuckall in Neusalz a. O.
— Prediger Schütz in Bückeburg.
— Schulz, Rathmann und Kaufmann in Bunzlau.
— Schuster, Kaufmann in Neustadt an der Hardt.
— Joh. Schweicker in Lindau.
— K. Seel, Pfarrer in Egenburg.
— Seiler, Kaufmann zu Wüste-Gierschdorff in Schles.
Die Seminarien-Schule in Gotha.
Herr Dr. Senckeisen in Merseburg.
— J. Stählin, Prediger der evangelischen Brüdergemeinde zu Neusalz a. O.
— Vicarius Steinwegs in Vierschen.
— B. Straß, Kaufmann in Gotha.

Die

Die Streit'sche Lesebibliothek in Breslau.
Herr F. M. Stüper in Süchtelen.

Herr Stadtpfarrer Thenn in Kaufbeuren.
— Cantor Thieme in Großenhayn.
— Rath u. Obersteuer-Secretair Thienemann in Altenburg.
— August Thienemann in Leipzig.
— Diaconus Thienemann in Nebra.
— Floßmeister und Senator Vehse in Freyberg.
— Pfarrer M. Vollmer in Wolkenburg.

Herr Amtmann Wagner in Lahm bey Bamberg.
— Joh. Friedr. Wenige in Friedrichroda.
— Joh. Georg Wenige daselbst.
— Commissionsrath Wenige in Gotha.
Freyherr Edmund v. Wenz auf Schloß Buch bey Münchberg.
Herr C. Wenzel, Hofmeister in Pogrzebin bey Ratibor.
— G. F. Wiesner, Schiffer-Aeltester in Neusalz a. O.

Herr Pastor Zeigermann in Aue.
— Ziebig, Kaufmann in Waldenburg.
— Ober-Amtmann Zindler in Kauern bey Ohlau.
— Geh. Canzlist Zschille in Großenhayn.

Vor-

Vorrede.

Dem Plane getreu, den ich in der Vorrede zum ersten Theile dieses Werkes vorgezeichnet habe, ist auch dieser zweyte Theil ausgearbeitet worden.

Er enthält daher im ersten Abschnitt eine Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Auflösung des weström̃ischen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun. Hierbey kam es vorzüglich darauf an, unter dem Manchfaltigen das Wichtigste hervorzuheben, und dieses so zusammen zu stellen, daß das Ueberschauen und Behalten des Ganzen erleichtert würde. Am zweckmäßigsten schien es daher, von einer Uebersicht des Schauplatzes

platzes anzuheben, und was sich während der gegenwärtigen Periode in jedem einzelnen Reiche ereignete, kurz anzugeben; dann die Hauptbegebenheiten an die drey Reiche zu knüpfen, die während dieser Periode am meisten hervorragen, an das Reich der Oströmer, der Araber und der Franken. Diese drey Reiche sind demnach in drey Kapiteln behandelt. Hierauf folgen im zweyten Abschnitt ausführliche Schilderungen merkwürdiger Ereignisse und Personen aus dem Umkreis der hier behandelten Periode. Sie sind im Bezug auf die drey Kapitel des ersten Abschnitts chronologisch geordnet, und sollen das, was dort nur angedeutet wurde, deutlicher und anschaulicher machen. Möge man an ihnen sehen, wie die Geschichte überhaupt ein manchfaltiges Gemählde des menschlichen Lebens darbiethet.

Auch diesen Theil habe ich allein ausgearbeitet. Mein verehrter Freund, Herr Diakonus Lös-

Loſſius in Erfurt, hat ſich wegen fortdauernder Kränklichkeit von allem Antheil an der Bearbeitung dieſes Werkes losgeſagt; aber zum Andenken an ſeine Verdienſte um die "moraliſche Bilderbibel", als deren Fortſetzung dieſer Bilderſaal erſcheint, iſt ſein achtungswerther Name auch bey dieſem Theile auf dem Titel genannt worden. Uebrigens hat mich der Beyfall, der dem erſten Theil geſchenkt worden iſt, angefeuert, Mühe und Fleiß bey Bearbeitung dieſes Werkes zu verdoppeln. Ueberall bin ich zu den Quellen und beſten Hülfsmitteln zurückgegangen, und eifrig habe ich mich beſtrebt, nicht bloß Unterhaltung, ſondern auch Belehrung und Ermunterung zu erwirken.

Was das Aeußere dieſes Theils betrifft, ſo kommt es dem Aeußern des erſten Theils völlig gleich. Auch ſind ihm, wie dem vorigen, zwölf Kupfer beygegeben, die in Rückſicht auf Auswahl

der

der Gegenstände und deren künstlerische Behandlung jenen zum ersten Theile nicht nachstehen, vielleicht sie noch übertreffen und hoffentlich den wünschenswerthen Beyfall des Publikums verdienen und erhalten werden.

Der folgende Theil, der meine Leser bis in die Zeiten der Kreuzzüge führen wird, soll, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, in Jahresfrist erscheinen.

Gotha, den 18. Febr. 1816.

Christian Ferdinand Schulze.

Zweyte Periode

von der

Auflösung des weström̃ischen Reichs

bis zum

Vergleich zu Verdun

476 — 843.

Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Auflösung des weströmischen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun, 476 — 843.

Einleitung.

Wie langsam auch die Auflösung des weströmischen Reichs herbeygeführt wurde, so fühlen wir uns doch bey dem Eintritt aus der vorigen in die gegenwärtige Periode gleichsam in eine neue Welt versetzt. Das große Reich, das vorher wie im Mittelpunct aller Ereignisse stand, liegt in Trümmern; nur der östliche Theil desselben besteht noch, aber wie verschieden von dem Reiche, das einst in den Tagen der Scipionen oder ersten Cäsaren blühete! In allen übrigen Ländern, wo kurz vorher die entarteten Römer gewaltet hatten, begegnen uns neue Völker mit starken Körpern und lebendiger Kraft, und neue Staaten mit neuen Gebräuchen und Einrichtungen. In Rom selbst erhebt

ſich, ſtatt der vorigen weltlichen Macht, eine geiſtliche Macht; und eine neue Religion entſteht faſt in eben den Gegenden, die einſt die Wiege der jüdiſchen und chriſtlichen Religion geweſen waren. Kurz, wir wandeln gleichſam auf Gräbern, zwiſchen denen ein neues Leben aufſchießt.

Aber noch ſind die Stürme nicht beſchwichtigt, unter deren Toben der römiſche Coloß zertrümmert wurde; noch folgen Völker auf Völker, Reiche auf Reiche. Faſt mit jedem Schritte, den wir in dieſer Periode vorwärts thun, verändert ſich der Schauplatz. Vieles vergeht, was eben erſt entſtanden war; noch mehreres befindet ſich im Werden, und iſt wie alles Werdende mit Nebel umhüllt; nach verſchiedenen Seiten wird unſere Aufmerkſamkeit hingelenkt. Ein kurzer Ueberblick der damaligen Welt mag uns davon überzeugen!

Die iberiſche Halbinſel, oder Portugal und Spanien, ſtand am Anfang der gegenwärtigen Periode unter der Herrſchaft der Sueven und Weſtgothen, dann unter der Herrſchaft der letztern allein. Dieſe machten nämlich im Jahr 585 dem Reiche der Sueven, das ſie ſchon ſeit dem Jahre 456 auf Gallizien eingeſchränkt hatten, ein völliges Ende. Aber auch ihr Reich zerfiel. Was ſie in Gallien oder jenſeit der Pyrenäen beſaßen, verlo-

verloren sie größtentheils an die Franken (507). Ihre Besitzungen aber auf der nordwestlichen Küste von Africa, ja Spanien selbst wurde (711 u. 712) eine Beute der Araber, die von einer Parthey mißvergnügter Westgothen herbey gezogen worden waren. Nur in Asturien behauptete sich der westgothische Prinz Pelayo, und von hier aus erhob sich von neuem die Macht der Westgothen.

Gallien war am Anfang der gegenwärtigen Periode unter mehrere Völkerschaften getheilt. Die Westgothen hatten den südwestlichen Theil von den Pyrenäen bis zur Loire und Rhone inne; die Burgunder saßen in dem südöstlichen Gallien von der Saone und Rhone bis zur Aar, oder von Langres bis Lausanne; die Franken behaupteten den nordöstlichen Theil vom Rhein bis an die Somme. Im mittlern Gallien, um Soissons, bestand noch (bis zum Jahr 486) ein Ueberrest der römischen Herrschaft unter einem römischen Statthalter; und im nordwestlichsten Theile wohnten Britten, die, (schon seit 390) hierher geflüchtet, diesem Theile den Namen Bretagne gaben. Aber nach und nach wurde ganz Gallien den Franken zu Theil, die alle übrigen Bewohner dieses Landes sich unterwarfen. Eben deshalb mußte auch der alte Name Gallien dem Namen Frankreich weichen.

Deutsch-

Deutschland, wozu man die Schweiz und die Niederlande rechnen darf, blieb auch in der gegenwärtigen Periode ein Schauplatz grosser Veränderungen. Einen großen Theil seiner alten Einwohner hatte es durch Auswanderungen verloren; aber an die Stelle derselben rückte in die nordöstliche Hälfte ein neuer, großer Völkerstamm, die Slaven. Woher sie kamen, ist ungewiß; sie wurden zuerst an dem Dnieſter und der Weichsel bekannt, und seit dem sechsten Jahrhundert breiteten sie sich nach allen Seiten aus. Denn wie sie außer Deutschland die Königreiche Croatien, Slavonien, Servien, Bosnien und Dalmatien stifteten, und zu dem polnischen und preußischen Reiche den Grund legten: so erfüllten sie auch in Deutschland alles Land von der Weichsel bis zur Niederelbe und Saale. Sie waren in viele Stämme getheilt, und erschienen unter vielerley Namen; z. B. als Czechen in Böhmen, als Moraven in Mähren, als Lutetier in der Lausitz, als Sorben in Meißen, als Obotriten über der Elbe im Mecklenburgischen, als Haveler und Ucker im Brandenburgischen. In ihren Sitten wichen sie von den Deutschen ab. Sie waren minder freyheitliebend als diese; vorzüglich fehlte es ihnen an einer wohlgeordneten Kriegsverfassung; doch nützte ihr Fleiß den Ländern, wo sie wohnten. — In dem südöstlichen Deutschland, ehemals Rhätien

und

und Noricum, jetzt Baiern und Oesterreich genannt, herrschten am Anfang der gegenwärtigen Periode die Ostgothen, und nordöstlich von diesen eine Zeitlang die Longobarden. Als aber die Macht der Ostgothen gebrochen (553), und die Longobarden nach Italien eingewandert waren (568), erhoben sich hier die Baiern (wahrscheinlich Abkömmlinge der alten Boier) vom Lech bis zur Ens, und von der Südseite der Donau bis gen Italien, und hinter diesen (von der Ens an) die Avaren, die im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sehr mächtig waren. — In der westlichen Hälfte Deutschlands saßen anfangs die Allemannen von der Aar bis zur Lahn, und vom Lech bis über den Rhein. Mit ihnen vereinigte sich der Ueberrest der Sueven, auch Schwaben genannt — ein Name, der dann auch auf die Allemannen überging. Weiter hinauf von der Lahn bis zur Lippe wohnten die Franken, die auch nach ihrer Ausbreitung in Gallien ihre Besitzungen am rechten Rheinufer behaupteten. An den Küsten der Nordsee vom Ausfluß der Schelde bis zum Ausfluß der Elbe wohnten die Friesen, die sich in West- und Ostfriesen theilten; über und neben ihnen die Sachsen, die sich immer mehr landeinwärts von der Weser bis zum Harz hinzogen. Hinter den Sachsen wohnten die Thüringer, die vormals unter den gothischen

schen Stämmen begriffen, das Land der Hermundurer eingenommen, und sich in Besitz eines Reichs gesetzt hatten, das sich vom Harz bis zur Donau erstreckte. — Am Anfang der gegenwärtigen Periode machten alle diese Völkerschaften noch kein Ganzes aus. Sie waren unabhängig von einander, jede handelte für sich, und einzeln kamen sie unter die Gewalt der Franken, die erst die Allemannen, dann die Thüringer, hierauf die Friesen, ferner die Baiern und endlich die Sachsen zur Unterwürfigkeit zwangen. Allein eben diese Vereinigung unter ein Oberhaupt gab Veranlassung, daß, als die große Monarchie Karls des Großen zerfiel, Deutschland einen eigenen Staat bildete.

Eben so wie Deutschland war auch Italien im Laufe der gegenwärtigen Periode ein Schauplatz manchfaltiger Veränderungen. Das erste deutsche Reich, das daselbst auf den Trümmern des römischen durch Odoacer entstanden war (476), unterlag nach siebzehnjähriger Dauer den Ostgothen (493). Auch das zweyte deutsche Reich daselbst, das ostgothische, behauptete sich nur sechzig Jahre. Es zerfiel in einem achtzehnjährigen Kampfe mit den Oströmern (535 — 553). Diese, nun Herren, ließen Italien durch Exarchen, deren Hauptsitz Ravenna war, beherrschen. Aber bald rückten die Longobarden, angeführt von ihrem

ihrem König Alboin, in Oberitalien ein (568) und bildeten daselbst ein mächtiges Reich, dessen Hauptstadt Pavia war. Den Oströmern verblieb nur das Exarchat zu Ravenna, das Gebiet von Rom und der größte Theil von Unteritalien. Aber das erste wurde ihnen (752) von den Longobarden entrissen; das zweyte bildete unter der Leitung des Pabstes einen eignen Staat, ohne doch diesen Namen zu führen, und wendete sich zuletzt, angegriffen von den Longobarden, von dem oströmischen Hofe zu den Franken. Diese machten (774) dem longobardischen Reiche ein Ende, und gründeten durch Schenkungen an den Pabst den Kirchenstaat in Mittelitalien. In Unteritalien aber und in Sicilien wurde die Herrschaft der Oströmer theils durch die Franken, theils durch die Araber aufgehoben. Letztere drangen seit 823 daselbst ein, und behaupteten sich über hundert Jahre in diesen Gegenden.

Britannien hatte kurz vor Anfang der gegenwärtigen Periode von Deutschland aus eine neue Gestalt erhalten*). Sachsen und Angeln, von den Eingebornen gegen die Picten und Scoten zur Hülfe gerufen (449), hatten sich dieser Insel bemächtigt und allmählich sieben Königreiche daselbst gegründet; nämlich Kent, Sussex, Westsex,

*) s. histor. Bildersaal Th. I. S. 117.

ſex, Eſſex, Northumberland, Oſtangeln und Mercia. Nur in den Gebirgen und Wäldern von Wales behaupteten die alten Britten ihre Unabhängigkeit. Zu Ende des ſechſten Jahrhunderts (596) kam das Chriſtenthum, das früher ſchon in Britannien geherrſcht hatte, zu den heidniſchen Angeln und Sachſen. Von nun an nahm die Bildung derſelben zu, und zu manchen Eigenheiten der heutigen Verfaſſung wurde ſchon damals der Grund gelegt. Im Jahre 828 vereinigte Egbert, König von Weſtſex, theils durch Erbſchaft, theils durch Gewalt die ſieben angelſächſiſchen Königreiche, die bis dahin nur in loſer Verbindung mit einander geſtanden hatten, zu einem Ganzen, und gab demſelben den Namen England. Aber während dadurch die Ruhe im Innern geſichert wurde, wurden die Küſten durch die Räubereyen und Verheerungen der Normänner ſchrecklich heimgeſucht.

Dänemark, Schweden und Norwegen, unter dem gemeinſamen Namen Scandinavien oder der Norden begriffen, entzieht ſich während der gegenwärtigen Periode faſt ganz unſern Blicken. Erſt ſeit den Zeiten Karls des Großen, als chriſtliche Miſſionäre daſelbſt eindrangen, oder als die Völkerſchaften, die ſich daſelbſt entwickelten, immer mehr hervortraten, wird es

für

für uns daſelbſt lichter. Seit uralten Zeiten mögen dort Völker gewohnt haben, die mit den alten Deutſchen zu einem großen Stamm gehörten. Späterhin ſollen von Oſten her Finnen eingewandert ſeyn. Auf der weſtlichen Seite aber, nördlich über der Eider, im heutigen Schleßwig und Jütland, auf den däniſchen Inſeln und an den ſüdlichen Küſten von Norwegen und dem weſtlichen Schweden, erhoben ſich ſeit dem ſechſten Jahrhundert Völker, überhaupt Normänner genannt, die ſich durch ihre weitverbreiteten Seeräubereyen und Anſiedlungen höchſt merkwürdig gemacht haben. Ihr dürftiger Boden konnte ihre Bedürfniſſe nicht ſtillen; dagegen bot ihnen die befreundete See, was ihnen fehlte. Auf kleinen Schiffen von ausgehöhlten Bäumen, oder auf geflochtenen und mit Häuten überzogenen Kähnen, welche ſelten mehr als zehn Mann faſſen konnten, ſegelten ſie aus, thaten hier und dort Einfälle, raubten was ſie fanden, ließen ſich auf unbeſetzten Vorgebirgen und Inſeln nieder, oder kehrten mit Beute beladen, nach Hauſe zurück. Oft vereinigten ſich mehrere unter Anführern ihrer Wahl zu ſolchen Unternehmungen; oft wurden ſie auch, wenn das Land die anwachſende Menge nicht mehr nähren konnte, durch Volksbeſchlüſſe ausgeſendet. Schon ſeit dem ſechſten Jahrhundert hört man von ihnen; aber erſt ſeit dem Ausgang des achten Jahrhunderts (wahrſchein-

ſcheinlich weil viele der überwundenen Sachſen zu ihnen geflüchtet waren) wurden ſie zur See eben ſo furchtbar, wie die Franken zu Lande. Karl der Große hielt ſie im Zaum; aber die Schwäche und Zwietracht ſeiner Nachfolger gab ihnen freyes Spiel. Von nun an blieb faſt kein europäiſches Land vor ihnen ſicher; ſie durchſchifften mit bewunderungswürdiger Kühnheit alle Meere, und ſiedelten ſich, wie wir in der folgenden Periode zeigen werden, in Rußland, England, Irland, Frankreich, Italien und Sicilien an.

Auch das nordöſtliche Europa, Preußen, Polen, Rußland erſcheint in der gegenwärtigen Periode noch nicht auf dem Schauplatz der Geſchichte. Möglich iſt es, daß ſchon damals Staaten daſelbſt gebildet wurden; aber man kennt ſie nicht: nicht einmal die Namen Preußen, Polen oder Rußland kommen vor dem neunten und zehnten Jahrhundert vor. Nur Völkerſchaften werden genannt, die ſich hier entwickelten, und entweder andern wichen oder ſich behaupteten und ausdehnten. Polen heißt es, ſonſt der Wohnſitz der Sarmaten, ward ſeit dem ſechſten Jahrhundert von den Slaven beſetzt. Eben dieſe verbreiteten ſich auch über Preußen, wo außerdem auch Aeſtyer und Letten wohnten, und über einen großen Theil von Rußland, wo die Finnen ihnen weichen oder immer

mer weiter nach Norden hinauf ziehen mußten. Dagegen erhoben sich im südlichen Rußland, am schwarzen Meere, die Chazaren, die seit dem siebenten Jahrhundert aus Asien nach Europa vordrangen, und in der Mitte des neunten Jahrhunderts von dem caspischen Meere bis zur Westseite des schwarzen Meeres herrschten.

Manchfaltigere Veränderungen erfuhr Ungarn, sonst Pannonien, wo die Stürme der Völkerwanderung fast ununterbrochen fortbraußten. Im Anfang der gegenwärtigen Periode herrschten in den westlichen Gegenden dieses Landes die Ostgothen, und in den Ländern, welche heutiges Tages Siebenbürgen, die Wallachey und einen Theil Oberungarns ausmachen, die Gepiden; aber jene unterlagen (553) den Oströmern, diese den Longobarden (567), die nach und nach aus dem Norden Deutschlands daselbst eingewandert waren. Als nun (568) die Longobarden nach Italien zogen, räumten sie ihre Besitzungen in Pannonien den Avaren ein, einem Volke, das zu den Stämmen der asiatischen Hunnen gehörte, seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Europa gekommen war, und sich vorzüglich am Ende des siebenten Jahrhunderts mächtig erhob. Damals streiften die Avaren auf der einen Seite bis Thüringen, auf der andern bis Italien. Allein seit dem

dem achten Jahrhundert geriethen sie in Verfall und seit dem neunten verlieren sie sich gänzlich aus der Geschichte. Nun erhoben sich hier in Pannonien, neben den Chazaren, von denen schon oben geredet wurde, die Madstaren oder Magyaren, späterhin Ungarn genannt, gleichfalls hunnischer Abkunft. Sie wohnten, wie es heißt, ursprünglich im Lande der Baschkiren, zwischen der Tobol und der Wolga, standen späterhin unter Herrschaft der Avaren, und brachten endlich (um 900) das Land, das von ihnen den Namen Ungarn erhielt, unter ihre Botmäßigkeit.

Im südöstlichen Europa, oder in der heutigen Türkey bestand das oströmische oder griechische Käiserthum in großer Ausdehnung und vielfacher Einwirkung auf andere Staaten. Freylich wurde es, wie wir nachher hören werden, von innern und äussern Feinden beunruhigt und erlitt manchfaltige Verluste; gleichwohl aber behauptete es sich und bestand sogar noch weit über die folgende Periode hinaus.

Wie es auſſer Europa in Asien während der gegenwärtigen Periode aussah, ob und wie die Stelle der vielen Völker, die nach Europa gewandert waren, besetzt wurde? ob und welche neue Staaten sich daselbst bildeten? wissen wir nicht. Nur

Nur ein neues Reich wird daſelbſt univerſalhiſtoriſch wichtig, nämlich das Reich der Araber, das durch religiöſe Begeiſterung begründet und erhoben wurde.

Von Africa war, wie vorher ſo auch damals, nur die Nordküſte bekannt. Hier herrſchten am Anfang der gegenwärtigen Periode die Vandalen und Oſtrömer, dann, nach dem Umſturz des vandaliſchen Reichs (534) letztere allein; und nur einige Diſtricte von der Nordweſt-Spitze, Spanien gegenüber, waren im Beſitz der Weſtgothen. Aber ſeit der Mitte der gegenwärtigen Periode gerieth die ganze Nordküſte von Africa unter die Gewalt der Araber, die von dort aus ſogar nach Spanien übergingen.

Groß und manchfaltig ſind alſo, wie ſchon aus dieſer Ueberſicht der damaligen Welt hervorgeht, die Begebenheiten, die die gegenwärtige Periode aufſtellt. Wie aber in der vorigen Periode Rom gleichſam in dem Mittelpunct aller Begebenheiten ſtand, ſo laſſen ſich in der gegenwärtigen Periode die vorzüglichſten Begebenheiten an drey Reiche knüpfen, die ſich durch den Umfang und die Dauer ihrer Macht, ſo wie durch ihre Einwirkung auf andre beſonders merkwürdig gemacht haben. Dieſe Reiche ſind, das Reich der Oſtrömer,

mer, das Reich der Araber und das Reich der Franken. Ihre Geschichte soll also der Faden seyn, der uns durch das Labyrinth von Begebenheiten leitet, in welche uns die gegenwärtige Periode führt. Von der römischen Hierarchie aber, die zwar in dieser Periode sich erhob, doch erst in der folgenden ihren höchsten Glanz erreichte, soll nicht hier, sondern dort zusammenhängend geredet werden.

Erstes Kapitel.

Von dem oströmischen Kaiserthume.

1) Vorerinnerungen über die Ausdehnung und Dauer des oströmischen Kaiserthums.

Fast noch tausend Jahre nach dem Untergange des weströmischen Reichs bestand das oströmische oder morgenländische, auch das byzantinische genannt, in Bezug auf den alten Namen seiner Hauptstadt (Byzanz), oder das griechische, zum Andenken entweder an die Herrlichkeit der alten, oder an die Schwäche der damaligen Griechen, die einen Theil dieses Reiches ausmachten, und deren Sprache an dessen Hofe geredet wurde.

Groß und ausgedehnt war dieses Reich, besonders im Anfang der gegenwärtigen Periode. Damals reichte es gegen Morgen an das kaspische Meer und den Euphrat, gegen Norden und Westen an die Donau und das adriatische Meer. Das

Herz seiner Staaten bildete die heutige europäische Türkey; und ausserdem gehörte ihm Kleinasien, Syrien, Aegypten, die herrlichen Inseln des ägäischen Meeres, und auf dem mittelländischen Meere Creta, Rhodus, Cypern. Hierzu kam zu Justinians I. Zeiten, wie wir bald hören werden, die ganze Nordküste von Africa, Italien, Dalmatien und die Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica; und man kann in Wahrheit behaupten, daß das oströmische Reich damals unter allen gleichzeitigen Reichen das erste war.

Aber wie groß dieses Reich war, so groß waren auch die innern und äußern Uebel, von denen es heimgesucht wurde. Von aussen wurde es durch die großen Völkerbewegungen, die noch immer fortdauerten, betroffen. Alle aus Asien nach Europa ziehenden Horden streiften an seiner nördlichen Grenze hin; es mußte mit Chazaren, Bulgaren, Avaren, Hunnen, Gepiden ꝛc. kämpfen; aber seine mächtigsten und gefährlichsten Feinde waren im Osten erst die Perser, dann die Araber, und im Westen die Longobarden, späterhin die Franken. Von innen erkrankte dieses Reich an Glaubensstreitigkeiten, Erschlaffung der Sitten, Hofluxus und Hofintriguen, an Empörungen und Thronentsetzungen. Gleichwohl erhielt es sich mitten unter diesen Uebeln, geschützt durch den Umfang

fang und die Ergiebigkeit seiner Länder, durch die Nahrungsquellen des Handels und Gewerbfleißes, durch die natürliche Festigkeit seiner Hauptstadt, durch die schlaue Arglist in seinen Unterhandlungen und durch die oft glückliche Tapferkeit einiger seiner Kaiser und Feldherren.

Es wäre zweckwidrig, hier die Regierungsgeschichten aller oströmischen Kaiser, welche der gegenwärtigen Periode angehören, zu schildern. Wichtiger ist es, die Schicksale des oströmischen Reichs, seine Kämpfe, Erwerbungen und Verluste zu erzählen, und diese Erzählung an die Namen seiner berühmtesten Kaiser zu knüpfen. Wir heben daher vom Justinian an, der in mehrfacher Hinsicht eine der ersten und merkwürdigsten Stellen in dieser Geschichte einnimmt.

2) Regierung des Kaisers Justinian I.

Justinian I, aus Dacien gebürtig, von niedriger Herkunft, durch seinen Oheim, den Kaiser Justin I, der ihn an Kindesstatt annahm, auf den Thron erhoben, machte seine acht und dreyßigjährige Regierung (527 — 565) im Krieg und Frieden berühmt.

Die Kriege, die er durch seine Feldherren führen ließ — er selbst war kein General und zog

nie in den Krieg — waren theils gegen die Perſer, theils gegen die Vandalen, theils gegen die Oſtgothen, theils gegen die barbariſchen Völker an der Donau gerichtet.

Der Krieg mit den Perſern, Grenznachbarn der Oſtrömer in Aſien, war ſchon unter der Regierung des Kaiſers Juſtin I angegangen, und wurde unter Juſtinian I bey mancherley Wechſel und Unterbrechungen von 527 bis 556 in Armenien, Syrien, und den Ländern am ſchwarzen Meere fortgeführt. Große Schlachten kamen in demſelben ſelten vor, deſto mehr Verwüſtungen und Plünderungen der beyderſeitigen Länder. Oft fiel der unternehmende Kosroes I, König der Perſer, in das oſtrömiſche Gebiet, namentlich in Syrien, wo er große Verheerungen anrichtete; und mehr als einmal ſahe ſich Juſtinian I genöthigt, durch ſchimpfliche Geldzahlungen Friede und Waffenruhe zu erkaufen. Doch kam endlich ein Friede zu Stande (556), kraft deſſen jeder Theil behalten ſollte, was er beſaß.

Weit wichtiger in ihren Erfolgen waren die Kriege, die Juſtinian, während des perſiſchen Kriegs, mit den Vandalen in Africa und mit den Oſtgothen in Italien führen ließ.

Das

Das Reich der Vandalen, das Genserich 430 gestiftet hatte*), begriff die Nordküste Africa's vom atlantischen Meere bis nach Cyrene, ferner die balearischen Inseln samt Corsica und Sardinien. Aber die Vandalen selbst waren nicht mehr, was sie anfangs gewesen waren. Im Genusse des Friedens, der ihnen nach Genserichs Tode zu Theil wurde, waren sie, erschlafft durch das heiße Clima, unter dem sie lebten, und verführt durch die Ueppigkeit, die sie umgab, ihrer alten Zucht und Tapferkeit untreu geworden. Kurz vorher noch rohe Barbaren, fanden sie nun Gefallen an kostbaren Kleidern, Gastmählern, Bädern, Schauspielen und an wollüstigen Genüssen aller Art. Ihre Könige selbst gingen mit verderblichem Beyspiele voran. Schon Genserichs Sohn, Hunnerich (477 — 486) hatte nichts von dem wilden und kriegerischen Geiste seines Vaters, und eben so wenig dessen Nachfolger (Gundamund 486 — 496, Thrasimund 496 — 524, Hilderich 524 — 530). Die Mauren, welche sich unter Genserich nicht zu regen wagten, rissen sich von den Vandalen los, und konnten von ihnen nicht bezähmt werden; die Ostgothen, die letztern beystehen konnten, wurden beleidigt; Religionsstreitigkeiten entstanden und zuletzt auch Thronstreitigkeiten. Gelimer, ein Urenkel Genserichs, brachte seinen Vet-

*) s. Bildersaal Th. I, S. 106.

BIBLIOTECA NAZIONALE V.E. ROMA

Vetter Hilderich vom Throne ins Gefängniß (530). Aber Kaiſer Juſtinian nahm ſich des Entthronten, mit dem er in gutem Vernehmen geſtanden hatte, an. Er forderte alſo vom Gelimer die Befreyung und Wiedereinſetzung Hilderichs. Vergebens! Nun ſendete Juſtinian, als er mit den Perſern Friede gemacht hatte (532), ſeinen Feldherrn Beliſar zur Unterjochung des vandaliſchen Reiches ab. Beliſar kam (533) erſt nach Sicilien, dann nach Africa, wo er, von Anhängern unterſtützt, ungehindert landete. Auf dieſe Nachricht ließ Gelimer den gefangenen Hilderich umbringen, und ſchickte dem Beliſar Truppen entgegen. Aber ſie wurden geſchlagen. Dadurch in Verwirrung geſetzt, floh Gelimer gen Numidien, und Carthago, die Hauptſtadt der Vandalen, öffnete dem oſtrömiſchen Feldherrn die Thore (15. Sept. 533). Als Gelimer Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, kam es zu einem zweyten Treffen (534). Mit dieſem ging alles für die Vandalen verloren. Ihr reiches Lager, ihre Städte längs der Küſte und alle Inſeln, die ſie auf dem mittelländiſchen Meere beſaßen, wurden eine Beute der Oſtrömer. Gelimer ſelbſt, ohne Freunde und ohne Hoffnung, ergab ſich. Er ſchmückte Beliſars Triumph. Die angeſehenſten Vandalen wurden in oſtrömiſche Dienſte genommen, und ihr Land, das in dieſem Kriege und den darauf folgenden Unruhen ſchrecklich litt, wurde

eine

eine oſtrömiſche Provinz. So endigte das vandaliſche Reich, nachdem es 104 Jahre beſtanden hatte.

Der glückliche Erfolg dieſes anfangs ſchwierig ſcheinenden Unternehmens reizte die Glanz- oder Vergrößerungsſucht des Kaiſers Juſtinian, auch das oſtgothiſche Reich zu unterjochen.

Der große Theoderich, ein Mann, der unter ſeinen Zeitgenoſſen hoch hervorragt *), hatte dieſes Reich geſtiftet. Von Pannonien aus war er nach Italien gezogen, hatte den Odoacer, den Zerſtörer des weſtrömiſchen Reichs überwunden (493), und ſeine Herrſchaft nicht nur über Italien, Sicilien und Dalmatien, ſondern auch über die ſüdliche Küſte Frankreichs (von der Rhone bis an die Alpen), über die Schweiz, Schwaben, Baiern, Oeſterreich und einen Theil von Ungarn ausgebreitet. Mit Kraft und Weisheit hatte er geherrſcht; aber bald nach ihm (er ſtarb 526) ging ſein großes Reich zu Grunde. Er hinterließ keinen Sohn, ſondern nur drey Töchter, und ſein Reich kam nach ſeinem Tode an ſeinen zehnjährigen Enkel Athalarich, der unter der Leitung ſeiner verſtändigen Mut-

*) Von dieſem merkwürdigen Mann handelt die erſte Erzählung im zweyten Abſchnitt.

Mutter, Amalaſuintha, regierte*). Nach wenig Jahren (534) wurde dieſer ein Opfer ſeiner Ausſchweifungen. Nun nahm Amalaſuintha ihren Vetter Theodat zum Gemahl und Mitregenten. Sie hoffte, er ſollte ſich mit dem Namen eines Königs begnügen, und ihr die Zügel der Regierung überlaſſen; aber ſie irrte ſich. Der undankbare Theodat vergaß, was er ihr ſchuldig war, und ließ ſie ermorden (534). In dieſer Ermordung fand Kaiſer Juſtinian einen Vorwand zur Ausführung ſeiner Plane gegen das oſtgothiſche Reich. Unter dem Vorgeben, den Tod der Amalaſuintha, ſeiner Freundin, zu rächen, ließ er ein Heer in das oſtgothiſche Dalmatien einrücken; ein anderes Heer von ungefähr 7500 Mann ſendete er unter ſeinem Feldherrn Beliſar nach Italien. Auch verband er ſich mit den Franken, die gleichfalls mit dem Raube der Oſtgothen ſich zu bereichern wünſchten.

Der Anfang dieſes Unternehmens entſprach den Wünſchen Juſtinians. Beliſar bemächtigte ſich (535) ſchnell Siciliens, ſetzte dann, (da Theodats Eidam zu ihm übergegangen war) ungehindert nach Italien (537). Ganz Calabrien und Cam-

*) Die Verdienſte und Fehler der unglücklichen Amalaſuintha ſind in der zweyten Erzählung des zweyten Abſchnitts geſchildert.

Campanien fiel ohne Schwertschlag in seine Hände; Neapel ward erobert. Während nun die Ostgothen, an Kriegsruhm gewöhnt, den feigen Theodat vom Throne stießen und dagegen ihren General Vitiges zum König erwählten, gewann Belisar Rom (537), das er befestigte und ein ganzes Jahr lang (März 537 bis dahin 538) gegen Vitiges vertheidigte. Vergebens hatte dieser die Hülfe der Franken angesprochen und ihnen dafür große Opfer gebracht; er wurde genöthigt, nach Ravenna zu flüchten. Belisar folgte, und brachte es nach Beseitigung mehrerer Hindernisse dahin, daß ihm die Thore dieser Stadt geöffnet wurden (539). Vitiges samt großen Schätzen fiel in seine Hände, und der ostgothische Krieg schien geendigt, als Belisar im sechsten Jahre desselben (540) mit dem gefangenen Vitiges nach Constantinopel zurückkehrte.

Aber bald entbrannte dieser Krieg von neuem. Justinian, nach andern Seiten hin beschäftigt, konnte nur eine schwache Armee in Italien zurücklassen. Diese stand unter eilf Anführern, die, unter sich uneinig, die Unterworfenen durch Habsucht und Ungerechtigkeit erbitterten. Dagegen erhob sich eben durch ihr Unglück der alte Heldensinn der Ostgothen, vornehmlich seitdem Totilas an ihre Spitze trat. Im Jahr 541 brach dieser ruhmwürdige

dige Held aus Oberitalien hervor, schlug die Römer mehrmals im offenen Felde, eroberte mehrere feste Oerter, als Benevent und Neapel, und verschaffte sich eine Flotte. Die Mauern der eroberten Städte ließ er schleifen, weil er zu schwach war sie zu behaupten; aber die Einwohner behandelte er schonend, und gewann dadurch eben so viel wie durch seine Waffen, so daß er jetzt schon (543) seine Augen auf die Eroberung Roms richtete. Diese plötzliche Umänderung des Kriegsglücks nöthigte den Kaiser Justinian seinen erprobten Belisar abermals nach Italien zu schicken.

Belisar langte im Frühjahr 544 in Ravenna an, war aber dießmal außer Stand etwas Großes auszuführen: es fehlte ihm an Mannschaft, Geld und Lebensmitteln. Totilas eroberte Rom (17 Dec. 546), vertrieb das Volk, ließ einen Theil der Befestigung schleifen, und zog dann zu neuen Unternehmungen aus. Kaum war er fort, so besetzte Belisar Rom, und vertheidigte es gegen Totilas erneuertes Andringen. Aber mehr konnte er nicht ausrichten. Er wurde von seinem Kaiser erst ohne Unterstützung gelassen, und dann zurück berufen (549) und undankbar behandelt*). Nun breitete Totilas seine Macht weiter aus. Rom fiel (549) zum

*) Die Thaten und Schicksale Belisars schildert die dritte Erzählung im zweyten Abschnitte.

zum zweyten Male in seine Hände, dann (550) Tarent; ja er eroberte sogar Sardinien und Corsica, und verheerte die Küsten von Griechenland (552).

Diese abermaligen Fortschritte der Gothen bewogen den Kaiser Justinian an der Beendigung des ostgothischen Krieges ernstlich zu arbeiten. Er schloß deshalb aufs neue Waffenstillstand mit den Persern, und schickte den Narses mit einem großen Heere, wobey sich viele Longobarden befanden, nach Italien. Und wirklich gelang es diesem talentvollen Feldherrn dem langjährigen Kriege ein Ende zu machen. Im heutigen Toskana brachte er (im Jun. 552) den Ostgothen, die schon vorher zur See Einbuße gelitten hatten, eine große Niederlage bey. Sechstausend derselben blieben auf der Stelle, und selbst ihr heldenmüthiger König Totilas, der sie eilf Jahre lang zu Sieg und Ruhm geführt hatte, wurde getödtet. Vergebens stellte sich der tapfere Tejas, nach ihm zum König erwählt, an die Spitze der Ostgothen. Narses eroberte Rom (552) und andere Städte, und hatte das Glück, daß in einem hitzigen Treffen, das er (553) den Gothen in Campanien lieferte, Tejas von einem Wurfspieß durchbohrt wurde. Zwar entflammte der Tod dieses Helden den Muth der Gothen: sie fochten bis tief in die Nacht und erneu-

neuerten am folgenden Morgen das Gefecht; aber als sie alle ihre Anstrengungen fruchtlos sahen, so ließen sie den oströmischen Feldherrn um freyen Abzug ersuchen. Narses verwilligte ihn, um sie nicht zur Verzweifelung zu treiben. Demnach zogen die Gothen mit ihren Habseligkeiten aus Italien; nur etwa tausend derselben blieben als römische Söldner zurück. Hierauf (554) brachte Narses die festen Oerter, welche sie noch inne hatten, an sich, und vereitelte den Versuch, den die Franken wagten, sich Italiens zu bemächtigen. — Auf solche Art ging das Reich der Ostgothen nach sechzig Jahren seiner Dauer zu Grunde. Was sie in Frankreich, Helvetien und Deutschland besessen hatten, verblieb den Franken, denen sie am Anfang des Kriegs diese Länder abgetreten hatten; ihr Antheil an Pannonien fiel erst an die Longobarden, dann an die Avaren; ganz Italien aber nebst Sicilien und Dalmatien ward eine Provinz des oströmischen Reichs.

Ausser diesen Kriegen mit den Persern, Vandalen und Ostgothen hatte Justinian häufig auch mit den barbarischen Völkern zu kämpfen, als Herulern, Gepiden, Longobarden, Hunnen, und Bulgaren, die theils in dem heutigen Ungarn und Siebenbürgen wohnten, theils an der Donau und dem schwarzen Meere hinstreiften. Aber diese Kämpfe

bestand

bestand er mehr gezwungen als freywillig, und sie hatten nicht Eroberungen zum Zweck, sondern nur Sicherstellung der Grenzen, oder Abwendung verwüstender Streifereyen, die mitunter (wie im Jahr 564) bis in die Gegend der Hauptstadt reichten. Auch wurden sie größtentheils durch große Geldsummen, die den Barbaren ausgezahlt werden mußten, beendigt oder beseitigt.

Während Justinian so viele Kriege theils unternahm, theils abzuwenden suchte, richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die Künste des Friedens. Er sorgte für den Anbau seiner Staaten. Ueberall ließ er Mauern, Brücken, Wasserleitungen, Häuser und Kirchen aufführen; wenigstens versichert ein Schriftsteller seiner Zeiten, Procopius, daß keine Provinz zu nennen sey, in welcher er nicht eine Stadt oder Festung erbaut oder hergestellt, noch eine Stadt, worinn er nicht irgend ein prächtiges Gebäude errichtet habe. Ferner ließ er bald nach dem Anfang seiner Regierung (529—534) von den erfahrensten Rechtsgelehrten seiner Zeit, unter denen besonders Tribonianus genannt wird, die römischen Gesetze und deren Erklärung mit möglichster Vollständigkeit sammeln. Diese Sammlung, das Corpus juris genannt, die noch heutiges Tages als eine geachtete Quelle der

Rechts-

Rechtswissenschaft besteht, hat Justinians Namen und Andenken vorzüglich verherrlicht.

Endlich ist seine Regierung auch durch die Einführung des Seidenbaus, in Europa merkwürdig geworden. Zwey Mönche, heißt es, die, um Heiden zu bekehren, Persien und Indien durchzogen hatten, brachten die ersten Gespinnste (Kokons) nach Constantinopel, und zeigten dem Kaiser Justinian die Pflege des Seidenbaues. Justinian befahl ihnen, abermals nach Indien zu reisen, und nun brachten sie (555) in ihren ausgehöhlten Wanderstäben eine große Anzahl Eier von Seidenwürmern mit. Diese Eier wurden im nächsten Frühling in Mist ausgebrütet, die jungen Seidenraupen mit Maulbeerblättern gefüttert, und von ihnen Gespinnste gewonnen. Man kann an der Richtigkeit dieser Angaben zweifeln, und man hat auch daran gezweifelt; aber gewiß ist es doch, daß Justinian sich des Seidenbaus und Seidenhandels annahm, und zu Constantinopel, Athen, Corinth und Theben Seidenmanufacturen anlegte. Auch blieb Griechenland bis ins zwölfte Jahrhundert das einzige Land in Europa, das Seidenwürmer aufzog und Seide zu gewinnen wußte.

Indessen war die Regierung Justinians bey allem Glanze, der sie äusserlich umgab, doch keines-

neswegs warhaft ersprießlich für sein Reich; ja man kann vielmehr behaupten, daß sie den Grund zu dem Verfall desselben unter seinen Nachfolgern legte. Die neuen Eroberungen halfen dem Reiche nichts, vielmehr führten sie zu neuen Kriegen, die es erschöpften, und (wie die Errichtung so vieler Gebäude) zu neuen und drückenden Abgaben. Auch die neue Gesetzsammlung half wenig; denn Justinian folgte nicht sowohl den Gesetzen als den Eingebungen seiner Leidenschaftlichkeit. Er war partheyisch, eifersüchtig, habsüchtig und bedrückte seine Unterthanen durch gehässigen Wucher. Eben deshalb schrie ihm das Volk, als er einst bey einem Wettrennen erschien, stürmisch entgegen: "Wohlfeilere Zeiten, Kaiser, wohlfeilere Zeiten!" — Glaubensstreitigkeiten, vornehmlich über die Person Jesu, störten den Frieden der Kirche; in dem Schauplatz (Circus) wütheten die Partheyen der Grünen und Blauen (also genannt nach den farbigen Gewändern der Wettrenner), und Justinian selbst hatte Schuld an diesen Unruhen. Mit blinder Vorliebe begünstigte er die Parthey der Blauen, und in Glaubenssachen verlangte er, daß alle seine Unterthanen mit ihm einerley Meinung hegen sollten; ja man behauptet, daß seine Verfolgungen der Ketzer, die mehreren Hunderttausenden das Leben kosteten, nicht sowohl von seiner rechtgläubigen Gesinnung herrührten, als vielmehr

mehr von seiner Launenhaftigkeit und Habsucht. Endlich gereicht es ihm auch zum Vorwurf, daß er in Abhängigkeit stand von seiner Gemahlin Theodora, die, in früher Jugend eine liederliche Dirne, späterhin eine ehrsüchtige Scheinheilige, einen großen und nachtheiligen Einfluß auf die Regierung des Staats behauptete.

Aber wie verschieden auch über Justinian geurtheilt wird, und wie viele Fehler ihm vorgeworfen werden können: so muß ihm doch das Lob zugestanden werden, daß er ein thätiger und unternehmender Regent war, daß er die günstigen Umstände, die sich ihm zu großen Unternehmungen darboten, klüglich benutzte, und daß er zur Ausführung derselben gerade die Männer erwählte, die am geschicktesten dazu waren. Eben dadurch erhob er auch sein Reich, und gab ihm einen Glanz, den es nach ihm nie wieder erreichte.

3) Kriege, Verluste und innere Streitigkeiten von Justinian bis Theophilus.

Justinian starb den 24. Novbr. 565, im 39. Jahre seiner Regierung, ungefähr 83 Jahre alt, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Ihm folgte sein Neffe, der redlich gesinnte, aber schwache und kränkliche Justin II (565 — 578), und schon unter

unter dieſem ging Italien an die Longobarden verloren.

Narſes, der den oſtgothiſchen Krieg beendigt hatte, hatte funfzehn Jahre lang (352 — 367) als oſtrömiſcher Statthalter zu Ravenna regiert. Aber der Hof zu Conſtantinopel verkannte ſeine Verdienſte. Auf Anſtiften der Kaiſerin Sophie, der Gemahlin Juſtins II, wurde er (567) zurückberufen, und Longinus an ſeine Stelle geſendet. Dieſer ſchaffte die alte Regierungsart ab, ſetzte in jeder Stadt einen Aufſeher (dux) ein, nahm den Titel Exarch an, und wählte das feſte Ravenna zu ſeinem Wohnſitze. Narſes aber konnte den Schimpf ſeiner Abſetzung nicht ruhig ertragen. Aus Rache dafür lockte er die Longobarden nach Italien.

Die Longobarden oder, wie ſie ſpäterhin genannt wurden, die Lombarden wohnten damals in Pannonien, das ihnen Juſtinian eingeräumt hatte, damit ſie die nördliche Grenze des Reichs gegen die Gepiden, Heruler und andere fremde Völker ſchützen ſollten. Ihr damaliger König hieß Alboin*). Er hatte eben dem gepidiſchen Reiche ein

*) Mehreres über die Heldenthaten und Schickſale des Königs Alboin liefert die vierte Erzählung im zweyten Abſchnitt.

ein Ende gemacht, als die Einladung des Narses, nach Italien zu gehen, an ihn gelangte, und er säumte um so weniger sie anzunehmen, jemehr ihn Kriegslust und Ehrgeitz entflammte. Auch hatte ein Theil seiner Longobarden, der im Jahr 552 mit Narses nach Italien gezogen und dann zurückgesendet worden war, die Reize dieses schönen Landes kennen lernen. Im April des Jahrs 568 brach Alboin auf mit allen longobardischen Männern, Weibern und Kindern, und verstärkt durch Freywillige aus den benachbarten Völkern, namentlich durch 20,000 Sachsen, ehemalige Nachbarn und Freunde der Longobarden. Den Rücken sicherte er sich durch Verträge. Er überließ nämlich bey seinem Abzug seinen Antheil an Pannonien den Avaren, doch mit dem Beding, daß sie es ihm wieder einräumen sollten, wenn sein Unternehmen gegen Italien fehlschlagen würde. Aber es schlug nicht fehl.

Italien war durch den ostgothigen Krieg ausgesogen und verödet; der neue Statthalter oder Exarch Longinus war mehr mit Veränderung der Regierung als mit dem Kriegswesen beschäftigt; und Kaiser Justin II, zu gleicher Zeit von den Avaren und Persern bedroht, konnte keine Hülfe schicken. Demnach rückte Alboin, ohne Widerstand zu finden, ins Friaul, und dann immer weiter vor.

Feld-

Feldschlachten wurden nicht geliefert; die Oströmer vertheidigten sich nur einzeln in ihren Festungen. Aber bald waren ihnen diese entrissen. Aquileja öffnete (568) die Thore; Verona, Brescia, Lodi, Mailand und andere Städte wurden schnell erobert (569 — 570), Pavia erst nach dreyjähriger Belagerung (572). Dabey ließ es Alboin nicht an der nöthigen Klugheit fehlen; er ehrte die Geistlichkeit, suchte die Liebe des Volkes zu gewinnen, besetzte die Grenzen von Friaul und stellte überall Herzoge an. Innerhalb vier Jahren (568 — 572) war er Herr von Oberitalien, wo er ein neues Reich, das Reich der Longobarden, stiftete und Pavia zur Hauptstadt erwählte. Zu gleicher Zeit machten seine Heerführer in den übrigen Theilen Italiens Eroberung: unter andern fielen Spoleto und Benevent in ihre Hände. Den Oströmern aber blieb für jetzt nur das unzugängliche Ravenna mit den dazu gehörigen Bezirken, die Stadt und das Gebiet von Rom, Neapel und das jenseitige Calabrien.

Indessen war, während Italien an die Longobarden verloren ging, das oströmische Reich in einen höchst gefährlichen Krieg mit den Persern verflochten. Auch dieser Krieg begann unter der Regierung Justins II (570), und wurde unter

dessen Nachfolgern Tiberius (578 — 582) und Mauritius (582 — 602) zwanzig Jahre lang (570 — 590) größtentheils zum Nachtheil des oströmischen Reichs fortgesetzt. Als Thronstreitigkeiten unter den Persern ausbrachen, ruhete er eine Zeitlang (590 — 602); aber kaum hatte Phokas, ein blutgieriger Tyrann (reg. von 602 bis 610), den Kaiser Mauritius gestürzt und getödtet*), so brach er von neuem aus. Unter dem Vorwand, die Hinrichtung seines unglücklichen Freundes Mauritius an dessen Mörder zu rächen, fiel der persische König Kosroes II in das römische Gebiet (603). Nichts schien ihm Widerstand leisten zu können. Er überschwemmte mit seinen Truppen Syrien, Palästina, Aegypten; Jerusalem (614) und Alexandrien (616) fielen in seine Hände; darauf (617) streifte er sogar durch Kleinasien, und eroberte (618) Chalcedon, Constantinopel gegenüber. Zu gleicher Zeit drangen die Avaren, die schon vorher (592 — 603) das oströmische Reich und dessen Hauptstadt bedroht hatten, über die Donau, und Hungersnoth und Seuchen wütheten in Constantinopel. Das Reich schien seinem Untergange geweiht. Da erwachte der Muth und die besonnene Thätigkeit des Kaisers Heraklius, der den Phokas gestürzt hatte (reg.

*) S. unten im zweyten Abschnitt die fünfte Erzählung von dem Tode des Mauritius und Phokas.

(reg. von 610 bis 641). Er machte zuerst mit den Avaren Friede (620), rüstete sich dann gegen die Perser, und in sechsjährigen Feldzügen (622—628) entriß er ihnen nicht nur alle Eroberungen sondern drang auch tief in Persien ein. Eine Thronveränderung daselbst unterstützte seine Waffen. Nun kam es zum Frieden (628), kraft dessen die Perser die eroberten und wieder verlorenen römischen Provinzen förmlich abtraten, und zugleich auch das Holz vom Kreuze Christi, das sie von Jerusalem weggeschleppt hatten, und das Heraklius (629) feyerlichst dahin zurück brachte.

Doch die wieder erlangten Provinzen gingen bald wieder verloren, zwar nicht durch die Perser (denn diese, durch Krieg und innere Unruhen geschwächt, waren den Römern länger nicht gefährlich), sondern durch die von Muhamed begeisterten Araber, die nicht nur dem persischen Reiche ein Ende machten (651), sondern auch dem oströmischen die tiefsten Wunden schlugen. Heraklius versäumte es, oder war ausser Stand, diesem neuen Feinde gleich anfangs mit allem Nachdruck seiner Kräfte Einhalt zu thun. Die Truppen, die er den Arabern entgegenstellte, waren zu schwach, um sie aufzuhalten. Die Araber eroberten daher schon während seiner Regierung Syrien und Palästina (632 — 638), und damit die wichtigen Städte

Damas-

Damascus, Antiochien, Jerusalem (das Holz vom Kreuze Christi wurde gerettet!); darauf (640) Aegypten mit Alexandrien. Als Constans, ein Nachfolger des Heraklius, regierte (641 — 668), verheerten sie die Provinz Africa (647), eroberten und plünderten sie Cypern (648) und Rhodus (653), und streiften durch Kleinasien. Vergebens setzte sich Constans, den Hofcabalen und Religionsstreitigkeiten mehr als die äußere Sicherheit seines Reichs beschäftigten, den Arabern zur See entgegen; er wurde geschlagen. Unter Constantin IV, dem Sohn und Nachfolger des vorigen (668 — 685), brachen die Araber von neuem los (668), durchstreiften Kleinasien und belagerten sogar sieben Jahre nacheinander (668 — 675) Constantinopel. Aber dieß Unternehmen scheiterte. Das griechische Feuer*) rettete die Hauptstadt des oströmischen Reichs. Die arabischen Flotten, die sie belagerten, wurden dadurch vernichtet; und bald darauf (678) ward zwischen den Oströmern und Arabern ein Friede geschlossen, der diesen gegen eine jährliche Steuer den Besitz der schon vom oströmischen Reiche abgerissenen Länder sicherte.

Gleich-

*) Das griechische Feuer, auch das Seefeuer genannt, weil es unter dem Wasser brannte, war eine Erfindung des Syrers Kallinikus, die man aber wenig kennt, weil sie unter die Staatsgeheimnisse gerechnet wurde. Nur eine Vermuthung ist es, wenn man behauptet, es habe aus Naphtha, Schwefel und Harz bestanden.

Gleichwohl fand dieſes Reich noch immer nicht die Ruhe, deren es bedurfte. Im Jahre 679 gingen die Bulgaren über die Donau mit dem ernſten Vorſatz nicht länger jenſeit dieſes Fluſſes zu wohnen. Sie erreichten ihre Abſicht. Conſtantin IV, der ſie anfangs zurücktrieb, wurde genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen und denjenigen Theil von Thracien, der noch jetzt nach ihnen die Bulgarey heißt, abzutreten (680). Auch die Araber griffen bald wieder zu den Waffen (691), und vernichteten mit der Eroberung Carthagos (698) den letzten Reſt der römiſchen Herrſchaft in Africa. Im Innern des Reichs dauerten die alten Uebel fort. Gewaltſame Thronveränderungen, oft mit ſchauderhaften Miſſethaten bezeichnet, folgten ſchnell auf einander; blutgierige Regenten, wie ein Juſtinian II (685 — 711), erhoben ſich, und das entartete Volk jubelte bey den Unmenſchlichkeiten, die ſie verübten*). Ja auch in der Kirche herrſchte kein Friede. Zu den alten Glaubensſtreitigkeiten kamen neue, die, wie jene Thronveränderungen, nicht blos die Hauptſtadt, ſondern auch das ganze Reich erſchütterten.

Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht beſonders die berüchtigten Bilderſtreitigkeiten, die länger

*) Als Beweis hiervon leſe man die ſechſte Erzählung im zweyten Abſchnitt, überſchrieben "Juſtinian II."

ger als ein Jahrhundert dauerten. Den Grund dazu legte Leo III aus Isaurien (717 — 741), ein einsichtsvoller, kräftiger, thätiger Regent, dem der Wohlstand seines Reichs am Herzen lag, und der dasselbe durch Siege über die Araber und Bulgaren befestigte. Ihm war es ein Gräuel, daß sein Volk vor den Heiligenbildern niederfiel; die Verehrung derselben schien ihm ein Götzendienst, der die Würde der christlichen Kirche schände; und ohne die Vorurtheile oder Schwachheiten seines Volkes zu schonen (die der wahrhaft Weise nie unberücksichtigt läßt), beschloß er, diesem Bilderdienst ein Ende zu machen. Doch ging er, wenigstens anfangs, mit einiger Mäßigung zu Werke. Erst verbot er (726) nur die Anbetung der Bilder; dann (728 und 730), durch Widersetzlichkeit erbittert — denn in Italien, wie in Constantinopel wurde mit geistlichen und weltlichen Waffen gegen ihn gestritten — verbot er die Aufstellung der Bilder von Engeln, Heiligen und Märtyrern, und befahl, sie überall wegzuschaffen. Aber bald mußte er einsehen lernen, daß es leichter ist, im Felde zu siegen, als Vorurtheile auszurotten, die nur der Zeit, nie der Gewalt weichen. Es bildeten sich zwey Partheyen, die sich blind und tödtlich haßten. Die Bilderfreunde fluchten den Bilderfeinden als Gotteslästrern, diese verfolgten jene als Abgötter, und politisches Interesse mischte sich in diese kirchliche Strei-

Streitigkeit. Wie Leo III, so waren auch dessen Sohn Constantin V (741 — 755) und Enkel Leo IV (775 — 780) heftige Bilderfeinde; aber die Kaiserin Irene, die Wittwe Leo's IV und Vormünderin ihres Sohnes Constantin VI, erklärte sich, um durch die größere Parthey der Bilderfreunde die Regierung zu behaupten, für den Bilderdienst. Auf der Kirchenversammlung, die sie deshalb zu Nicäa veranstaltete (787), wurde ausgemacht, man dürfe vor den Bildern niederfallen, aber nicht sie göttlich verehren. Der Pabst zu Rom nahm diesen Beschluß mit Freuden an; aber nicht der fränkische Hof. Die Synode, die Karl der Große zu Frankfurt hielt (794), verwarf die Bilderverehrung. Ja auch im oströmischen Reich glimmten die Bilderstreitigkeiten noch lange fort, und brachen häufig, besonders unter den Kaisern Leo V (813 — 820) und Theophilus (829 — 842) zu lichten Flammen hervor. Doch kaum war Theophilus gestorben*), so stellte seine Wittwe Theodora, die als Vormünderin ihres Sohnes Michael III regierte, den Bilderdienst wieder her, und stiftete zur Befestigung desselben das Fest der Orthodoxie (19. Febr. 842).

Inzwi-

*) Einige Züge aus dem Leben des durch Talente und Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten Kaisers Theophilus sind unten im zweyten Abschnitt Num. 7 aufgestellt.

Inzwischen hatte das oströmische Reich von aussen her manchfaltige Verluste erlitten. Bald nach Anfang der Bilderstreitigkeiten, im Jahr 752 machten die Longobarden, die sich in Italien immer weiter ausgebreitet hatten, dem Exarchat zu Ravenna ein Ende, und überfielen dann das Gebiet von Rom. Dieses aber, geleitet von dem Pabste, der die Religionsstreitigkeiten zu Constantinopel zur Erhebung seines Ansehens zu benutzen wußte, riß sich ganz von den Oströmern los, und wendete sich an die Franken, die nicht nur das longobardische Reich zerstörten, sondern auch die Oströmer in Unteritalien auf Gaeta, Neapel, Otranto und Calabrien einschränkten. — Andererseits fielen die Bulgaren häufig in Thracien ein, und obschon sie öfters besiegt oder zurück getrieben wurden, so behaupteten sie sich doch an der Donau, so wie die Ungarn in Pannonien und die Chazaren am nördlichen Ufer des schwarzen Meeres. — Die Araber aber überfielen bald Kleinasien bald die Inseln des mittelländischen Meeres. Mitunter wurden sie geschlagen, öfter siegten sie. Als Michael II regierte (820 — 829), belagerten sie ein Jahr lang (821) Constantinopel. Ein andrer Haufe Araber, aus Spanien kommend, eroberte die Insel Creta (823), und baute daselbst Candax, wovon diese Insel den Namen Candia erhielt. Von Africa her fiel ein dritter Haufe Araber in Sici-

lien

lien ein (827) und zerstörte hier und in Calabrien die oströmische Herrschaft. Auch Kaiser Theophilus (829 — 842) war im Ganzen nicht glücklich gegen sie. Sie streiften unter ihrem Chalifen Al Motasem durch Kleinasien und verheerten des Theophilus Vaterstadt, Amorium in Phrygien, die dieser vergebens zu schützen suchte (838).

Demnach besaß das oströmische Reich, das am Anfang der gegenwärtigen Periode so weit ausgedehnt war, am Schlusse derselben nur noch die heutige europäische Türkey (mit Absonderung der Bulgarey) und den größten Theil von Kleinasien. Freylich war dieses Besitzthum, seiner Größe, Lage und Ergiebigkeit nach, sehr bedeutend; auch herrschte daselbst Betriebsamkeit der Unterthanen, Handel und eine nie ganz aufhörende Pflege der Künste und Wissenschaften; aber die Uebel, die vorzüglich von der Hauptstadt ausgingen, Ränke des Hofes und des Pfaffenthums, vergifteten die Kräfte des Reichs, so daß selbst die bessern Regenten den Untergang desselben nur verzögern, nicht entfernen konnten. Gleichwohl behauptete es sich länger als das Reich der Araber, das ihm höchst gefährlich wurde, aber fast eben so schnell wieder sank, als es sich unerwartet schnell erhoben hatte.

Zweytes Kapitel.

Von dem Reiche der Araber.

1) Schilderung Arabiens und seiner Bewohner — Bruchstücke aus der früheren Geschichte derselben — Muhameds Leben und Wirken — Schnelle Ausbreitung seiner Religion und seines Reichs — Stiftung des Chalifats.

Wenn das Reich der Oströmer uns das Bild eines alternden, mühsam sich fortschleppenden Staates darstellt: so zeigt uns dagegen das Reich der Araber das schnelle Aufblühen und Hinwelken menschlicher Herrlichkeit. Gleich dem frischen Leben des kräftigen Jünglings beginnt dieses Reich in der Mitte der gegenwärtigen Periode; lavinenartig wächst es; Asien, Africa und Europa zittern vor ihm. Aber ehe noch die gegenwärtige Periode zu Ende geht, unterliegt es seiner eigenen Größe, und nur die staunenswürdigen Wirkungen, die von ihm ausgingen, überleben seine Macht und verewigen seinen Ruhm.

Das Mutterland dieses Reiches war Arabien, eine große Halbinsel (55000 Quadratmeilen umfassend), durch Wüsten von Syrien, durch das rothe Meer von Aegypten, durch den Euphrat und

und persischen Meerbusen von Persien getrennt. Den nordöstlichen Theil dieses Landes füllen öde Sandwüsten. Hier scheint alles Leben der Natur im Sande erstorben; nur wo Quellen sprudeln, sind fruchtbare Plätze, die wie Inseln hervorragen. Bey ihnen erquicken sich die Araber, die mittelst ihrer ausdauernden Kamele diese Wüsten durchziehen. Im nordwestlichen Arabien erheben sich hohe Gebirge, unter denen der Horeb und Sinai mit heiligen Sagen umkränzt ist. Hier finden sich hin und wieder kühlende Höhlen, angenehme Thalgründe, duftende Weideplätze; aber der größte Theil dieses Landstrichs ist steinicht und unfruchtbar. Dagegen ist der südliche Theil Arabiens vor allen übrigen von der Natur begünstigt. Er ist reich an Wasser und fruchtbaren Auen, er nährt herrliche Pferde, er ist das Vaterland des Weihrauchs, Balsams und Kaffees. Im Bezug auf diese verschiedene Landesbeschaffenheit hat man schon frühzeitig Arabien in das wüste, steinichte und glückliche eingetheilt.

Unter den Städten dieses Landes ragte von Alters her Mecca hervor, im steinichten Arabien, in einem unfruchtbaren Thale, nach allen Seiten hin von Bergen umschlossen. Schon zu Abrahams Zeiten soll sie gegründet worden seyn, und gewiß ist es, daß sie, noch ehe Muhamed auftrat, der

Mit-

Mittelpunct eines groſsen Völkerverkehrs war. Ihre Lage, nicht weit vom rothen Meere, zwiſchen Syrien und dem glücklichen Arabien, machte ſie zum Sitz eines lebhaften Handels, und ihr heiliger Tempel, Kaaba genannt, ward als der älteſte und heiligſte Tempel Arabiens häufig von Pilgrimen beſucht. Die Stiftung deſſelben wird dem Patriarchen Abraham zugeſchrieben. Einſt kehrte dieſer, ſo lautet die Sage, bey ſeinem Sohne Ismael, den er auf Antrieb der Sara vertrieben hatte, zu Mecca ein. Ismael war abweſend, aber ſeine Frau nahm den Patriarchen ehrerbiethigſt auf, ließ ihn auf einen ſchönen Grundſtein niederſetzen und bewirthete ihn. Erſt nach ſeiner Abreiſe kam Ismael nach Hauſe. Er lobte das Verfahren ſeiner Frau, küßte voll Ehrfurcht den Stein, auf welchem ſein Vater geſeſſen hatte, und bewahrte ihn als ein Heiligthum. Nach einiger Zeit kam Abraham wieder nach Mecca und erbaute auf göttlichen Befehl mitten in dieſer Stadt einen heiligen Tempel, zu deſſen Beſuchung alle Völker eingeladen wurden. In dieſem Tempel ward jener Stein, auf welchem der Patriarch zuerſt geſeſſen, und der ihm beym Bau zum Ruhepunct gedient hatte, aufgeſtellt. Beyde aber, der Stein und der Tempel, erhielten den Namen Kaaba, und Ismael wurde erſter Hüter deſſelben. So ſoll der Tempel entſtanden ſeyn, der noch heutiges Tages

in ganz Arabien als das erhabenste Nationalheiligthum verehrt wird.

Die Araber selbst, oder, wie sie bey Griechen und Lateinern heißen, die Saracenen d. i. die Morgenländer (wahrscheinlich also genannt nach dem Namen eines Stammes, der in der Nähe von Syrien am Euphrat wohnte) sind sich im Ganzen genommen seit Jahrtausenden gleich geblieben. Die Beschaffenheit ihres Landes und die Entfernung fremden Einflusses konnte ein solches Festhalten an alterthümliche Sitten und Lebensweisen herbeyführen. Sie waren und sind noch jetzt theils Beduinen (Wüstenbewohner), die auf ihren Kamelen die Wüsten durchzogen und Karavanen begleiteten oder beraubten, theils solche, die in Städten lebten, Ackerbau und bürgerliche Gewerbe trieben. Ihr Character war und ist gleichsam ein Abdruck alles Wilden und alles Herrlichen ihres Landes. Sie liebten von jeher Raub, Krieg, Blutvergießen; waren zur Härte, Grausamkeit und Rachgier geneigt; nicht leicht entwich ein einmal aufgefaßter Groll ihrem Gemüthe. Dagegen waren sie ausnehmend gastfrey gegen Fremde, ehrerbietig gegen das Alter, zuverlässig in ihren Versprechungen, kühn, thätig, voll lebhaften Witzes, eifrige Vertheidiger ihrer Freyheit, stolz auf ihren Ursprung, den sie von Abraham und Ismael ableiteten, auf

ihre

ihre herrlichen Pferde, deren Geschlechtsregister sie verzeichneten, und auf ihre reiche und dichterische Sprache. Schon in den Zeiten der Unwissenheit — so nennen sie die Zeiten vor Muhamed — und ehe sie noch Buchstabenschrift kannten, blühete unter ihnen Dichtkunst, Sternkunde, Sterndeuterey und Handel mit Producten ihres Landes und mit Waaren aus Indien. Mehrentheils waren sie dem Götzendienst zugethan; aber auch der Glaube an einen einzigen Gott, der die Welt durch Untergottheiten regiere, und sich durch Engel und Propheten offenbare, hatte bey ihnen Eingang gefunden. Frühzeitig standen sie mit den Juden in Verbindung, und späterhin lebten viele aus Palästina vertriebene Juden unter ihnen, ja auch verschiedene Secten der Christen. Was Wunder also, wenn sie mit mancherley Sagen aus dem Juden- und Christenthume bekannt waren!

Ihre frühere Geschichte ist uns bis auf wenige Bruchstücke unbekannt. Von jeher setzte die Lage und Beschaffenheit ihres Landes dem Eindringen kühner Eroberer unübersteigliche Hindernisse entgegen. Eben deshalb gelang es weder den Macedoniern noch den Römern hier bedeutende oder bleibende Eroberungen zu machen: und noch jetzt behaupten die Türken nur eine Scheinherrschaft, und auch diese nur über einen Theil Arabiens.

Aber

Aber die Araber selbst machten kein verbundenes Ganze aus. Sie waren in Stämme und Familien getheilt, die unter Scheiks und Emirs standen und sich oft und feindselig bekriegten. Nur in dem nördlichen und südlichen Arabien bestanden von Alters her kleine Reiche, aber ohne Einfluß aufs Ganze. Als Muhamed auftrat, waren sie in Ohnmacht, abhängig von den Oströmern und Persern. Mecca und dessen Nebenbuhlerin Jathreb (oder Medina) waren frey; aber beyde Städte lebten in bittrer Feindschaft gegen einander. Ganz Arabien war voll Spaltungen, ohne Regung und Kraft für große Thaten. Aber wie ganz anders mußte es bey der Bildungsfähigkeit dieses Volkes werden, wenn die einzelnen Stämme zu Einem Ganzen vereinigt, und zum Gefühl ihrer schlummernden Kräfte erhoben werden konnten! Den Beruf dazu fühlte Muhamed in sich.

Muhamed, der Sohn Abdallahs, geboren zu Mecca um 569, ein Sprößling des mächtigen und angesehenen Stammes Korzeisch, erst Kaufmann, dann (wahrscheinlich) einem beschauenden Leben hingegeben, trat im vierzigsten Jahre seines Alters (609) als Religionslehrer auf. Im Vertrauen auf erhaltene Offenbarungen kündigte er sich als den Gesandten Gottes an, der den Auftrag habe, die alte Religion Abrahams, des (angeblichen)

Stammvaters der Araber, zu erneuern, oder den Islam, d. i. Glauben und Vertrauen zu dem alleinigen Gott, zu predigen. Es giebt, war der Hauptsatz seiner Lehre, es giebt nur einen Gott und Muhamed ist sein Prophet. In Mecca, seiner Vaterstadt, fand er nur wenig Anhänger, aber viele Gegner; vorzüglich widersetzten sich ihm seine eigenen Stammgenossen, die Koreischiten, die seit länger als hundert Jahren geistliche und weltliche Herrschaft zu Mecca behauptet hatten. Eine Verschwörung derselben gegen sein Leben nöthigte ihn, Mecca zu verlassen. Er flüchtete daher in das ihm befreundete Medina (622), das sich schon früher für ihn erklärt hatte; und hier, wo er seine Religion weiter ausbildete, hier legte er auch den Grund zu seiner weltlichen Macht. Er bewaffnete seine Anhänger, machte es ihnen zur Glaubenspflicht, seine Lehre wie sein Ansehen zu erheben, und fing selbst an, für beydes das Schwert zu ziehen. Von nun an erschien er nicht blos als Prophet, sondern auch als Held, als Eroberer, als Herrscher. Sieben Jahre nach seiner Flucht (629) zog er als Sieger in Mecca ein; der Stamm der Koreischiten mußte sich ihm, wie die übrigen arabischen Stämme, unterwerfen; ja er ergriff selbst gegen den oströmischen Kaiser die Waffen, und bedrohte die Perser. Als er im Jahre 632 starb, war er Herr von ganz Arabien,

das

das er durch das Band eines Glaubens vereinigt und begeistert hatte *).

Mit staunenswerther Schnelligkeit verbreitete sich sein Reich und seine Lehre. Schon dreyßig Jahre nach seinem Tode war ganz Syrien und Palästina, Persien und Aegypten von seinen Arabern erobert. Hierauf drangen diese längs der Nordküste von Africa in Spanien, ja auch in Frankreich ein, während ihre Flotten die wichtigsten Inseln des mittelländischen Meeres heimsuchten und Constantinopel belagerten. Andrerseits durchkreuzten sie Kleinasien bis zum schwarzen Meere, nahmen Armenien ein, ferner die Gegenden am Kaukasus und dem kaspischen Meere und drangen über den Gihon bis tief nach Indien. Kurz, schon hundert Jahre nach Muhameds Flucht (ums Jahr 722) erstreckte sich das Reich der Araber von Indien bis zum atlantischen Meere.

Die erste Ursache dieser schnellen und großen Eroberungen ist in dem hohen Enthusiasmus zu suchen, den Muhamed seinen Arabern eingehaucht hatte.

*) Ich habe hier nur die Hauptpuncte aus dem Leben Muhameds zusammen gestellt. Eine ausführliche Erörterung desselben folgt unten in der achten Erzählung des zweyten Abschnitts.

hatte. Von jeher waren die Araber tapfer bey Mäßigkeit und einfachen Sitten, jetzt aber wurde ihre Tapferkeit durch religiöse Begeisterung emporgehoben. Muhamed hatte es, wie schon gesagt, seinen Arabern zur Pflicht gemacht, mit dem Schwert in der Hand von den Ungläubigen Glauben oder Tribut zu fordern; sie meinten also für die Sache Gottes zu streiten. Widerstand und Sieg erhöhete ihren Muth, und der Glaube an einen unbedingten Rathschluß Gottes und an die Freuden des Paradieses machte sie standhaft bey den größten Gefahren, und unverzagt bey den Grauen des Todes. Aber auch das Glück war für sie geschäftig. Es gab ihnen kühne und uneigennützige Feldherren, die, von gleichem Enthusiasmus belebt, nicht für ihren Vortheil, sondern für die Sache des Propheten fochten, und willig den Anordnungen ihrer Oberhäupter folgten. Hierzu kam, daß die größten Reiche der damaligen Zeit, das persische und oströmische, in Ohnmacht lagen: beyde hatten ihre Kräfte in gegenseitigen Kriegen erschöpft. Ferner war auch das Christen- und Judenthum in Verfall; die Secten der Christen waren voll gegenseitiger Feindschaft; fast überall kam daher Verrätherey den Arabern entgegen und erleichterte ihre Fortschritte. Endlich war die Herrschaft der Araber, anfangs wenigstens, sehr erträglich und der Willkühr und Habsucht oströmi-

scher

scher oder persischer Statthalter weit vorzuziehen. Wer den Islam annahm, wurde ihnen einverleibt, und war sofort eben so frey als sie; wer ungläubig blieb, behielt seine Gesetze und Rechte, hatte aber Tribut zu erlegen, der jedoch bey den noch mäßigen Bedürfnissen der Araber sehr mäßig war.

Diejenigen, die nach Muhamed über das Reich der Araber herrschten, führten den Namen Chalifen (Nachfolger), oder Emirs al Mumenin (Fürsten der Gläubigen). Keine Wahlbedingung, keine Gesetze noch Privilegien beengten ihren Willen; nur der Koran sollte ihre Richtschnur seyn, aber sie selbst waren die Ausleger desselben. Denn wie schon Muhamed nach dem Beyspiel der Koreischiten geistliche und weltliche Macht vereint besessen hatte, so waren auch seine Nachfolger (die Chalifen) Fürsten- und Priester zugleich. In den Krieg gingen sie nicht; die Führung desselben übertrugen sie ihren Feldherren; sie selbst blieben zu Hause. Sie hielten es für ihre wichtigste Herrscherpflicht, in den Moscheen ihrer Residenzen Gebete und Anreden ans Volk zu halten, daselbst Fluch und Segen auszusprechen, und das Ganze dadurch zu leiten, daß sie den Feldherren Befehle ertheilten und ihnen Statthalterschaften zu- oder absprachen. Anfangs lebten sie in achtungswerther Einfalt zu Medina, dann in Pracht und Ueppigkeit zu Damas-

mascus, damals das irdische Paradies genannt, und zuletzt in dem neuerbauten und volkreichen Bagdad, wo sie Künste und Wissenschaften übten und verbreiteten. Zum Thron gelangten sie anfangs durch Wahl der Häupter oder des sterbenden Chalifen; späterhin durch Erbfolge. Nie blieb ihr Thron unbesetzt: an demselbigen Tage, an welchem ein Chalif starb, trat ein anderer an seine Stelle. Ihrer Abkunft nach gehörten sie alle zu dem Stamme Koreisch, aber nicht zu einer und derselben Familie dieses Stammes. Die fünf ersten Chalifen gehörten zu dem Hause Muhameds; diesen folgte das Haus der Ommaijaden, und diesen das Haus der Abbassiden. An die Schilderung der merkwürdigsten Chalifen aus jedem dieser drey Häuser wollen wir nun die fernere Geschichte des arabischen Reichs knüpfen.

2) Chalifen aus dem Hause Muhameds, 632 — 661.

Nach dem Absterben Muhameds, der weder einen Sohn hinterlassen, noch einen Nachfolger ernannt hatte, schien Ali, der Gemahl der Fatima, der geliebtesten Tochter des Propheten, und sein erster Vezier, das nächste Recht auf die Nachfolge zu haben. Allein er wurde zurückgedrängt durch den Haß und die Arglist der Ayescha, der Wittwe Muhameds. Auf ihre Veranstaltung und mit

Hül-

Hülfe Omars ward ihr Vater Abu-Beer zum ersten Nachfolger Muhameds ernannt.

Abu-Beer (632 — 634), gepriesen wegen seiner Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe, befestigte zuerst die Ruhe im Innern von Arabien, und begann dann auf dem von Muhamed vorgezeichneten Wege auswärtige Eroberungen. Er schickte Heere aus gegen Persien und Syrien, und sie waren auf beyden Seiten glücklich: sogar Damascus ward erobert (634). Er selbst sammelte die einzelnen Aussprüche und Lehren Muhameds, oder den Koran, zu einem Ganzen, das gleichfalls Koran genannt wurde. Späterhin erschien unter dem Namen Sunna oder Sonna eine zweyte Sammlung von Sittenregeln und Ueberlieferungen aus Muhameds Leben, die bey vielen gleiches Ansehn als der Koran erhielt *).

Nach Abu-Becrs Tode wurde der zweyte Schwiegervater des Propheten, Omar, dessen Nachfolger (634 — 644), der erste, der den Titel Emir al Mumenin, oder "Fürst der Gläubigen" erhielt. Unter ihm machten die Araber, noch voll des ersten Enthusiasmus die stannenswür-

*) Mehreres über Abu-Beer und dessen Nachfolger Omar enthält die neunte Erzählung im zweyten Abschnitte.

würdigsten Eroberungen. Sie bezwangen einen großen Theil von Persien und Armenien, ferner Palästina samt Jerusalem (637), die Städte Phöniciens, namentlich Tripolis und Tyrus, wodurch sie eine ansehnliche Seemacht erhielten, und vollendeten mit der Einnahme Antiochiens die Eroberung von ganz Syrien (639). Ja auch Aegypten unterwarfen sie sich. Hier eroberten sie unter Amrus Anführung Alexandrien (640), wo sie die Ueberreste jener Bücherſammlung verbrannten, die einst die Ptolemäer angelegt hatten *). In den eroberten Ländern setzte Omar die Feldherren, die sie erobert hatten, zu Statthaltern ein. Er selbst lebte bey allem Glanze seines Reichs einfach und spärlich, wie der Geringste seiner Unterthanen, streng gegen sich, aber zärtlich und freygebig gegen Andre. Seine Unterthanen betrachteten ihn als ihren gemeinschaftlichen Vater, der sich blos durch seine Tugenden vor ihnen auszeichne. Gleichwohl wurde er, während er in der Moschee zu Medina betete, von einem Sclaven, dem er eine Bitte abgeschlagen hatte, tödtlich verwundet. Drey Tage darauf starb er, 63 Jahre alt, im eilften Jahre seiner Regierung, 644.

Ihm

*) Von der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandria handelt die zehnte Erzählung im zweyten Abschnitt.

Ihm folgte durch Wahl Othman (644 — 656), ein Schwiegersohn Muhameds, eben so glücklich als seine Vorgänger, aber nicht so unbescholten. Die großen Eroberungen, die unter Omar gemacht worden waren, wurden unter ihm befestigt und erweitert. Moawijah behauptete in Syrien, Amru in Aegypten die Herrschaft der Araber. Von dort aus eroberte Moawijah die Inseln Cypern (648) und Rhodus (653), und von hier aus versuchten 40000 Araber unter Abdallahs Anführung (doch damals vergebens!), die Nordküste von Africa zu erobern. Dem persischen Reiche wurde (651) völlig ein Ende gemacht. Othman selbst, der nie aus Arabien kam, machte sich durch Geitz und Partheylichkeit verhaßt. Eine Verschwörung entstand gegen ihn, und er ward, 82 Jahre alt, (656) im Aufruhr ermordet.

Jetzt erst, da kein andrer der näheren Anverwandten Muhameds übrig war, erhielt es der fromme Ali, daß er zum Chalifen ernannt wurde. Allein mit seiner Regierung (656 — 660) fingen die innern Unruhen an, die von nun an bald mehr bald weniger an der Wurzel des arabischen Staates nagten. Ayescha, die "Mutter der Gläubigen," Alis unversöhnliche Feindin, hatte seine Ernennung zum Chalifen nicht hindern können, desto eifriger suchte sie ihn zu stürzen. Wirklich brachte sie das

ganze

ganze Reich in Aufruhr, unterstützte den Moawijah, Statthalter von Syrien, der sich von seinen Truppen zum Chalifen ausrufen ließ, und zog selbst gegen Ali zu Felde. Doch im Felde war ihr dieser überlegen. Sie ward geschlagen und gefangen (656), aber als Mutter der Gläubigen von dem frommen Ali mit Schonung behandelt. Dagegen erhob sich Moawijah in Verbindung mit Amru, dem Eroberer und Statthalter Aegyptens; die Prophetenstädte Medina und Mecca fielen in seine Hände (660); nur Kufa blieb dem Ali treu. Doch konnte er seinen Feinden nicht entrinnen. Er wurde durch dieselbe Parthey, die den Othman getödtet hatte, im fünften Jahre seiner sturmvollen Regierung zu Kufa ermordet (660): — er, ein edler Mann, dessen hoher Geist noch aus seinen Sittensprüchen zu uns redet *). — Sein Sohn Hasan, von seinen Anhängern zu Kufa zum Chalifen ernannt, konnte sich nicht gegen die überlegene Macht Moawijahs behaupten. Er ward von diesem genöthigt, schon nach sechs Monaten, die Regierung niederzulegen, und bald darauf (661) ward er vergiftet.

Diese Unterdrückung des Hauses Ali erzeugte große Spaltungen unter den Muhamedanern. Sehr viele

*) Einen Auszug aus Ali's vortrefflichen Sittensprüchen findet man im zweyten Abschnitt Num. XI.

glaubten, dem Ali habe die Herrschaft gebührt, und Abu-Becr, Omar und Othman wären, so wie alle, die nach ihm regierten, unrechtmäßige Regenten. Sie verehrten daher den frommen Ali als einen Märtyrer und Heiligen. Diese Anhänger des Hauses Ali, die sich vorzüglich in Persien ausbreiteten, bekamen den Namen Schiiten oder Sectirer. Ihnen standen die Sunniten entgegen, welche der Sunna oder Tradition ein gleiches Ansehn, wie dem Koran beylegten, und Ali's Andenken in ihren Moscheen verfluchten. Und keine Zeit hat diese Partheyen und ihren gegenseitigen Haß unterdrückt. Noch jetzt nähren die Perser, als Schiiten, einen unauslöschlichen Haß gegen die Türken und gegen alle, welche, als Sunniten, die drey ersten Nachfolger Muhameds für rechtmäßig halten.

3) Chalifen aus dem Hause der Ommaijaden, 661 — 750.

Das Haus der Ommaijaden, das mit Moawijah, dem Sohn Abu Soffians und Enkel Ommaijah's, zum Besitz des Chalifats gelangte, behauptete dasselbe fast neunzig Jahre. Unter ihm erhielt das arabische Reich seine größte Ausdehnung, aber auch in seinem Innern große Veränderungen. Der Sitz des Chalifats kam von Medina nach Damascus, Wohlleben und Ueppigkeit

kam

kam an die Stelle der anfänglichen Sitteneinfalt; der Handel wurde erweitert, und eine blühende Kultur vorbereitet. Aber auch zugleich erschütterten die sich immer erneuernden und vermehrenden Spaltungen im Innern die Festigkeit des Ganzen.

Moawijah I (661 — 680), der zuerst aus dem Hause der Ommaijaden auf den Thron gelangte, war auch der erste unter den Chalifen, der von der strengen Einfalt eines Omar und von den Forderungen des Koran abzuweichen wagte. Er war es ferner, der den Sitz des Chalifats nach Damascus in Syrien verlegte, wo er schon früher als Statthalter wegen seiner gelinden Regierung beliebt war; und er war es endlich, der die bisher üblichen Chalifenwahlen abschaffte und das Chalifat zn einem Erbreich für sein Haus machte. Als er die innern Unruhen beseitigt hatte, schienen ihm neue Eroberungen zur Befestigung seines Thrones nöthig. Er schickte daher nach allen Seiten Heere aus, und größtentheils mit glücklichem Erfolg. Von Korasan aus drangen sie östlich über den Oxus und nahmen Samarcand ein (673); in Africa rückten sie westwärts vor, eroberten das alte Cyrene, und näherten sich Carthago (670); nordwärts zogen sie durch Kleinasien bis nach Chalcedon (668). Ja auch als Seemacht thaten sie sich hervor. Im Besitz von Cypern und Rhodus beun-

beunruhigten sie die Küsten von Kleinasien, und erschienen sogar vor Constantinopel, das sie sieben Jahre lang (663 — 675), aber vergebens, belagerten. Das griechische Feuer rettete diese Stadt; die Araber verloren dabey über 30000 Mann, und in dem Frieden, den Moawijah kurz darauf (678) mit dem griechischen Kaiser schloß, versprach er für den unangefochtenen Besitz der bisher gemachten Eroberungen einen jährlichen Tribut an Pferden, Sclaven und Geld.

Unter Jezid I, dem Sohn und Nachfolger Moawijah's (680 — 683), erneuerten sich die innern Unruhen. Das Haus Ali, an dessen Spitze Hosein, Hasans Bruder, und Abdallah standen, stellte Gegenchalifen auf. So entstanden zwey Chalifate, eins zu Mecca und das andere zu Damascus. Hosein wurde zwar besiegt (680); aber Abdallah, Chalif zu Mecca, behauptete sich in Arabien, Irak und Aegypten sowohl gegen Jezid I, als gegen dessen Nachfolger Moawijah II (683) und Merwan I (683 — 684). Erst dem Abdol-Malec, Merwans Sohn, dem fünften Chalifen aus dem Hause Ommaijah (684 — 705), gelang es, mit Gewalt der Waffen die inneren Unruhen beyzulegen, und das arabische Reich wieder zu vereinigen. Darauf erneuerte er (691) den Krieg gegen die Oströmer, denen er jenen, von

Moa-

Moawijah bewilligten Tribut versagte. Ein Theil seiner Truppen eroberte ganz Armenien (691 — 696); ein anderer drang (692 — 698) auf der Nordküste von Africa vor, und brachte Carthago unter die Herrschaft des Chalifats. Ueberdieß machte sich Abdol-Malec auch dadurch merkwürdig, daß er zuerst arabische Münzen prägen ließ (691, oder 695).

Aber noch merkwürdiger ist die Regierung seiner Söhne, Al-Walid (705—714) und Soleiman (714—715), unter denen das arabische Reich die größte Ausdehnung erhielt. Ostwärts eroberten Al-Walids Truppen Turkestan oder den Landstrich zwischen dem Gihon und Jaxartes, und einen großen Theil von Indien, wodurch der Handel der Araber sehr erweitert wurde; westwärts vollendeten sie die Eroberung der Nordküste von Africa, und gingen von da nach Europa über, wo sie sich Portugals und Spaniens bemeisterten (711 und 712). Gelegenheit zu dieser für ganz Europa höchst wichtigen Eroberung gab Folgendes.

Die Westgothen, die seit Unterdrückung der Sueven (585) über die ganze iberische Halbinsel herrschten, waren durch innere Unruhen und Verfall der alten Sitten getheilt und geschwächt. Ihr damaliger König Roderich (710) hatte die Söhne

Witi-

Witiza's, seines Vorgängers, verdrängt und eine Tochter des mächtigen Grafen Julian geschändet. Hierüber erbittert wendeten sich Julian und des Witiza Söhne an den arabischen Statthalter von Africa, Musa, und forderten ihn auf, nach Spanien zu kommen, um den König Roderich zu unterdrücken. Sie glaubten vielleicht, die Araber würden, zufrieden mit Beute und etwa dem westgothischen Mauretanien, wieder nach Africa zurückziehen; aber sie opferten Religion und Vaterland ihrer Rachsucht auf. Musa hatte eben die Eroberung von Ceuta, das, nebst einem ansehnlichen Gebiet von Mauretanien, damals den Westgothen gehörte und von dem Grafen Julian tapfer vertheidigt worden war, vergeblich versucht, als jene Boten bey ihm eintrafen. Höchst erfreut nahm er ihre Einladung auf, doch wagte er nicht eher derselben zu folgen, als bis der Chalif Al-Walid seine Einwilligung dazu gegeben hatte. Kaum war diese erfolgt, als die Landungen der Araber an den spanischen Küsten versucht wurden (710). Tarik oder Tarif, Musa's Untergeneral, landete 711 an der südlichsten Spitze Spaniens, die von ihm befestigt wurde, und nach ihm den Namen Gibraltar (Gebel Al Tarik, Berg des Tarik) erhielt. Kurz darauf kam es zwischen ihm und dem König Roderich zu der entscheidenden Schlacht bey Xeres unweit Cadix (711 oder 712). Tarik siegte,

Rode-

Roderich fand seinen Untergang auf der Flucht, und Spanien fiel in die Hände der Araber. Nun kam Musa, um nicht einem Untergeneral den Ruhm so großer Eroberungen allein zu lassen, mit einem neuen Heere herbey, und in kurzer Zeit wurde den Westgothen ganz Portugal und Spanien entrissen. Nur in den Gebirgen von Asturien erhielt sich ein Funke ihrer vorigen Lebenskraft. Der tapfre Pelagius oder Pelayo, ein westgothischer Prinz, hatte sich dahin geflüchtet, behauptete sich, und legte dort den Grund zu einem Reiche, das, allmählich wachsend, nach sieben Jahrhunderten die Herrschaft der Westgothen über ganz Spanien zurückführte*).

Inzwischen verbreiteten sich die Eroberungen der Araber unter Soleiman, Al-Walids Bruder (714 — 717), über Georgien, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere (716); doch mißlang die zweyte Belagerung von Constantinopel, die Soleiman 715 unternehmen ließ, eben so wie die erste unter Moawijah. Die Araber verloren den größten Theil ihrer Flotte, die aus 1800 Schiffen bestand, und von ihrem Heere, anfangs 120,000 Mann stark, retteten sich nur wenige Ueberreste. Dagegen erwarb sich Soleiman das Verdienst, daß er den Handel beförderte, das Münzwesen

*) Mehreres über den Pelagius findet sich unten in der vierzehnten Erzählung im zweyten Abschnitt.

wesen verbesserte, und in Aegypten einen Nilmesser errichten ließ.

Nach Soleimans Zeiten suchten die Araber einen Plan, den schon Musa gefaßt haben soll, in Ausführung zu bringen. Sie wollten nämlich über Frankreich, Italien, Deutschland und Ungarn nach Constantinopel vordringen, und so das südliche Europa nebst dem oströmischen Kaiserthume unterjochen. Die damalige Schwäche der europäischen Reiche und deren politische und religiöse Spaltungen schienen diesen schwindelnden Plan zu begünstigen. Wirklich drangen sie über die Pyrenäen vor und unterwarfen sich das südwestliche Frankreich von dem Ausfluß der Gironde bis zur Rhone. Alles schien ihnen weichen zu müssen. Da erhob sich die Heldenkraft Karl Martells, des Großhofmeisters (Major Domus) des fränkischen Königs. Wohlgerüstet und vorsichtig rückte er den Arabern entgegen. Zwischen Tours und Poitiers traf er sie (732), und erfocht in einer heißen Schlacht einen entscheidenden Sieg. Ihr Anführer Abderrahman fiel mit der Blüthe des Heeres; Frankreich, und die Herrschaft des Christenthums in Europa war gerettet*).

Bald

*) Man sehe die siebzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt.

Bald darauf erlitten die Araber auch von den Oströmern, die ihr kräftiger Kaiser Leo der Isaurier anführte, eine empfindliche Niederlage (734); und, was ihren Eroberungseifer noch mehr hemmte, in Arabien selbst brachen innere Uneinigkeiten aufs neue aus, vorzüglich seitdem Jezid III (744) den Sold der Truppen herabgesetzt und Merwan II (744—750) aus einer Seitenlinie der Ommaijaden sich in das Chalifat eingedrungen hatte. Das ganze arabische Reich zerfiel nun in Partheyen; blutige Kriege wütheten im Innern. Eine Zeitlang blieb es ungewiß, welche Parthey siegen würde. Endlich gewann das Haus Abbas aus der Familie der Haschemiten die Oberhand. Merwan ward gänzlich geschlagen (749) und auf der Flucht nach Aegypten getödtet (750). Mit ihm erlosch des Chalifat des Hauses der Ommaijaden.

4) Chalifen aus dem Hause der Abbassiden, 750—842.

Das Haus der Abbassiden blieb im Besitz des Chalifats bis zu dessen völliger Auflösung oder Vertilgung im Jahr 1258, also über fünfhundert Jahre; aber freylich unter ganz verschiedenen Verhältnissen. Nur die ersten Abbassiden bis auf Al-Motasem, unter denen einige vortreffliche Fürsten hervorstrahlen, behaupteten glänzende Macht und

unum-

unumschränktes Ansehen. Die letzten hingegen waren herabgewürdigte Fürsten, mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach Regenten, nur auf religiöse Obliegenheiten und, im Besitz der Macht, nur auf Bagdad und dessen Umgebungen eingeschränkt. Alle aber hatten das gemein, daß sie durch Minister regierten, deren Macht freylich von der Persönlichkeit des jedesmaligen Chalifen abhing, und eben so an Stärke, wie diese an Schwäche, zunahm. — Der reißende Strom des Kriegsglücks, der schon unter den letzten Ommaijaden ins Stocken gekommen war, versiegte unter den Abassiden; sie konnten nicht einmal das längst Eroberte zusammen halten, und schon unter den ersten von ihnen fingen die Zersplitterungen des großen Chalifates an. Dagegen verbreiteten sie Künste und Wissenschaften in ihrem Reiche und schmückten dieß dadurch mit einem neuen und dauernden Ruhme.

Der erste Abbassiide, Abul Abbas, auch Al Saffah (der Blutgierige) genannt, der den Chalifen Merwan besiegt hatte, war seine ganze Regierung hindurch (750 — 754) beschäftigt, die Ommaijaden und deren Anhänger zu unterdrücken. Schreckliches Blutvergießen wurde über sie verhängt: auf 600,000 derselben sollen nur allein durch Scharfrichter hingerichtet worden seyn. Auch war Abul der erste unter den Chalifen, der durch

Minister oder Veziere regierte, um dadurch den Unwillen des Volkes, eine Folge seiner blutigen Regierung, von sich abzulenken.

Sein Bruder und Nachfolger Al-Mansur (754 — 775) gebrauchte gleiche Strenge gegen gleiche Unruhen. Denn nicht nur die Ueberbleibsel der Ommaijaden, sondern auch die verschiedenen Sprößlinge des Hauses Ali suchten gegen ihn ihre Ansprüche durchzusetzen. Allein Al-Mansur, tapfer und staatsklug, behauptete sich. Doch konnte er nicht verhindern, daß sich Spanien von seiner Herrschaft losriß (755). Abderrahman, einer der Ommaijaden war dem Blutbade, das über sein Haus verhängt wurde, entronnen und nach Spanien geflüchtet. Hier besiegte er, unterstützt von den, seinem Hause treu gebliebenen Arabern, den Statthalter Al-Mansurs, Juzif oder Jusef (755), und stiftete ein eigenes Chalifat in Spanien, dessen Residenz Cordova (seit 759) war, und das bis zum Jahre 1029 dauerte. — Dagegen war Al-Mansur glücklich im Kampfe gegen die Oströmer, die die innern Unruhen der Araber zu ihrem Vortheil benutzt hatten. Ferner erwarb er sich den Ruhm, daß er für die Bevölkerung seiner Staaten sorgte, daß er durch weise Anstalten die christliche Geistlichkeit in seinen Staaten in Ruhe hielt, und daß er den Grund zur wissenschaftlichen

Bildung

Bildung der Araber legte. Abul Abbas hatte zu Anbar am Euphrat reſidirt (Damascus, das immer den Ommaijaden angehangen hatte, vermied er); Al-Manſur aber erbaute, nahe am Zuſammenfluß des Euphrat und Tigris, und zwar auf beyden Seiten des letztern, Bagdad (762), und verlegte dahin die Reſidenz der Abbaſſiden. Er ſtarb auf einer Wallfahrt von Bagdad nach Mecca, 63 Jahre alt, im zwey und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung, und ward zu Mecca begraben.

Ihm folgte ſein Sohn Al-Mohdi (775 — 785), der Bagdad verſchönerte, an mehreren Orten ſeines Reiches Pflanzſchulen der Gelehrſamkeit ſtiftete und überhaupt viele Regententugenden beſaß*). Schade nur, daß ſeine Freygebigkeit oft in Verſchwendung, ſein Wohlleben oft in Ueppigkeit ausartete. So wird z. B. erzählt, daß er zu einer Wallfahrt von Bagdad nach Mecca eine Menge Kamele mit ſich nahm, von denen einige mit den auserleſenſten Leckerbiſſen, andre bloß mit Schnee und Eis beladen waren, um ſeine Speiſen und Getränke anzufriſchen. Lobenswerther war es, daß er auf der Straße von Bagdad nach Mecca zum Beſten der Pilgrime Ziſternen und Karavanſereyen anlegte. — Der Krieg mit den Oſt-

*) Einen heitern Zug aus Al-Mohdis Leben liefert die zwölfte Erzählung im zweyten Abſchnitte.

Oströmern, der unter seinem Vater begonnen hatte, wurde unter ihm fortgesetzt, und sein zweyter Sohn, der nachmalige Chalif Harun-Al-Raschid zwang die oströmische Kaiserin Irene zum Frieden und Tribut (781).

Nur kurze Zeit nach ihm regierte sein ältester Sohn Musa Al-Hadi (785 — 786), eben so schwach als boshaft. Dann folgte der hochgefeyerte Harun Al-Raschid (786 — 809), der Held des arabischen Mährchens, dessen Regierung als das goldene Zeitalter des arabischen Reichs gepriesen wird. Den vorzüglichsten Ruhm erwarb er sich durch seine eifrige Liebe und Unterstützung der Künste und Wissenschaften; aber er belebte auch die Schifffahrt und den Handel der Araber, gründete eben so wohl Fabriken als Schulen, und legte viele prächtige Palläste, Gärten und Wasserleitungen an. Und bey allem Eifer für die Künste des Friedens sorgte er auch für die äußere und innere Festigkeit seines Reichs. Um den Krieg gegen die Oströmer, der sich fast durch die ganze Dauer seiner Regierung hinzog, mit Nachdruck zu führen, suchte er mit seinem großen Zeitgenossen, Karl dem Großen, ein Bündniß gegen die Griechen zu schließen. Er schickte daher an ihn Gesandte, denen er ausser andern Geschenken eine kostbare Schlaguhr, welche die erste in Europa war, mit-

mitgab (807). Das Bündniß selbst kam freylich nicht zu Stande: vielmehr griff Karl die Araber in Spanien an; aber immer bleibt es merkwürdig, als Beweis großer Staatsklugheit, daß Harun die Idee eines solchen Bündnisses faßte. Auch fehlte es ihm selbst nicht an Mitteln zur Bekämpfung der Griechen. Er durchstreifte mit seinen Truppen Kleinasien, und zwang, nachdem der Krieg lange Zeit mit abwechselndem Glücke geführt worden war, den griechischen Kaiser Nicephorus zur Erneuerung des Tributs (805). Allein so wenig er Spanien wieder unter seine Herrschaft bringen konnte, eben so wenig konnte er auch Westafrica, oder Fetz und Marroko (damals Magreb genannt) behaupten. Ein Sprößling des Hauses Ali, Edris, hatte sich, um den Verfolgungen des Al-Mansur zu entgehen, dahin geflüchtet, und dort (um 789) das Reich der Edrisiten gestiftet, dessen Hauptstadt Fetz wurde, und das bis zum Jahre 941 dauerte, ohne je wieder mit dem Chalifate zu Bagdad vereinigt zu werden. — Nach drey und zwanzigjähriger Regierung und im 47. Jahre seines Lebens (809) starb Harun Al-Raschid mit dem Ruhm eines weisen, frommen, großmüthigen und liebenswürdigen Fürsten*).

Unter

*) Einige Züge aus dem Leben dieses berühmten Chalifen sind unten im zweyten Abschnitte Num. 13 aufgestellt.

Unter seinen Söhnen folgte ihm zuerst Al-Amin (809 — 813), ein nichtswürdiger Mensch, der seinen edlen Bruder Al-Mamun, ganz das Ebenbild seines Vaters, von der Thronfolge zu verdrängen suchte. Darüber entstand ein Bruderkrieg, der sich mit Ermordung des Al-Amin endigte (813). Während desselben riß sich abermals ein wichtiges Gebiet, nämlich der ganze Landstrich zwischen Aegypten und Tunis, von dem großen Chalifate los. Daselbst machte sich der Statthalter zu Kairwan (Cyrene), Ibrahim, der Sohn Aglab's, unabhängig, und gründete die Dynastie der Aglabiten, welche bis zum Jahr 902 zu Kairwan herrschte und von da häufig Sicilien und Kalabrien heimsuchte.

Al-Mamun, nach Al-Amins Tode allgemein als Chalif anerkannt, zeigte sich des Thrones und seines glorreichen Vaters würdig (813 — 833). Er war ein großer Freund der Künste und Wissenschaften. Um sie zu befördern, zog er die gelehrtesten Männer an seinen Hof; ferner schickte er Gesandte nach Constantinopel, Syrien und Aegypten, welche die besten Werke griechischer Weisheit aufkaufen mußten; solche Werke ließ er dann ins Arabische übersetzen, und ermahnte seine Unterthanen, diese Uebersetzungen mit Aufmerksamkeit zu lesen. Auch faßte er den Plan, den man

erst

erſt in neuerer Zeit genau ausgeführt hat, durch Ausmeſſung eines Grades vom Meridian den Umfang der Erde zu beſtimmen. Dieſe Erdmeſſung ließ er zwiſchen Palmyra und Racca am Euphrat veranſtalten. Er ſelbſt beſaß große Gelehrſamkeit und durch dieſelbe eine Seelengröße, die ihn über die Religionsſchwärmerey und den Sectenhaß der Muſelmänner erhob. Indeſſen kann ihm vorgeworfen werden, daß er aus Liebe zu gelehrten Beſchäftigungen die Staatsgeſchäfte mehr als billig ſeinen Miniſtern überließ, daß er die Vorurtheile ſeiner Unterthanen zu wenig ſchonte, und daß er durch beydes der Feſtigkeit und Ruhe ſeines Reiches ſchadete. Indem er nämlich ſeinem Feldherrn Taher, einem gebornen Araber, in der Statthalterſchaft Koraſan (mit welcher die Hoheit über die zinsbaren Länder der Türken jenſeit des Gihon verbunden war) allzugroße Gewalt einräumte (820), bewirkte er, daß dieſer Gebietstheil für das Chalifat verloren ging; und indem er ſich allzugünſtig für das Haus Ali erklärte, ja ſelbſt einen Aliden zu ſeinem Nachfolger ernannte, bewirkte er einen Aufſtand ſeiner Familie, der Abbaſſiden, die ihm ſeinen Oheim Ibrahim als Chalifen entgegen ſtellten (817). Allein in der Stunde der Gefahr bewährte ſich Al-Mamun. Er behauptete ſeine Würde, verdrängte ſeinen Gegner und war großmüthig genug, ihm zu verzeihen. Doch wurden

dadurch

dadurch nicht alle inneren Unruhen beseitigt, und nicht immer soll Al-Mamun so großmüthig gehandelt haben. In dem Kriege gegen die Griechen war er größtentheils glücklich (830 und 831). Er starb 50 Jahre alt, im zwanzigsten Jahre seiner Regierung. Dem Tode nahe rief er aus: "O du, der du niemals stirbst, erbarme dich meiner, der ich jetzt sterbe!"

5) Verfall des Chalifats — Ursachen hiervon — Verbreitung der Künste und Wissenschaften unter den Arabern und durch die Araber.

Jetzt zeigte sich, wie überall in der Weltgeschichte, daß der höchste Glanz eines Staates ganz nahe an dessen Verderben grenzt. Herrlich und glanzvoll war die Regierung Harun Al-Raschid's und Al-Mamun's, und das Chalifat schien eben so fest als groß; aber schon mit Al-Motasem, dem vierten Sohne Haruns, dem Nachfolger Al-Mamuns, erstarb die Hoheit der Abassiden und ihres Reiches. Zwar war Al-Motasem (833—842) ein aufgeklärter Fürst und Feind jeder Schwärmerey; zwar bewährte er seine Tapferkeit und sein Kriegsglück im Kampfe mit dem griechischen Kaiser Theophilus (837 und 838): aber durch eine verkehrte Maßregel förderte er, mehr

als

als irgend einer seiner Vorfahren, den Verfall des Chalifats. Schon vor ihm hatten die Chalifen gefangene Türken, die sich durch Körperkräfte und wilden Muth auszeichneten, in ihre Dienste genommen. Al-Motasem ging weiter. Um die innern Unruhen und Empörungen, die seine Regierung erschütterten, zu unterdrücken, und voll Mißtrauen gegen die Kräfte oder die Ergebenheit der Araber nahm er über 50,000 Türken zu seiner Leibwache. Das herrschsüchtige Betragen dieser Fremdlinge erregte Unwillen und Unordnungen zu Bagdad, und Al-Motasem sahe sich genöthigt, ihr Lager und seine Residenz von Bagdad nach Samarra am Tigris zu verlegen. Doch gerade dadurch gerieth er ganz in Abhängigkeit von den Türken, deren Anführer sich von nun an alle Gewalt in dem Pallast und in den Provinzen anmaßten. Man kann daher wohl behaupten, daß mit Al-Motasem die Souverainität des Chalifats zu Bagdad aufhörte.

Indessen muß man gestehen, daß der Grund zum Verfall des arabischen Reichs schon früher gelegt war. Der hochauflodernde Enthusiasmus, der die Araber so groß gemacht hatte, war verraucht; Zeit und Wohlstand hatten ihn ausgelöscht; eine Kultur des Luxus hatte die ursprüngliche Sitteneinfalt verdrängt; die Chalifen selbst hatten

durch

durch ihr Beyspiel dazu verführt, nnd die höhere Bildung, die sie beförderten, hatte die langbewunderte Tapferkeit der Araber geschwächt; Krieg war nicht mehr Leidenschaft derselben. Zweytens hatten auch die vielen Spaltungen über Religionsmeinungen schon frühzeitig an der Wurzel des Staates genagt, und statt zu versiegen, hatten sie sich mit immer wildrer Schwärmerey erneuert. Ein dritter Grund des Verfalls lag in der Größe des Reichs und dessen Verfassung. Die einzelnen Länder, die dasselbe ausmachten, waren zu weit ausgedehnt und zu lose verbunden, als daß sie gehörig zusammen gehalten werden konnten. So hatte sich, wie wir schon oben gezeigt haben, unter Al-Mansur Spanien 755, unter Harun Al-Raschid Westafrica 789, unter Al-Amin Kairwan oder die Gegend zwischen Aegypten und Tunis 813, und unter Al-Mamun Korasan samt den Ländern am Gihon 820 vom großen arabischen Reiche losgerissen. Und von jeher hatten auch die Statthalter in den Provinzen zu viele Macht; ihre Statthalterschaften konnten als kleine Reiche gelten, und es hing meistens nur von ihrem Willen ab, dem Chalifen Gehorsam zu leisten oder zu versagen. Aber vollendet ward der Verfall des großen Chalifats durch die Aufnahme der Türken zu Miethsoldaten. Denn, gleich den Prätorianern der ältern und den Janitscharen der spätern

tern Zeit, riſſen dieſe Miethlinge bald alle Würden und Aemter an ſich, machten den Chalifen, dem ſie dienen ſollten, von ſich abhängig, und ſchalteten über deſſen Thron nach Willkühr; ja ſie würden denſelben vielleicht ſchon damals umgeſtoßen haben, hätten ſie nicht zugleich mit dem Islam eine gewiſſe Ehrfurcht für den Chalifen, als geiſtliches Oberhaupt, angenommen.

So ſchließt ſich alſo hier die Geſchichte der Araber mit dem Anfang ihres Verfalls, und wir ſehen den Staat, der in der Mitte der gegenwärtigen Periode entſtand, ſchon am Ende derſelben ſeinem Untergange entgegen eilen. Doch wie kurz auch ſeine Blüte beſtand, ſo dauernd und erfolgreich waren die Wirkungen, die er mittelſt ſeiner Kultur hervorbrachte und zurückließ.

Anfangs freylich zeigten ſich die Araber bloß als Eroberer, die nur Glauben und Waffen kannten. Unter den Ommaijaden kam, bey dem Hange dieſer Fürſten zu morgenländiſcher Pracht, Manufacturen, Handel und Baukunſt in Aufnahme; aber ihr Geſchmack kam ihrer Pracht nicht gleich, und ihre gelehrten Beſchäftigungen beſchränkten ſich, wie ſchon früher, nur auf Auslegung des Koran, auf Poeſie und Beredſamkeit und auf Erhaltung der Reinheit ihrer Sprache, die ſie als

ihr edelstes Erbtheil ehrten. Erst die Abassiden machten durch Beyspiel, Ermahnungen und weise Anstalten das Reich der Araber zu einem Sitze des Kunstfleißes und der Gelehrsamkeit. Denn wie sie in allen großen Städten ihres Reichs und in sehr vielen kleinern Manufacturen und Fabriken anlegten, so stifteten sie auch, nicht in Bagdad allein, sondern in allen Theilen des arabischen Reiches Schulen zur Beförderung der Wissenschaften. Die Griechen waren ihre Lehrer, die wissenschaftlichen Werke derselben wurden von ihnen übersetzt; aber sie selbst gingen in manchen Stücken weiter, und bereicherten namentlich die Mathematik, Physik, Chemie, Medicin, Astronomie und Geographie mit neuen Erweiterungen. In der Baukunst wurden sie Urheber des Geschmacks, der der gothische heißt, weil ihn die Franken in dem westgothischen Spanien kennen lernten.

Je tiefer aber die damalige Welt, die Oströmer ausgenommen, in Barbarey versunken war, und je weiter sich das Reich der Araber erstreckte, um so glänzender und größer erscheinen auch die Wirkungen ihrer Kultur. Von den Ufern des Tigris und Euphrats drang diese ost- und westwärts, und ergriff alle Provinzen und selbst die Reiche der unabhängigen Fürsten. Von Africa

aus

aus kam sie nach Spanien, und von hier aus in viele andere Theile Europa's. Und so verdienten die Araber, nachdem sie aufgehört hatten, Weltstürmer zu seyn, den höhern Ruhm, das Licht der Aufklärung genährt, und Künste und Wissenschaften aus einer untergegangenen Welt in eine neu aufblühende übergetragen zu haben.

Drittes Kapitel.

Von dem Reiche der Franken.

1) Vorerinnerungen über die Ausdehnung, Dauer und Wichtigkeit der Herrschaft der Franken.

Wir wenden uns zu dem Reiche der Franken, dem dritten, das in gegenwärtiger Periode von vorzüglicher Wichtigkeit ist. Langsamer als die Franken erhob sich keines der andern deutschen Völker; aber keines derselben hat auch eine so weit ausgedehnte, so lang dauernde und so einflußreiche Herrschaft erlangt, als sie.

Im abendländischen Europa wurden sie die herrschende Nation. Sie überwältigten ganz Gallien, drängten die Westgothen völlig nach Spanien;

nien; ihnen unterlag die Macht der Allemannen, die den Römern so langen Widerstand geleistet hatte; sie unterwarfen sich die fleißigen Burgunder, und zerstörten das große Reich der Thüringer. Späterhin setzten sie den Eroberungen der Araber in Europa ein Ziel, brachten die Friesen zum Gehorsam, und ihr großer Karl verbreitete ihre Herrschaft vom Ebro bis zur Theiß und von der Eider bis zum mittelländischen Meere.

Theilungen des Reichs, innere Kriege, Schwäche, Treulosigkeiten oder Herabwürdigungen ihrer Könige lähmten oft ihre Macht; aber dennoch erhielt sie sich! Dreyhundert Jahre vergingen von Chlodwig, dem Stifter ihrer Größe, bis zu Karl, dem Vollender derselben, und über tausend Jahre von Karl dem Großen bis auf unsre Zeiten; sehr viele Völker und Staaten sind indessen aufgeblüht und zu Grunde gegangen, und noch besteht das Reich der Franken, aber freylich unter ganz veränderten Umständen.

Und wie wichtig und einflußreich ist das Reich der Franken, sieht man auch nur auf die Periode, die wir hier behandeln! Ihre Macht that dem Wandern der Völker Einhalt; ihre Gesetze und Einrichtungen gingen auf Deutschland und von da auf andre Staaten über; ihre Geschichte macht die

Grund-

Grundlage der Geschichte Deutschlands; unter ihrem Einfluß breitete sich das Christenthum weiter aus; sie begründeten die weltliche Herrschaft des Pabstes; und durch sie dämmerte das Licht der Wissenschaften diesseits der Alpen auf.

Die Ursachen dieser weit ausgedehnten langdauernden und einflußreichen Macht lagen wohl nicht in den vorzüglichen Tugenden der Franken. Zwar rühmen sie von sich (in der Einleitung zu den salischen Gesetzen), daß sie Gott zum Urheber hätten, daß sie tief in ihren Rathschlägen, edel an Leib und Seele wären; auch kann nicht geleugnet werden, daß sie ein schlaues, tapfres Volk waren. Aber wie man diese Eigenschaften auch bey andern deutschen Völkern findet, so findet man bey ihnen, mehr als bey jedem andern deutschen Volke, ein abschreckendes Gewebe von Treulosigkeit, Härte und Herrschsucht. Oder wo zeigt die Geschichte angehäuftere Beyspiele von Meineiden, Bruderkriegen und langgenährtem Hasse als bey den Franken? Weit sicherer entdecken wir die Ursachen ihrer Erhebung in den günstigen Umständen, unter denen sie emporkamen, und in ihrer Geschicklichkeit dieselben zu benutzen. Als sie zuerst epochemachend auftraten, stießen sie auf keinen mächtigen Feind. Die römische Herrschaft war, bis auf einen kleinen Ueberrest in Gallien, untergegangen; die Völ-

ker, von denen sie aufgelöst worden war, hatten bleibende Wohnsitze gefunden, oder in langwierigen Kämpfen sich erschöpft, oder durch Umgang mit den verweichlichten Römern schon vieles von ihrer alten Tapferkeit verloren. Andere, wie die Ostgothen und Longobarden, waren viel zu sehr mit sich und den Oströmern beschäftigt, als daß sie den Vergrößerungen der Franken nachdrücklich Einhalt thun konnten; noch andre, wie die Baiern, hatten sich noch nicht zum Gefühl ihrer Stärke erhoben; den Friesen fehlte es an Kraft und Einheit, die Sachsen waren durch die Auswanderung eines großen Theils ihrer Landsleute nach Britannien geschwächt, und die Thüringer, im Kampfe mit den Sachsen und unter sich uneins, dachten nicht auf Eroberungen. Dagegen waren die Franken noch in ungeschwächter Kraft, durch Chlodwig zu Einem Ganzen verbunden, und nicht bloß eroberungssüchtig, sondern auch schlau genug, um ihre Absichten zu erreichen. Theilweise wurden die benachbarten Völker von ihnen angegriffen, und, waren sie unterworfen, so wurden sie mild behandelt. Sie behielten dann ihre eigene Verfassung, ihre Gesetze und Sitten; ihre Herzoge hatten beynahe dieselbe Gewalt, wie vorher ihre Könige, nur daß sie die Hoheit der Franken anerkennen, ihnen Kriegsdienste leisten und Steuern entrichten mußten. Endlich ward auch der Uebertritt der Franken zur römisch-katholischen Kirche

che eine Urſache ihrer Erhebung. Denn wie ſie zur Erhebung dieſer Kirche und deren Oberhauptes am meiſten beytrugen, ſo lag auch eben derſelben ſehr viel daran, daß das Reich der Franken erhalten und ausgebreitet würde.

Dieß alles aber, was hier nur angedeutet werden konnte, möge ſich aus der nun folgenden Darſtellung der Geſchichte der Franken deutlicher ergeben!

2) Ueberblick der Geſchichte der Franken vor Chlodwig.

Die früheſten Wohnſitze der Franken laſſen ſich, ſo wenig, als ihr Urſprung, mit Gewißheit beſtimmen. Nur eine wahrſcheinliche Vermuthung iſt es*), daß ſie, wie die Allemannen und Sachſen, aus einem Verein mehrerer deutſchen Völker, die zwiſchen dem Niederrhein, der Weſer und Elbe wohnten, als der Chaucen, Catten, Cheruscer, Sigambrer ꝛc. entſtanden, und daß erſt mit dieſem Verein, der Behauptung der Freyheit zum Zweck hatte, der gemeinſchaftliche Name Franken oder Freye als Bundesname aufkam. Gewiſſer iſt es, daß die Franken bis auf Chlodwig in mehrere Stämme getheilt waren, daß jeder Stamm ſeine beſon-

*) ſ. hiſtor. Bilderſaal Th. I. S. 68.

besondre Könige hatte, und daß alle in dem, was für sie nöthig war, als Viehzucht, Ackerbau, Staatseinrichtungen ꝛc., schon einige Fortschritte zur Kultur gemacht hatten.

Am merkwürdigsten unter ihnen sind die Salier, die sich über alle übrigen fränkischen Stämme erhoben und die Monarchie der Franken errichteten. Wir finden sie zuerst in der batavischen Insel (dem heutigen Holland) an der Issel, damals Ysala oder Sala genannt, wovon sie wahrscheinlich ihren Namen erhielten. Als ihre ältesten Könige werden Pharamund, Chlodio, Meroveus, Childerich genannt. Unter Pharamund, in Liedern hochgefeyert als mächtiger Krieger (jedoch wird auch gezweifelt, ob es je einen König dieses Namens gegeben hat), wurden, wie es heißt, die salischen Gesetze, die vorzüglich auf Beförderung der innern Sicherheit abzweckten, mit Beystimmung der ganzen Nation (ums Jahr 422) ausgefertigt *). Chlodio soll (um 440) Cambray

*) Daß die salischen Gesetze unter Pharamund gegeben worden sind, ist zweifelhaft; daß sie aber schon vor Chlodwig, als die Franken noch Heiden waren, bestanden, ist gewiß. Sie sollen in lateinischer Sprache, die den Franken bey längerm Umgang mit den Römern verständlich seyn konnte, aufgesetzt worden seyn: in spätern Zeiten wurden sie von Chlodwig und dessen Söhnen verbessert. Unter diesen Gesetzen ist dasjenige von besonderer Wichtigkeit, welches

bray erobert und sich Gallien bis an die Somme unterworfen haben. Meroveus (um 450) wird als Stammvater der folgenden Könige der Franken betrachtet. Von seinem Sohn Childerich (456 bis 481) wird erzählt, er habe, durch den Unwillen seiner Franken vertrieben, seine Zuflucht zum thüringischen König Basinus genommen, dann, wieder zurückgerufen, die Gemahlin desselben, Basina, geheyrathet. In Gallien soll er bis zur Loire hin gestreift haben. Indessen sind alle diese Angaben unverbürgt. Die eigentliche Geschichte der salischen Franken beginnt mit Chlodwig, der nicht bloß in Gallien ein feststehendes Reich errichtete, sondern auch die übrigen fränkischen Stämme unter sich vereinigte, und so der eigentliche Stifter der fränkischen Monarchie wurde.

3) Geschichte der Franken von Chlodwig bis auf Pipin den Kleinen. Stamm der Merovinger, 481 — 752.

Chlodwig, der Sohn Childerichs und der Basina, des Meroveus Enkel, war ungefähr funfzehn Jahre alt, als er zur Regierung gelangte (481).

ches das weibliche Geschlecht von allem Erbtheil an salischen Grundstücken ausschließt. Auf dieses Gesetz gründet sich die Ausschließung des weiblichen Geschlechts von der Thronfolge in Frankreich.

(481). Nachdem er fünf Jahre damit zugebracht hatte, die innere Verfassung seines Staates in Ordnung zu bringen, entschloß er sich, den Rest der römischen Herrschaft in Gallien, den Siagrius inne hatte *), zu vernichten. In Verbindung mit zwey andern fränkischen Königen zog er ins Feld (486). Siagrius wurde in der Nähe von Soissons geschlagen, floh zu den Westgothen, ward aber ausgeliefert und hingerichtet. Dieser erste Sieg, durch den Soissons, Rheims und allmählich (bis 497) alles Land zwischen der Seine und Loire in Chlodwigs Hände fiel, ward ihm Ermunterung zu vielen andern Unternehmungen. Das Gebiet der Franken war damals gegen Osten von den Thüringern, gegen Südosten von den Allemannen, ganz gegen Süden von den Burgundern und gegen Südwesten von den Westgothen umschlossen. Diese Völker sich zu unterwerfen, oder wenigstens sie zu schwächen, war Chlodwigs Wunsch und Streben. Er fing mit den Thüringern an, und machte sie, wie versichert wird, zinsbar (491). Darauf wendete er sich gegen die Allemannen (496). Sie waren über die ripuarischen Franken (die an den Ufern des Rheins von Mainz bis Cölln wohnten) hergefallen. Chlodwig rückte seinen Stammgenossen zu Hülfe. Bey Zülpich, unweit Cölln, kam es zum Treffen. Der Ausgang schwankte.

Da

*) s. histor. Bildersaal Th. I. S. 117.

Da gelobte Chlodwig ein Christ zu werden, und gleich darauf verschaffte ihm der Tod des Königs der Allemannen einen vollständigen Sieg. Er wußte ihn zu benutzen. Die Allemannen, bis auf einen Theil derselben in Schwaben und Helvetien, der sich unter ostgothischen Schutz begab, mußten sich ihm unterwerfen. Er nahm ihnen den größten Theil des Elsasses und die schönen Rheingegenden um Speier, Worms und Mainz; ja er ging auch über den Main bey Frankfurt (das von dieser Furth der Franken den Namen bekommen haben soll), und legte in dem Rücken der Allemannen nach Thüringen hin eine fränkische Colonie (Franconia) an. Uebrigens trat er noch in demselben Jahre (496) zum Christenthum über, und zwar zur römisch-katholischen Kirche, was zur Befestigung seiner Herrschaft und seines Ruhmes vieles beytrug *).

Einige Jahre später (500) wendete er seine Waffen gegen die Burgunder, die das südöstliche Gallien, mit Ausnahme der Provence, und einen Theil der Schweiz und Savoyens besetzt hatten. Ihr Reich war damals zwischen zwey Brüdern Gundobald und Godogisil getheilt, von denen jener zu Lion, dieser zu Genf residirte. Aber Godo-

*) Man sehe im zweyten Abschnitt die funfzehnte Erzählung, überschrieben die Taufe Chlodwigs.

Godogisil wünschte über das ganze Reich zu herrschen. Er wendete sich deshalb an Chlodwig, versprach ihm einen jährlichen Tribut und erhielt von ihm Beystand. Bey Dijon kam es zum Treffen (500). Gundobald ward geschlagen und floh nach Avignon. Chlodwig folgte, konnte aber diese feste Stadt nicht erobern, und zog, als ihm auch Gundobald einen jährlichen Tribut versprochen hatte, in sein Reich zurück. Beyde Brüder überließ er ihrem Hasse, der sich mit der Ermordung Godogisils endigte, worauf Gundobald bis an seinen Tod (516) über das ganze burgundische Reich herrschte.

Nachdem Chlodwig auf diese Art die Burgunder zinsbar gemacht hatte, brachte er es (501) durch Unterhandlungen dahin, daß die ausgewanderten Britten, die den nordwestlichen Theil Galliens (Bretagne) inne hatten, ihn als Oberherrn anerkennen mußten. Dann zog er gegen die Westgothen, die, ausser dem größten Theil von Spanien, Gallien nordwärts bis an die Loire und ostwärts bis an Burgundien und die Provence beherrschten. Ihr damaliger König, Alarich II, suchte den aufsteigenden Sturm abzuwenden. Vergebens! Chlodwig rüstete sich zum Krieg (507) unter dem Vorgeben, er müsse dem König der Westgothen zuvorkommen, und (auch die Religion gab ihm einen Vorwand) er könne keine Arianer

oder

oder Ketzer in Gallien dulden. Nicht weit von Poitiers kam es zum Treffen (507); Chlodwig siegte, viele Gothen kamen um, und auch ihr König Alarich blieb auf der Flucht. Die meisten von ihnen wählten Alarichs unmündigen Sohn Amalarich, um dadurch dessen Großvater den ostgothischen Theoderich für sich zu gewinnen. Doch war der Beystand, den sie von letzterm erhielten, unersprießlich. Chlodwig gewann das Land von der Loire bis zu dem nordöstlichen Fuß der Pyrenäen (damals Aquitanien genannt), samt den Städten Tours, Poitiers, Angouleme, Bordeaux, und den Westgothen blieb bloß der Strich Landes, der nachmals Languedoc hieß.

Nach diesem Krieg ging Chlodwig nach Paris, wo er von nun an residirte (vorher hatte er sich bald in Rheims, bald anderwärts, aber vornehmlich zu Soissons aufgehalten). Er hatte nun den größten Theil seiner Eroberungsentwürfe ausgeführt: Gallien war ihm unterwürfig, und der oströmische Kaiser selbst hatte ihn als Patricius oder Herrn des ehemals römischen Galliens anerkannt. Aber noch war er nicht alleiniger Herr der ganzen fränkischen Nation; noch gab es mehrere Fürsten der Franken, die unabhängig von ihm regierten. Diese suchte er jetzt zu unterdrücken. Sigbert, König der ripuarischen Franken, war

der

der erste, den er aus dem Wege räumte. Er verführte dessen Sohn zum Vatermord (509), ließ dann den Sohn durch Meuchelmörder umbringen, und beredete die Unterthanen der Ermordeten ihn als ihren König anzuerkennen. Gleich darauf ließ er einen andern Fürsten der Franken Chararich samt dessen Sohn gefangen nehmen und hinrichten. Dann fiel er über Ragnachar, der zu Cambray residirte, ließ ihn und dessen Bruder umbringen, und zog beyder Schätze und Staaten an sich. Nun einziger Herr aller Franken, beklagte er sich, daß er allein von seinem Hause übrig sey; aber bloß in der Absicht, um zu erfahren, ob etwa noch einer seiner Verwandten lebe, den er aus dem Wege räumen könnte. Indessen war ihm nur kurzer Genuß so vieler Eroberungen und Mordthaten beschieden. Schon 511 starb er zu Paris im 30. Jahre seiner Regierung und im 45. seines Lebens — nachdem er kurz vorher die erste fränkische Kirchenversammlung, der zwey und dreyßig Bischöfe beywohnten, zu Orleans gehalten hatte.

Das Reich, das dieser länderſüchtige Fürst hinterließ, wurde nach seinen Wünschen und mit Bewilligung der Nation unter seine vier Söhne, Theoderich, Chlodomir, Childebert und und Chlotar I, vertheilt. Den einen Haupttheil, Austrasien oder Ostfranken genannt, welcher

cher die alten Länder der Franken an dem Niederrhein, der Maas und Mosel, nebst dem, was sie am Mayn und Oberrhein den Allemannen abgenommen hatten, in sich begriff, erhielt Theoderich, samt einigen Theilen von Aquitanien. Die Hauptstadt seines Reiches war Metz. Der andere Haupttheil, Neustrien oder Westfranken, welcher das eigentliche Frankreich mit Ausnahme Burgunds und der südlichen Küste in sich begriff, kam an die drey übrigen Söhne Chlodwigs, von denen Chlodomir Orleans, Childebert Paris, Chlotar I Soissons zur Hauptstadt erhielt. Diese vier Regenten lebten, wenigstens anfangs, mit einander in Eintracht, und die Eroberungen ihres Vaters wurden von ihnen mit Thüringen, Burgund, und dem südlichen Theil von Frankreich, Helvetien und Deutschland vermehrt; und zwar auf folgende Weise.

Das Königreich Thüringen, das schon Chlodwig zinsbar gemacht hatte, war damals unter drey Brüder getheilt; aber einer von ihnen, Hermanfried, suchte sich zum Alleinherrscher zu erheben. Er überfiel und tödtete seinen Bruder Berthar; aber um den andern, Baderich, zu unterdrücken, bedurfte er fremder Hülfe. Er wendete sich deshalb an den König von Austrasien Theoderich, und versprach ihm die Hälfte von den Ländereyen seines Bruders (520). Theoderich kam, Baderich

ward

ward überwunden und getödtet (521); aber Hermanfried behielt alle Länder desſelben an ſich. Theoderich bekriegte daher ihn, und ſchlug ihn an der Unſtrut (528). Er rettete ſich durch ſchleunige Flucht; doch entging er ſeinem Verderben nicht. Theoderich machte ihn ſicher, ladete ihn nach Zülpich, und ließ ihn hier, da er ſichs am wenigſten verſah, von der hohen Mauer herabſtürzen (531). Darauf eilte er nach Thüringen, das ſich ihm ohne weitern Widerſtand ergab, und eine Provinz von Auſtraſien wurde. Nur den nördlichen Theil erhielten die Sachſen, die dem Theoderich beygeſtanden hatten.

Bald nach dem Umſturz des thüringiſchen Reichs wurde auch dem Königreich Burgund ein Ende gemacht. Schon im Jahr 523 überzogen die Könige von Neuſtrien, Chlodomir, Childebert und Chlotar I, den daſigen König Sigismund, den Sohn und Nachfolger Gundobalds, mit Krieg. Sigismund wurde geſchlagen, gefangen und hingerichtet: doch erreichten die fränkiſchen Könige damals noch nicht das Ziel ihrer Wünſche. Sigismunds Bruder, Godomar, ward König von Burgund, trieb die Franken zurück, und in dem Treffen bey Vienne (524) verlor ſogar Chlodomir das Leben. Während nun deſſen Brüder ſich mit dem Raub ſeiner Länder beſchäftigten, befeſtigte

ſich

ſich Godomar in der Regierung. Aber zehn Jahre darauf (534) überfielen ihn Childebert und Chlotar I im Verein mit Theodobert, dem Sohne und Nachfolger des auſtraſiſchen Theoderichs, und waren glücklicher. Godomar theilte das Schickſal ſeines Bruders: er wurde geſchlagen, gefangen und getödtet. Die fränkiſchen Könige aber theilten ſeine Länder unter ſich; doch ließen ſie den Burgundern ihre Güter, Geſetze und Gewohnheiten, und verpflichteten ſie nur, Kriegsdienſte zu leiſten und Steuern zu zahlen. Seit dieſer Zeit wird Burgund, neben Auſtraſien und Neuſtrien, als dritter Theil der fränkiſchen Monarchie genannt.

Einen dritten wichtigen Erwerb machte dieſe Monarchie während des Kriegs der Oſtrömer mit den Oſtgothen in Italien (536 — 554). Beyde Theile hatten ſich an die Franken gewendet: Juſtinian hatte ihnen eine Summe Geldes gezahlt, Vitiges aber, König der Oſtgothen, hatte, auſſer einer Summe Geldes, auch die Provence und die Länder der Allemannen und Baiern, die unter oſtgothiſchen Schutz ſtanden, den Franken überlaſſen. Die Franken, immer zu Treuloſigkeiten geneigt, verſprachen beyden Theilen Hülfe, oder wenigſtens Ruhe; aber ſie kamen (539) nach Italien, feindlich gegen Römer und Gothen, nur in der Abſicht, für ſich zu gewinnen. Zwar richteten ſie daſelbſt nichts

nichts aus; doch blieben sie in Besitz der ihnen von den Ostgothen abgetretenen Länder.

Indessen ereigneten sich auch im Innern der fränkischen Monarchie wichtige Veränderungen; die einzelnen Theile derselben kamen wiederum unter Einen Herrscher (558), und zwar unter Chlotar I, der das Glück hatte, alle seine Brüder zu überleben. Doch war er auf kurze Zeit Herr des Ganzen. Er starb 561, und das Reich ward unter seine vier Söhne, Charibert, Gunthram, Chilperich und Sigbert abermahls getheilt. Austrasien fiel an Sigbert; Neustrien und Burgund aber an die drey übrigen Söhne, nämlich so, daß Charibert König von Paris, Gunthram König von Orleans und Burgund, Chilperich König von Soissons wurde. Aber jetzt traten traurige Zeiten ein, herbey geführt durch die Laster dieser Fürsten und ihrer Söhne. Fast jeder von ihnen suchte auf den Untergang des andern seine Vergrößerung zu bauen; daher wurden Bündnisse mit Arglist geschlossen und mit Treulosigkeit gebrochen. Auswärtige Eroberungen hörten auf; aber die unnatürlichsten Familienkriege entbrannten; die nächsten Anverwandten unterdrückten einander, und selbst Weiber verübten aus Herrschsucht und Rachgier die schrecklichsten Unthaten. Denkwürdig ist in dieser Hinsicht der gegenseitige Haß der boßhaften

ten Fredegunde, Chilperichs Gemahlin, und der herrschsüchtigen Gemahlin Sigberts, Brunehild, die zuletzt (613) durch Fredegundens Sohn, Chlotar II, dem grausamsten Tode überliefert wurde*). Daß solche Beyspiele von oben herab nachtheilig auf die Sitten der Unterthanen und auf die Verfassung des Staates wirkten, bedarf kaum bemerkt zu werden. Alle Arten von Gewaltthätigkeiten, Mordthaten und Räubereyen nahmen überhand; das Ansehn der Gesetze wurde verhöhnt; die Großen erhoben sich gegen ihre Herren, und die obersten Kronbeamten, die Majores Domus, maßten sich eine Macht an, die der königlichen Macht bald überlegen war.

Etwas ruhigere Zeiten traten ein, als das ganze fränkische Reich unter Chlotar II, Chilperichs und Fredegundens Sohn, Chlodwigs Urenkel, nach Absterben und Unterdrückung der übrigen Familienglieder zum dritten Male vereinigt wurde (613). Doch konnte Chlotar II die volle Kraft der königlichen Würde nicht wieder herstellen. Er mußte denen, die ihm zum Besitz von Austrasien und Burgund verholfen hatten, die Majordomus-Würde auf zeitlebens überlassen, und auf der großen Nationalversammlung, die er (615) zur Abstel-

*) Man lese die sechzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt, überschrieben "Fredegunde und Brunehild."

stellung vieler innern Gebrechen veranstaltete, wußten geistliche und weltliche Große ihre Vorrechte zu erweitern. Doch genoß der Staat unter ihm Ruhe. Er starb 628. Sein Sohn Dagobert I, der schon bey Chlotars Lebzeiten Austrasien erhalten hatte (622), und dann (631) das Erbtheil seines Bruders Charibert an sich brachte, vereinigte gleichfalls die ganze fränkische Monarchie. Er herrschte zu Paris, anfangs gelobt wegen seiner Regentensorgfalt und Gerechtigkeitsliebe, dann getadelt wegen seiner Habsucht und Wollust, aber stets gepriesen von der Geistlichkeit wegen seiner Freygebigkeit gegen sie. Merkwürdig ist er besonders dadurch, daß er das berühmte Kloster St. Denys anlegte, und daß er nach Thüringen zog (631), um die Slaven zu bekämpfen, die daselbst eingefallen waren. — Nach ihm (er st. 638) wurde sein ältester Sohn Sigbert II, erst neun Jahr alt, König in Austrasien, und der jüngste Chlodwig II, erst drey Jahr alt, König in Burgund und Neustrien. Die Unmündigkeit dieser Fürsten und die Schwäche ihrer Nachfolger gab den Großhofmeistern volle Gelegenheit, sich zu erheben.

Ursprünglich waren diese Kronbeamte, wie der Name Major Domus anzeigt, nur Oberaufseher des königlichen Hauswesens, dann aber Oberaufseher des Reichs, oder Vorsteher der Provinzen,

Anfüh-

Anführer der Armee und Verwalter der Schatzkammer. Jedes der drey Reiche, aus denen die fränkische Monarchie bestand, Austrasien, Neustrien und Burgund, hatte seinen eigenen Major Domus, der alle Gewalt an sich zu reißen suchte. Die Könige kamen nicht anders auf den Thron als durch den Willen der Großhofmeister, und durften nur in den Reichsversammlungen erscheinen, um das zu sagen, was diese ihnen eingaben. Sie waren nichtige Schatten, deren ruhmloses Daseyn nur dazu diente, das Emporstreben der Großhofmeister, die in ihren Namen handelten, zu bemänteln. Die Geschichte der Franken ist daher von nun an bloß Geschichte ihrer Großhofmeister; ihre Könige verdienen weiter keine Erwähnung. Unter den Großhofmeistern aber ziehen vorzüglich die des Hauses Pipin die Aufmerksamkeit auf sich; denn wie sie die Großhofmeisterwürde erblich in ihrer Familie zu machen wußten und zuletzt den Stamm der Merovinger gänzlich verdrängten, so waren sie es auch, die das fränkische Reich zusammen hielten.

Schon Pipin von Landen, der erste bekannte Ahnherr dieses Hauses, aus Austrasien gebürtig, hatte als Major Domus Dagoberts I, wichtigen Einfluß auf die Leitung des Ganzen. Nach seinem Tode (er st. 639) erhob sich Grimoald, sein Sohn, zu gleicher Würde; aber indem

er, noch zu frühzeitig, den Thron an sein Haus zu bringen suchte, bereitete er sich selbst den Untergang. Er ward im Gefängniß umgebracht (655). Sein Neffe, Pipin von Herstall, ein Sohn Ansegisils und der Begga, Pipins von Landen Tochter, wurde unter Theoderich III, einem Enkel Dagoberts I, (679 — 693) von den Austrasiern zum Major Domus erwählt und wußte sich gleiche Würde in Neustrien und Burgund zu erzwingen. So Major Domus der ganzen Monarchie hieß er Dux & Princeps Francorum. Alle Gewalt lag in seinen Händen, und er verdiente es. Nachdem er sein Ansehn im Innern festbegründet hatte, zog er aus, um die Völker, die sich der fränkischen Herrschaft entzogen hatten, wieder zum Gehorsam zu bringen. Dieß gelang ihm; wenigstens nöthigte er die Friesen durch wiederholte Niederlagen (697) zum Tribut. Er starb 714. Sein Sohn Karl, mit dem Beynamen Martell, gelangte erst nach siegreicher Bekämpfung vieler Schwierigkeiten (714 — 719) zu derselben Macht und Würde; dann aber ging er weiter, und erhob das gesunkene Ansehn des fränkischen Reichs. Er nöthigte die Allemannen und Baiern (725) zur Unterwerfung, vertrieb (728) die Sachsen aus Thüringen, zwang (731) den Herzog Eudo von Aquitanien, der sich unabhängig machen wollte, die Hoheit der Franken anzuerkennen, und zog

dann

dann, mit ihm vereinigt, gegen die Araber. Diese waren (wie schon oben in der Geschichte der Araber erzählt worden ist) von Spanien her in Frankreich eingefallen, und hatten sich über das ganze südwestliche Frankreich verbreitet. Schwer war es, ihnen zu widerstehen; doch Karl erfocht in der langen und blutigen Schlacht zwischen Tours und Poitiers (732) einen entscheidenden Sieg, durch welchen die Eroberungen der Araber beschränkt, Frankreich gerettet und die Herrschaft des Christenthums in Europa befestigt wurde*). Hierauf hielt Karl Martell Burgund und Provence im Gehorsam (733), brachte ganz Friesland unter die Bothmäßigkeit der Franken (734), und vertrieb (737) die Araber, die abermals versucht hatten, sich in Frankreich festzusetzen. Durch so viele und so große Kriegsthaten stieg sein Ansehn so hoch, daß er, als im Jahre 737 König Theoderich IV starb, den fränkischen Thron ganz unbesetzt ließ, und daß er kurz vor seinem Tode die Verwaltung des Staates auf einer Nationalversammlung unter seine drey Söhne vertheilte. Er starb zu Paris 741, am 22. October, ungefähr 50 Jahre alt.

Seinen Anordnungen gemäß erhielt sein ältester Sohn Karlmann die Regierung über Austrasien,

*) Man sehe die siebzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt dieses Bandes.

sien, sein zweyter Sohn Pipin, wegen seiner Leibesgestalt der Kleine genannt, über Neustrien und Burgund; dem dritten, Gripho, wurde nur eine kleine Landschaft zugetheilt. Aber neue Unruhen entstanden. Vielen, besonders den deutschen Herzogen, war es zuwider, Befehle von Herren anzunehmen, die eigentlich nur Kronbeamte waren. Karlmann und Pipin hielten es daher für rathsam, wieder einen König aufzustellen, und sie ernannten dazu (742) einen Sohn Chilperichs II (der unter Karl Martell König gewesen war), Childerich III, um unter seinem Namen desto nachdrucksvoller handeln zu können. Bald darauf wurde Karlmann der Regierung müde. Er überließ sie seinem Bruder Pipin und ging in das Kloster zu Monte-Cassino (747). Auf diese Art fiel die gesammte Macht des fränkischen Reichs in Pipins Hände! Er wußte sie zu behaupten. Er zwang die Sachsen zum Tribut, drang den Baiern einen Herzog, den jungen Tassilo, auf, ließ die Schwaben ohne Herzog, und unterdrückte seinen Bruder Gripho (747 — 749). Und nun beschloß er die Veränderung, die sein Vater und Großvater vorbereitet hatten, auszuführen, nämlich die Merovinger gänzlich vom Throne zu entfernen und sich und sein Haus auf denselben zu erheben. Die Macht, die er schon besaß, die Geneigtheit der Franken, die er durch seine Thaten an sich gefesselt hatte,

die

die Beystimmung der Geistlichkeit, die er unterstützte, und besonders des Pabstes Zacharias, der von ihm Hülfe gegen die Longobarden erwartete — dieß alles gab ihm die Mittel zur Ausführung dieses Planes. Auf der Nationalversammlung zu Soissons, 1. Mai 752, — denn Pipin suchte seiner Thronbesteigung einen Schein des Rechts dadurch zu geben, daß er sie zum Beschluß der ganzen Nation machte — wurde Childerich III förmlich abgesetzt, und Pipin zum König erwählt. Bonifacius, Erzbischof von Mainz, salbte und krönte ihn und seine Gemahlin Berta oder Bertrada im Beyseyn der übrigen Bischöfe. Childerich aber begab sich mit seinem Sohn Theoderich in ein Kloster, wo beyde wenige Jahre darauf starben. So ging der Stamm Chlodwigs zu Grunde, nachdem er 271 Jahre bestanden hatte.

4) Schilderung der damaligen Verfassung und Kultur des fränkischen Reichs.

Zweckmäßig scheint es hier einige Augenblicke zu verweilen, um die Verfassung des fränkischen Reichs, oder das Eigenthümliche der Könige und der Nation, die Verwaltung des Staates, das Lehns- Kriegs- Gerichts- und Religionswesen, und endlich auch die herrschenden Sitten zu schildern.

Die

Die Verfassung der Franken war eine eingeschränkte Monarchie. An der Spitze des Ganzen stand ein König, eigentlich als der Erste unter den Edeln, dessen Gewalt in vielen Fällen von seiner Persönlichkeit abhing. Die Thronfolge war erblich, aber nur beym männlichen Stamm; Erstgeburt gab kein Vorrecht und das Reich konnte vertheilt werden, jedoch mit Einstimmung der Nation. Der neue König wurde auf einem Schilde in die Höhe gehoben und dem jauchzenden Volke gezeigt. Salbung und Krönung kamen erst zu Pipins Zeiten auf, und an Krone und Scepter befanden sich Zierrathen, wie die Lilien, späterhin Frankreichs Wappen. Langes Haar war ein Abzeichen des Königs und seiner Familie, und Abscheeren desselben deutete auf Entfernung von der königlichen Würde. Die Residenz des Königs war unbestimmt; häufig kettete ihn Liebe zur Jagd an Landhäuser; doch war Paris schon Hauptstadt.

Die Nation, wozu die Edeln und Freyen (nicht aber die Freygelassenen und Leibeigenen) gehörten, übte die gesetzgebende Gewalt. Sie versammelte sich unter Vorsitz des Königs am 1. März und seit den Zeiten Pipins von Herstall am 1. Mai, weshalb diese Versammlungen das März- oder Maifeld hießen. Allmählich aber, als sich die Nation immer mehr an Ackerbau gewöhnt hatte, wurden

den die Nationalversammlungen nur Zusammenkünfte der Krieger, die mit dem Könige ins Feld ziehen sollten; die wichtigsten Staatssachen wurden am Hoflager, während der hohen Festtage, oder auf Synoden mit der Geistlichkeit abgethan. Doch gab die Nation noch unter Karl dem Großen ihre Einwilligung zu den Kriegen.

Wie die Vollziehung der von der Nation gefaßten Beschlüsse, so kam dem König auch die Verwaltung der einzelnen Theile des Reichs zu. Er verlieh die Aemter, meist auf gewisse Zeit. Ueber die Länder, die vorher eigene Staaten ausgemacht hatten, wurden Herzoge gesetzt, die in Kriegszeiten das Heer des ganzen Landes zu führen hatten. Unter ihnen standen die Grafen, denen in den einzelnen Gauen, über welche sie gesetzt waren, Justiz- und Finanzverwaltung oblag.

Eine besondere Eigenheit in der Verfassung der Franken, so wie aller germanischen Völker überhaupt, war das Lehnswesen, auch Feudalwesen genannt (von feuda oder fides, die Treue), das auf die Verfassung der meisten europäischen Staaten großen Einfluß bekommen hat. Mit demselben aber hatte es folgende Bewandniß. — Es war alte Sitte der Deutschen, daß wie der

An-

Anführer oder König, so auch jeder Edle mit einem Gefolge von Getreuen oder Gefährten in den Krieg zog. War ein Land erobert, so wurde den Eingebornen ein Theil ihrer Güter entzogen, und dieser unter die Gefolgsführer vertheilt oder verloost. Ein solch vertheilter oder verlooster District wurde zum freyen Grundeigenthum (Allodium), womit der Besitzer schalten konnte, wie er wollte, und worauf er frey und unabhängig lebte mit seinen Getreuen, als einziger Gebieter und Richter derselben. Gewöhnlich geschah es nun, daß jeder Gefolgsführer kleinere Stücke seines Grundeigenthums an seine Gefährten zur Belohnung und Befestigung ihrer Treue verlieh. Solche Verleihungen hießen Beneficia, oder Lehen, und ihre Inhaber Vasallen (Gesellen), Lehnsträger oder Leute. Die Lehen gaben aber nur Nießbrauch, nicht Besitz eines Grundstückes, und sie galten anfangs nur auf Lebenszeit oder auf Widerruf: durch Tod oder Untreue (Felonie) fielen sie an den Eigenthümer zurück. Dagegen war es dem Lehnsträger gestattet, einzelne Stücke des empfangenen Lehns an Andre abzulassen, woraus Afterlehen entstanden. — Was von den Edeln oder Gefolgsführern überhaupt galt, das galt noch mehr von dem König. Bey Vertheilung der eroberten Güter erhielt er seines höhern Ansehns und zahlreichern Gefolgs wegen ein größeres Grundeigenthum,

als

als die übrigen Gefolgsführer. Er konnte also auch weit mehrere Güter als Lehen verthellen; und da er ausserdem auch mit Würden und Aemtern belohnen konnte (Hof- und Gerichtslehen), so mußte sich die Zahl derer, die sich mit erhöhetem Eifer des königlichen Interesse annahmen und dessen Plane unterstützten, ansehnlich vermehren. Aber bald wurde das, was anfangs zur Erhebung der königlichen Macht gedient hatte, die Ursache ihrer Beschränkung. Die Könige, die verliehen, was sie verleihen konnten, wurden arm; ihre Vasallen aber wurden reich, und erwarben sich, nach Unabhängigkeit strebend, immer mehr Vorrechte. Dahin gehört besonders die Erblichkeit der Lehen, die ihnen auf der großen Nationalversammlung zu Paris, die Chlotar II 613 hielt, zugestanden wurde. Dadurch bildete sich eine Uebermacht großer Vasallen, ein mächtiger Erbadel. Um nun die Uebermacht derselben zu schwächen, wählten die Könige einen unter ihnen, der die übrigen in Schranken halten sollte, den Großhofmeister (Major Domus), und gaben ungemessene Gewalt in dessen Hände. Aber dieß Mittel schlug zu ihrem Nachtheil aus. Der Major Domus arbeitete mehr für sein als für des Königs Interesse; er schlug sich zur Parthey der Großen und unterdrückte, von ihnen unterstützt, die Macht des Königs und die Freyheit des Volkes.

Mit

Mit dem Lehnswesen hing das Kriegswesen zusammen. Der König hielt keine Heere, sondern jeder Güterbesitzer war Soldat; jeder Lehnsträger diente seinem Lehnsherrn. Die Feldzüge wurden durch ein allgemeines Aufgebot (Ban oder Heerbann) verkündigt, mit dem Frühling begonnen, und dauerten insgemein nur den Sommer hindurch. Jeder mußte sich dabey selbst versorgen. Die Hauptstärke lag im Fußvolk, Reiter gab es wenig; die Ritterzeit, wo kein Fußvolk geachtet wurde, war noch nicht gekommen. Die vorzüglichsten Waffen waren Schild, Schwert, Hellebarte und Streitaxt. Geschicklichkeit galt weniger als Muth.

Das Gerichtswesen lag noch in seiner Kindheit. Zwar war dem Faustrecht durch die salischen Gesetze gesteuert, und Gerichte waren angeordnet; aber es hielt schwer, die Franken daran zu gewöhnen: der Beklagte wollte sich nicht stellen und der Beleidigte suchte lieber eigenmächtig als auf gewöhnlichem Wege Genugthuung. Auch war es ein Mangel der Gesetze, daß alle Verbrechen und Unbilden durch einen Ersatz an Geld abgethan werden konnten: Leib und Leben, und alle Glieder des Leibes hatten ihre Taxe. Die Gerichte selbst wurden unter freyem Himmel gehalten. Beym höchsten Gericht führte der König, bey andern die Her-

Herzoge oder Grafen den Vorsitz. Den Richtern waren Schöppen oder Rechtsfinder beygesellt, welche von den Partheyen gewählt wurden. Jeder freye Mann mußte unter den Richtern seines Gleichen haben, uud seinen Rechtshandel selbst anbringen und ausführen. Advocaten gab es nicht. Ungeübt im Abwägen der Aussagen und Zeugnisse, ließen die Richter meist den Eid entscheiden, oder den Zweykampf (denn den Tapfersten hielt man für den Besten), oder noch andere Gottesurtheile (Ordalien), als Feuer und Wasserprobe.

Das Religionswesen hatte seit Chlodwig eine völlige Umänderung erfahren. Aus den heidnischen Franken waren Christen geworden, und unter dem Schutz ihrer Könige wurde das Christenthum durch Missionare auch in Deutschland ausgebreitet. Am merkwürdigsten ist in dieser Hinsicht der heilige Bonifacius, ein Wohlthäter seiner Zeiten*). Freylich war das Christenthum für die Meisten damals nicht viel mehr als ein Formelwesen und ein Ceremoniendienst mit Anerkennung der Lehrvorschriften des römischen Bischofs; aber auch dadurch wurde viel guter Saame ausgestreut. Die Bischöfe, wie die Geistlichen überhaupt, besaßen schon früher großes Ansehn in Gallien; aber vermehrt

*) Man sehe die achtzehnte Erzählung im zweyten Abschnitt unter der Aufschrift "Bonifacius."

mehrt wurde daſſelbe durch die Bekehrung der Franken. Sie allein waren im Beſitz der Schreibekunſt und aller damals vorhandenen Kenntniſſe; ſie erhielten daher Antheil an den Reichsangelegenheiten; man übertrug ihnen häufig die Juſtizverwaltung, und immer die Erziehung der königlichen Prinzen. Die Könige und das Volk beeiferten ſich, ſie zu beſchenken; denn man glaubte, durch Geſchenke an ſie die Seele vom Verderben zu erlöſen. Sie behaupteten die Zufluchtsfreyheit der Kirchen (jus asylorum) oder das Recht, den, der ſeine Zuflucht in eine Kirche genommen hatte, nicht auszuliefern*); ferner das Recht, daß alle Gewalt der königlichen Richter in Anſehung der Kirchengüter aufhörte, und daß die darauf anſäßigen Perſonen nur unter den Biſchöfen und Aebten ſtehen ſollten. Dagegen ſchützten die Biſchöfe den König oft gegen die Anmaßungen der weltlichen Großen; auch ſtanden ſie noch in ſo fern unter dem Könige, daß ſie von demſelben eingeſetzt und beſtraft werden konnten; daß ſie ſich nicht eigenmächtig, ſondern nur auf königlichen Befehl verſammeln, und ohne königliche Erlaubniß keinen

*) So nachtheilig wie in neueren Zeiten war das Recht der Freyſtätte im Mittelalter keinesweges; vielmehr war es bey der mangelhaften Beſchaffenheit des Gerichtsweſens wohlthätig. Es giebt Beyſpiele, wo das Recht der Freyſtätte Schuldige der Strafe entzog; aber es gibt noch mehrere, wo es den Unſchuldigen vor auſbrauſendem Jähzorn rettete.

keinen Freygebornen in den geiſtlichen Stand aufnehmen durften. Indeſſen war ihnen doch der Weg gebahnt, ſich von den Königen unabhängig zu machen, was in den folgenden Zeiten bey dem immer höher ſteigenden Anſehn der Päbſte wirklich geſchah.

Was endlich die Sitten der Nation und deren Kulturzuſtand betrifft, ſo fand ſich bey ihr viel Rohheit neben aufkeimendem Luxus. Die Erziehung hatte nur Bildung des Kriegers zum Zweck. Ihre Gegenſtände waren daher Reiten, Jagen, Waffenführung und etwa das Auffaſſen eines kurzen Glaubensbekenntniſſes. Künſte und Wiſſenſchaften wurden nicht geſchätzt. Man wähnte, nur der brauche etwas zu wiſſen, der zu dem geiſtlichen Stande gehöre. Aber auch unter den Geiſtlichen gab es manche, die kaum leſen konnten. Ein Glück war es, daß der Gottesdienſt in der alten lateiniſchen Sprache gehalten wurde: dadurch blieb die Sprache der Alten und Kenntniß ihrer Werke immer in Uebung. — Kleiderpracht fing an Eingang zu finden. Manche unter den Großen trugen ſchon ſeidne Kleider, mit Goldblech und edlen Steinen ausgeſchmückt. — Die größten Vergnügungen der Franken beſtanden in den Freuden der Jagd und der Tafel. Um der Jagd willen, woran auch Frauen Antheil nahmen, hielten

ten sie Kuppeln von Hunden, Falken oder Stoßvögel. Ausserdem liebten sie auch Gesang und Saitenspiel. Eine Orgel kam zuerst nach Frankreich, als der griechische Kaiser Constantin V den König Pipin damit beschenkte.

5) Geschichte der Franken unter den Karolingern, von Pipin dem Kleinen bis zum Vertrage bey Verdun 752—843.

Pipin der Kleine machte sich durch Heldenthaten der Krone werth, die er (752) auf sein Haupt gebracht hatte. Nicht genug, daß er (752) die Araber gänzlich aus Frankreich entfernte, und in dem Kampfe gegen die Sachsen (753 und 758) siegreich bis an die Weser vordrang, so zog er auch zweymal (754 und 756) nach Italien, wohin ihn Dankbarkeit und Staatsklugheit riefen. Der longobardische König Aistulph (749 — 756) hatte dem griechischen Exarchat zu Ravenna ein Ende gemacht und das Gebiet von Rom überfallen (752). Pabst Stephan hatte sich deshalb an Pipin gewendet und war selbst nach Frankreich gereist (753), wo er zu St. Denys Pipin und dessen Familie von neuem salbte und die Franken mit allen geistlichen Strafen bedrohte, wenn sie je aus einem andern Geschlechte, als aus diesem, sich einen König wählen würden. Er erhielt dagegen, was er wünsch-

wünſchte. Pipin zog nach Italien (754), trieb den König der Longobarden in die Enge und verwilligte ihm den Frieden nur unter der Bedingung, daß er alle Beſitzungen der römiſchen Kirche herausgeben und ihre Heiligkeit ehren ſollte. Doch kaum war er zurückgekehrt, ſo überfiel Aiſtulph die Römer von neuem. Pipin unternahm daher (756) einen zweyten Feldzug nach Italien, und zwang Aiſtulphen, den er zum zweyten Male in Pavia einſchloß, nicht nur Alles herauszugeben, was er den Römern abgenommen hatte, ſondern auch den Franken einen jährlichen Tribut zu verſprechen. Hierauf ſchenkte Pipin das Exarchat dem heiligen Peter und machte dadurch den Pabſt zu einem regierenden Herrn (756). In den letzten Jahren ſeines Lebens (759 — 768) beſchäftigte ihn ein hartnäckiger Krieg mit dem Herzog von Aquitanien, Waifar, aus dem alten merovingiſchen Königsſtamm. Dieſer neunjährige Krieg endigte ſich damit, daß Waifar getödtet, und Aquitanien wieder unter fränkiſche Herrſchaft gebracht wurde. Pipin ſelbſt ſtarb noch in demſelben Jahre (768, 28. Sept.), ungefähr 54 Jahre alt. Er hatte der Größe ſeines großen Sohnes vorgearbeitet, wie Philipp von Macedonien der Größe Alexanders!

Karl, ſo hieß dieſer Sohn, der die fränkiſche Monarchie auf den höchſten Gipfel der Macht

und

und des Anſehns erhob (geb. 2. Apr. 742), mußte anfangs, Pipins Anordnungen gemäß, das Reich mit ſeinem Bruder Karlmann theilen; doch wurde er bald dieſer hemmenden Theilung entledigt. Karlmann, mit dem er in Mißhelligkeiten gelebt hatte, ſtarb ſchon 771. Karl ſetzte ſich darauf in Beſitz ſeiner Länder, und ſeine Witwe Gerberg entfloh mit ihren Söhnen zum longobardiſchen König Deſiderius.

Den erſten Krieg, bald nach Antritt ſeiner Regierung, als Karlmann noch lebte, ohne doch die verſprochene Hülfe zu leiſten, führte Karl (769) mit den unruhigen Aquitaniern. Ihr alter Herzog Hunold, Waifars Vater, hatte nach deſſen Tode das Kloſter verlaſſen, und ſich an ihre Spitze geſtellt, mit dem Entſchluß die Franken aus Aquitanien zu verjagen. Aber er wurde überraſcht und ſchnell beſiegt, und Aquitanien wurde, um neuen Aufſtand zu verhüten, nicht mehr Einem Herzoge überlaſſen, ſondern in verſchiedene Grafſchaften getheilt (770).

Darauf begann der ſchwierige Kampf mit den Sachſen. Dieſe, damals zwiſchen dem Niederrhein, der Nordſee und Elbe bis zum Harz hin wohnhaft, in Oſtphalen, Weſtphalen und Engern getheilt, dem Heidenthume zugethan, tapfer, unruhig

und

und raubsüchtig (Rauben und Morden, wenn es nur auſſer Landes geſchah, galt ihnen für erlaubt), waren ſchon ſeit langer Zeit beſchwerliche Nachbarn, oft auch offenbare Feinde der Franken geweſen. So lange ſie in ihrer dermaligen Verfaſſung blieben, gab es keine Sicherheit für die Oſt- und Nordgrenze der Franken. Karl hegte daher den Plan, ſie zu unterjochen und ihren wilden Sinn durch das Chriſtenthum zu bezähmen. Auf der Reichsverſammlung zu Worms (772) wurde der Krieg gegen ſie beſchloſſen, und noch in dieſem Jahre begonnen. Der Anfang war glücklich. Der Sachſen Feſte, die Ehresburg (vermuthlich Stadtberg an der Diemel im Paderbornſchen), wurde erobert, ihr Nationalheiligthum, die Irmenſäule, zerſtört, und ſie genöthigt, da Karl bis an die Weſer drang, Geißeln zu geben. Aber damit war dieſer Krieg keineswegs beendigt; vielmehr dauerte er mit wenigen Unterbrechungen noch volle dreyßig Jahre fort (773 — 803). Denn die Sachſen fochten für ihre Freyheit und ihren Glauben; ihr thätiger Anführer Wittekind wußte ſie, ſo oft ſie auch geſchlagen oder auseinander getrieben waren, mit neuer Hoffnung und neuer Hülfe zu beleben, und Karl ſelbſt war nach zu vielen Seiten hin beſchäftigt, als daß er alle ſeine Kräfte dauernd vereinigt gegen ſie hätte richten können. Doch ſeine unermüdliche Beharrlichkeit, die blutige

Strenge, womit er erneuerten Abfall strafte (im Jahre 782 ließ er 4500 Sachsen in seinem Lager an der Aller an einem Tage enthaupten), und die wiederholten Siege, die er erfocht, nöthigten erst die Anführer Wittekind und Albion (785), und zuletzt das ganze Volk der Sachsen, sich zu unterwerfen. Auf dem Reichstage zu Selz an der Elbe (803) kam ein dauernder Friede mit ihnen zu Stande. Sie sollten, ward ausgemacht, unter Beybehaltung ihrer Gesetze und Rechte sich mit den Franken vereinigen, sollten mit ihnen Einen König haben, unter Grafen vom König eingesetzt stehen, dem Heidenthume entsagen, und den Zehnten an die Kirchen geben. Zur Befestigung dieses Friedens versetzte Karl eine große Menge Sachsen von beyden Ufern der Elbe nach Flandern (804).

Nicht minder wichtig als der Krieg mit den Sachsen, aber von ganz kurzer Dauer, war der Krieg mit den Longobarden, den Karl gleich nach dem ersten Einfall ins Sachsenland (773) anfing und vollendete. Die Ursachen dieses Krieges lagen in gegenseitigen Beleidigungen und in den Aufforderungen des Pabstes. Karl hatte seine erste Gemahlin, die Tochter des Desiderius, verstoßen (771). Dagegen hatte dieser (seit 756 König der Longobarden) nicht nur die Söhne Karlmanns

bey

bey sich aufgenommen, sondern auch vom Pabste verlangt, sie zu Königen der Franken zu salben: da sich Hadrian (seit 771 Pabst) weigerte, war er in dessen Gebiet eingefallen. Hierauf hatte Hadrian Karln um Hülfe ersucht, und Karl leistete sie. Im Sommer des Jahres 773 brach er von Genf auf. Er kam glücklich über die Alpen, schlug die Longobarden zurück, und belagerte ihre festen Städte Verona und Pavia. Erstere kam bald in seine Gewalt (773); letztere aber konnte er nur durch Aushungerung bezwingen. Indessen ergriff ihn der Wunsch, Rom zu sehen. Er übergab daher die Belagerung von Pavia seinem Oheim Bernhard und reiste zur Feyer des Osterfestes nach Rom (774). Daselbst wurde er, als Patricius oder Schirmherr von Rom, mit großem Gepränge empfangen. Er selbst bestätigte dem Stuhle Petri die Schenkung des Exarchats und erhielt dagegen vom Pabste eine Sammlung von Kirchengesetzen aus dem ersten Jahrhundert. Als er dann zu seinem Heere zurückkam, ergab sich Pavia. Desiderius ward in ein Kloster geschickt, Karl aber empfing zu Mailand die eiserne Krone*) und fügte seinen

*) Die eiserne Krone der Lombarden, deren in neuern Zeiten oft erwähnt worden ist, soll vom lombardischen König Agilulf (st. 616) herstammen. Sie ist von gutem Golde, ohne Zinken, und heißt die eiserne Krone, weil sie inwen-

seinen übrigen Titeln den Titel "König der Longobarden" bey. So fiel das Reich derselben, nachdem es 206 Jahre bestanden hatte, in die Hände der Franken. Unter den drey ziemlich unabhängigen Herzogen der Longobarden ergab sich für jetzt der Herzog von Friaul; die Herzoge aber von Spoleto und Benevent wurden erst später zur Unterwerfung gezwungen.

Es würde unsrer Vorstellung von Karls Thatengröße Eintrag thun, wenn wir die Kriege, die er forthin führte, einzeln aufzählen wollten. Soll uns das Ausserordentliche seiner kriegerischen Thätigkeit und Schnelligkeit anschaulicher werden, so müssen wir andeuten, wie seine Kriege in einander griffen.

Ein gefährlicher Einfall der Sachsen in das Gebiet der Franken rief ihn von Italien nach Deutschland zurück. Im Herbste 774 kam er daselbst an, und im Frühjahr 775 zog er gegen die Sachsen und drang glücklich über die Weser. Die Sachsen, wenigstens die Ostphalen, gelobten Unterwerfung. Damit zufrieden eilte er nach Italien, um den aufrührerischen Herzog von Friaul zu unterdrücken. Derselbe wurde (776) gefangen und enthaup-

inwendig einen eisernen Ring hat, der aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden seyn soll.

hauptet; der Herzog von Spoleto aber, durch dieſes Verfahren geſchreckt, unterwarf ſich freywillig. Gleich darauf (noch im Jahre 776) mußte Karl nach Deutſchland zurück, um den Sachſen zu begegnen, die ſeine Abweſenheit zu einem abermaligen Aufſtande benutzt hatten. Sie wurden überraſcht, erboten ſich zum Frieden und gaben Geißeln; mehrere ließen ſich taufen. Darauf entbot ſie Karl im Frühjahr 777 nach Paderborn zu einer Reichsverſammlung, um die Friedensbedingungen feſtzuſetzen. Sie erſchienen; aber ihr Wittekind war ſchon nach Dänemark entflohen, um bey dem dortigen König Sigfried oder Sivard neue Hülfsmittel zur Fortſetzung des Kriegs zu ſuchen.

Während Karl noch in Paderborn weilte, erſchienen vor ihm zwey arabiſche Emirs aus Spanien, die ihn um Beyſtand gegen den Chalifen Abderrahman anſprachen. Er erfüllte ihr Verlangen. Im Frühjahr 778 ging er mit zwey großen Heeren über die Pyrenäen. Die wichtigen Städte Pampelona, Saragoſſa und Barcellona fielen in ſeine Hände, und er vereinigte das Land von den Pyrenäen bis zum Ebro unter dem Namen der ſpaniſchen Mark mit ſeinem Reiche. Aber auf dem Rückwege traf ihn ein großer Unfall. In den Päſſen der Pyrenäen oder in den Gebirgsſchluchten von Roncevaux wurde ſein Nachtrab von den

den Gebirgsbewohnern, ohne daß er es hindern konnte, überfallen und fast gänzlich vernichtet. Auch fiel hier der tapfre Roland, Karls Liebling, dessen Andenken noch in Liedern lebt.

Kaum nach Frankreich zurückgekehrt (778), ließ Karl Truppen anrücken gegen die Sachsen, die von Wittekind angefeuert, abermals ins Gebiet der Franken eingefallen waren. In den folgenden Jahren 779 und 780 zog er selbst gegen sie und nöthigte sie aufs neue, Geißeln zu geben und Unterwerfung zu geloben. Um das Christenthum fest unter ihnen zu begründen, stiftete er in ihrem Lande acht Bißthümer, nämlich zu Bremen, Verden, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Münster und Osnabrück. Im Herbste 780 ging er zum dritten Male nach Italien, hielt zu Pavia 781 einen Reichstag und besuchte dann Rom. Besonders merkwürdig wurde dieser Zug durch die Bekanntschaft, die er auf demselben mit Alkuin machte. Dieser Mann, ein Schüler Bedas, aus England gebürtig, der die glückliche Gabe besaß, seine vielfachen Kenntnisse auf eine klare und anziehende Weise mittheilen zu können, ward von nun an Karls Freund, Lehrer und Rathgeber, und belebte Künste und Wissenschaften in dessen Reiche.

Als Karl aus Italien zurückgekehrt war (781), hatte er aufs neue mit den Sachsen zu kämpfen. Jetzt gewann er zwey Hauptschlachten bey Detmold und an der Hase im Osnabrückischen (783), worauf sich die beyden hartnäckigsten Heerführer der Sachsen, Wittekind und Albion, unterwarfen und taufen ließen. Dann bezähmte er (786) die unruhigen Britten in Bretagne, ferner die Thüringer, die Abfall droheten. Hierauf zog er abermals nach Italien und nöthigte daselbst (787) den longobardischen Herzog von Benevent zur Unterwerfung.

Von hier aus wendete er seine Waffen gegen den Herzog von Baiern, Tassilo, der durch zweydeutiges Betragen und besonders durch Einverständnisse mit den Longobarden seinen Zorn gereizt hatte. Mit drey Heeren rückte er in Baiern ein (787); Tassilo unterwarf sich und erhielt Verzeihung. Da er aber gleich darauf wieder zweydeutig zu handeln anfing, so wurde er auf der Reichsversammlung zu Ingelheim (788) des Lebens und des Herzogthums verlustig erklärt. Das Leben schenkte ihm Karl; doch schickte er ihn in ein Kloster. Baiern aber bekam nicht wieder einen Herzog, sondern wurde, wie die übrigen fränkischen Provinzen, durch Grafen regiert.

Unmit-

Unmittelbar an dieſen Krieg kettete ſich ein anderer mit den Avaren, die, von Taſſilo aufgereizt (788), in Baiern und Friaul eingefallen waren. Sie wurden noch in dieſem Jahre an beyden Orten zurückgeſchlagen. Doch war damit der Krieg gegen ſie noch nicht beendigt. Unter mancherley Unterbrechungen zog er ſich bis 799 hin, und endigte ſich damit, daß Karl ſeine Staaten bis an die Theiß erweiterte, und an der Raab Markgrafen ſetzte.

Während dieſes Krieges verſuchte Karl, zur Erleichterung ſeiner Züge gegen die Avaren, durch einen Kanal zwiſchen der Rednitz und Altmühl die Donau und den Rhein zu verbinden (793); allein dieſes wichtige Unternehmen, nicht mit gehöriger Vorſicht und Kunſt angelegt, ging bald wieder zu Grunde. Indeſſen hatte Karl auch mancherley Händel zu beſtehen, theils mit den Griechen, die eiferſüchtig auf ſeine zunehmende Macht ihm in Italien Abbruch zu thun ſuchten (788), theils mit den Wilzen, einem ſlaviſchen Volke, zwiſchen der Elbe und Oſtſee, die das fränkiſche Gebiet beunruhigten (789), theils mit den Arabern in Spanien, die (793) in Frankreich einfielen, theils mit den Sachſen, die (793) abermals zu den Waffen gegriffen hatten, und von Karl ſelbſt (795—798) nachdrücklich bekriegt wurden. Ja auch mit Religions-

gionsstreitigkeiten über die Person Jesu und über die Zulässigkeit des Bilderdienstes war er um dieselbe Zeit beschäftigt. Er hielt daher eine Synode in Frankfurt (794), auf welcher er sich lebhaft gegen den Bilderdienst erklärte.

Im Herbste des Jahres 800 zog er zum fünften Male nach Italien, um dem Pabst Leo III, der von einer Gegenparthey gemißhandelt worden war, Genugthuung zu verschaffen. Dieß gelang. Hierauf geschah es, daß ihn Pabst Leo am Weihnachtsfeste in der Peterskirche zum Kaiser krönte (800), — eine Feyerlichkeit, wodurch nicht nur die alte Kaiserwürde in den Abendländern erneuert, sondern auch wichtige Begebenheiten für die Zukunft vorbereitet wurden*).

Auch in den letzten Jahren seines Lebens hatte Karl noch verschiedene Kriege zu führen; doch gelang es ihm durch die Macht seiner Waffen, durch den Glanz seines Ansehens (dem selbst der große Harun Al Raschid huldigte) und durch das Glück, das ihn immer begleitete, sie insgesammt vor seinem Tode zu beendigen. Im Jahr 803 schloß er, wie schon oben erwähnt wurde, einen dauerhaften Frieden mit den Sachsen. In den Jah-

*) S. unten im zweyten Abschnitt, "Züge aus dem Leben Karls des Großen".

Jahren 805 und 806 führte er Krieg mit den Slaven in Böhmen, die häufig in das heutige Oesterreich einfielen, und nöthigte sie Tribut zu zahlen und die fränkische Oberhoheit anzuerkennen. Eben so auch die Sorben an der Saale (806). Mit den Arabern, die schon seit 793 den Krieg erneuert hatten, schloß er 810 einen Frieden, der ihm den Besitz der spanischen Mark sicherte. In eben diesem Jahre (810) schloß er auch Frieden mit den Griechen, denen er Venedig und Calabrien überließ. Den letzten Krieg führte er (808 — 811) mit den Dänen oder Normännern, die vorher den Sachsen Beystand geleistet hatten und jetzt die fränkischen Grenzen zu Wasser und Lande häufig beunruhigten. Um die Ufer der Elbe gegen sie zu sichern, legte er (809) Hamburg an. Endlich (811) schloß er mit ihren König Hemming einen Frieden, wodurch die Eider die nördlichste Grenze seines Reiches wurde.

Durch so viele siegreiche Kriege hatte Karl ein Reich zusammen gebracht, das von dem Ebro bis zur Theiß und von der Eider bis zur Tiber reichte. Er hatte dadurch den obersten Rang unter den Fürsten des Abendlandes erlangt, hatte die verschiedensten Völker unter Ein Scepter vereinigt, und zuerst eine folgenreiche Verbindung der Völkerschaften Deutschlands zu Stande gebracht; aber

er

er hatte auch dadurch viel Lebensglück zerstört, zu vielen Bedrückungen und Mißvergnügen den Samen ausgestreuet, und einen Bau aufgethürmt, den nur sein Adlerblick überschauen konnte.

Doch war er nicht bloß Eroberer, er war auch Vater seiner Völker, und noch größer als durch seine Eroberungen, die bald wieder zerfielen, erscheint er durch die Sorge, die er für den Wohlstand seines Reiches hegte. Es war sein eifrigstes Bestreben, jedes seiner Länder durch gute Gesetze und Anstalten zu beleben und zu beglücken. Er sorgte daher für getreue Verwaltung der Provinzen, hielt die Großen im Zaum, gab gute Gesetze, suchte Räubereyen, Gewaltthätigkeiten und andere Mißbräuche abzustellen, traf Anstalten zur Aufnahme des Ackerbaues, des Handels und des Gewerbfleißes, beförderte Künste und Wissenschaften. Allen seinen Anstalten aber gab er dadurch wahres Leben, daß er selbst überall mit eignen Augen sah, und wo er in Person nicht seyn konnte, eigene Abgeordnete (missi regii, Sendgrafen) hinsendete, die nach seiner Vorschrift alles genau untersuchen und aufgefundene Mißbräuche abstellen sollten. Vor allem lag ihm die geistige Bildung seiner Völker am Herzen. Er verfügte daher, daß die Geistlichen ihrer Bestimmung gemäß, das Volk unterrichteten; veranlaßte, daß die Predigten über-

all

all in der Volksſprache gehalten wurden; ließ überall Schulen anlegen, und wurde beſonders für Deutſchland der Schöpfer einer aufkeimenden Kultur. Dabey ging er mit eigenem Beyſpiele voran. Um ſich hatte er einen Kreis von Gelehrten; er ſelbſt lernte von ihnen, beſchäftigte ſich gern mit dem, was den Geiſt nährt, und machte ſich beſonders um die deutſche Sprache verdient, indem er nicht nur deutſche Namen für die Monate und Hauptwinde erfand, ſondern auch eine deutſche Grammatik entwarf, und die altdeutſchen Lieder aufſchreiben ließ. Auf ſolche Art verherrlichte er beſonders den Abend ſeines Lebens, und ſeine Regierung ward dadurch eine Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht. Er ſtarb am 28. Januar 814 im 72. Jahre ſeines Lebens und im 47. ſeiner Regierung *).

Schon im Jahre 806 hatte Karl ſein großes Reich unter ſeine drey Söhne, Karl, Pipin und Ludwig getheilt; aber Pipin und Karl waren vor ihm geſtorben (810 und 811), und das ganze Reich, mit Ausnahme Italiens, das Bernhard, Pipins Sohn, erben ſollte, fiel nun an den einzigen ihn überlebenden Sohn, Ludwig (geb.

*) Mehreres über ihn findet man unten im zweyten Abſchnitt, unter der Aufſchrift: "Züge aus dem Leben Karls des Großen."

(geb. 778), den er schon früher zum König von Aquitanien bestellt und kurz vor seinem Tode (813) zum Mitregenten angenommen hatte. Allein Ludwig, gewöhnlich der Fromme genannt, war nur Erbe der Macht, nicht des Geistes seines Vaters. Eher zum Abt eines Klosters als zum Regenten eines großen Staates tauglich, legte er den Grund zum Verfall des fränkischen Reichs. Mild, gutmüthig, aber schwach, von Andern abhängig, und doch mißtrauisch, wie alle schwachen Geister, wußte er weder Liebe noch Furcht um sich zu verbreiten. Niemanden wollte er mißfallen, und mißfiel daher allen. Selbst die Geistlichkeit, obschon mit Wohlthaten von ihm überhäuft, war ihm wegen seiner Reformen abgeneigt.

Als er am dreyßigsten Tage nach dem Tode seines Vaters nach Aachen kam, fing er damit an, daß er den erprobten Räthen Karls mit Mißtrauen begegnete, die ausschweifende Lebensart seiner Schwestern bestrafte, die Bedrückungen des Volks, die in Karls letzten Tagen gewaltig um sich griffen, abzustellen und die verderbten Sitten der Geistlichen zu verbessern suchte. An Eroberungen dachte er nicht; nicht einmal die dargebotene Gelegenheit, die Normänner zu schwächen, benutzte er; ihm war es genug, das Ererbte, wäre es möglich gewesen, in Ruhe zu besitzen.

Schon

Schon im dritten Jahre seiner Regierung entschloß er sich, sein Reich mit Einwilligung der Stände unter seine drey Söhne zu vertheilen. Er machte daher auf dem Reichstag zu Aachen (817) nach dreytägigem Fasten und Beten bekannt, daß sein jüngster Sohn Ludwig Baiern, sein zweyter Sohn Pipin Aquitanien, und sein ältester Sohn Lothar, ausser allem übrigen, die Kaiserwürde und oberste Gewalt über seine Brüder erhalten sollte. Aber diese Theilung ward die Quelle unsäglichen Herzeleids für ihn und erschütternder Unruhen für sein Reich. Zuerst bezeigte sein Neffe Bernhard Unzufriedenheit damit. Als Besitzer von Italien glaubte er auf die Kaiserwürde mehr Ansprüche zu haben, als Lothar. Er empörte sich (817); doch sah er sich bald zur Unterwerfung genöthigt, und ward auf Ludwigs Befehl geblendet. Drey Tage darauf starb er (17. Apr. 818). Zu spät bereuete Ludwig sein hartes Verfahren, und vergeblich war es, daß er deshalb in der Reichsversammlung (822) als ein Büßender erschien und die Geistlichkeit für sich beten ließ. Er verlor dadurch die Achtung seiner Großen und konnte doch das Geschehene nicht ungeschehen machen.

Auf die Empörung in Italien folgten andre in Bretagne, Gascogne und unter den Obotriten jenseit der Elbe (817 — 822). Die Völker fühlten,

ten, daß nicht mehr dieselbe Kraft die ganze Masse des Reichs belebte. Doch wurden sie bey fortdauernder Stärke des Staates bald wieder zur Ruhe gebracht. Aber nun traten neue Unruhen im Innern des Reiches ein.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Irmengard (st. 818) hatte sich Ludwig mit Judith oder Juta, der Tochter des baierschen Grafen Welf, vermählt (819), und von ihr einen Sohn erhalten (823), Karl, den man in der Folge den Kahlen hieß. Die Vorliebe, womit er diesem zugethan war, und die Bitten der Mutter desselben bestimmten ihn, zu Gunsten dieses Sohnes eine Aenderung in der Theilung seiner Länder vorzunehmen. Er bat daher Lotharn, von den ererhaltenen Ländern so viel abzutreten, als zur Errichtung eines neuen Königreichs hinreichend wäre. Lothar ließ sich dazu bereden, und Ludwig bestimmte für seinen Karl Schwaben, Rhätien und einen Theil von Burgund. Aber bald darauf änderte Lothar seine Entschließung und verband sich mit seinen Brüdern gegen den Vater. Zu Compiegne wurde dieser überfallen (830), und Lothar hielt ihn den ganzen Sommer hindurch in Gefangenschaft. Seine Gemahlin ward in ein Kloster geschickt und auch ihn sollten Mönche fürs Klosterleben gewinnen. Doch er blieb standhaft, fand

bald

bald wieder Anhang, und erhielt vorzüglich durch die Bemühungen seines Sohnes Ludwigs von Baiern, der auch den andern Sohn, Pipin, auf seine Seite brachte, wiederum die Freyheit. Lothar mußte sich unterwerfen und verlor die Kaiserwürde oder Mitregentschaft; die Kaiserin kam zu ihrem Gemahl zurück.

Die Ruhe wurde wieder hergestellt, aber nur scheinbar. Ludwig konnte von dem Plan, seinen Sohn zweyter Ehe durch eine neue Länderverthei-lung zu versorgen, nicht abkommen, und seine übrigen Söhne waren zu herrschsüchtig, um sich in des Vaters Willen fügen zu wollen, und zu mächtig, um sich in dessen Willen fügen zu müssen. Daher entstanden neue Bewegungen (832). Lothar verband sich mit seinen Brüdern, ja selbst mit dem Pabste Gregor IV, und Ludwig gerieth zum zweyten Male in Lothars Hände. Er wurde gefangen gehalten, des Throns entsetzt und zur öffentlichen Kirchenbuße genöthigt (Soissons, 833). Doch bald führte der erwachte Unwille dem tief erniedrigten Vater neue Anhänger zu. Ludwig von Baiern ließ Lotharn andeuten, den Vater anständiger zu behandeln; auch Pipin fühlte sein Unrecht, oder wenigstens Lothars Herrschsucht. Dieser sahe sich mit einem Male von Feinden umringt, und dadurch genöthigt, seinen Vater abermals frey zu

lassen

lassen (1. März 834). Sogleich wurde der Kaiser, wie er es wünschte, von einer Versammlung von Bischöfen freygesprochen und wieder auf den Thron erhoben *).

Allein das Unglück hatte ihn nicht weiser gemacht. Zum dritten Male versuchte er eine Ländervertheilung (837) und bestimmte für Karl den Kahlen den größten Theil der Niederlande von der Grenze Sachsens bis nach Paris. Dadurch erregte er neue Unzufriedenheit. Und als er dann nach Pipins Tode (13. Nov. 838) dessen Söhne ganz überging, alle seine Länder nur zwischen Lothar und seinem geliebten Karl theilte, Ludwig'n aber, der ihn zweymal aus Lothars Händen errettet hatte, nichts als Baiern überließ: so griff dieser, tiefgekränkt, zu den Waffen (839), und der unglückselige Vater mußte aufs neue gegen seinen leiblichen Sohn zu Felde ziehen. Zwar wurde dieser zweymal so in die Enge getrieben, daß er versprechen mußte, Baiern nicht wieder zu verlassen; aber ehe diese Händel noch völlig beygelegt wurden, wozu ein Reichstag zu Worms anberaumt war, starb Lud-

*) Eine ausführliche Schilderung der Art, wie Ludwig des Thrones entsetzt und wieder auf denselben erhoben wurde, findet sich unten im zweyten Abschnitt unter der Aufschrift: "Ludwig der Fromme."

Ludwig der Fromme auf einer Insel des Rheins unweit Mainz am 20. Jun. 840, im 63. Jahre seines Lebens und im 26. Jahre seiner unruhvollen Regierung *). — Ein Glück war es für das fränkische Reich, daß selbiges, während Ludwigs Regierung, die Streifereyen der Normänner ausgenommen, von aussen her Ruhe hatte.

Dieselben herrschsüchtigen Gesinnungen, welche gegen den Vater die Söhne bewaffnet hatten, trieben diese auch zum Kampf gegen einander. Kaum war der Vater todt, so suchte Lothar, als Kaiser, Herr der ganzen Monarchie zu werden, und seine jüngern Brüder, Ludwig von Baiern und Karl den Kahlen, von sich abhängig zu machen. Diese, hierüber erbittert, verbanden sich, so sehr sie vorher Feinde gewesen waren, aufs engste mit einander. Die billigen Anträge zu einer neuen Vertheilung, die sie Lotharn machten, wurden von diesem verworfen, und nun kam es zu der blutigen Schlacht bey Fontenay in Bourgogne (25. Jun. 841). Die Verbündeten siegten; aber ihr Zaudern bey Benutzung des theuer erkauften Sieges gab Lotharn Gelegenheit, sich zum fernern Widerstand zu rüsten. Ludwig und Karl verbanden sich daher aufs

*) Die letzten Tage Ludwigs des Frommen sind unten im zweyten Abschnitte dieses Bandes ausführlich geschildert.

aufs neue, vertrieben Lotharn aus Aachen, und beschlossen, von den Bischöfen hierzu ermuntert, sein ganzes Reich an sich zu reißen. Solchem Ernst konnte Lothar nur Bitten entgegensetzen. Und so kam nach vielen Unterhandlungen (vom Jun. 842 bis zum Aug. 843) der berühmte Vertrag zu Verdun zu Stande. Kraft desselben bekam Lothar, ausser der Kaiserwürde, Italien sammt der Herrschaft über Rom, und einen Länderstrich zwischen Deutschland und Frankreich, nachher Lothringen genannt, oder alles Land, das zwischen den Alpen, dem Rhein, der Nordsee, der Schelde, Maas, Saone und Rhone liegt; Ludwig von Baiern, nunmehr Ludwig der Deutsche genannt, bekam Deutschland diesseit des Rheins und am linken Rheinufer die Städte Speyer, Worms und Mainz mit ihren Umgebungen; Karl der Kahle endlich bekam das Uebrige der fränkischen Länder, nämlich Neustrien und Aquitanien, einen Theil von Burgund, Septimanien oder Languedoc, und die spanische Mark. Durch diesen Theilungsvertrag entstanden also drey von einander abgesonderte und unabhängige Staaten, nämlich Deutschland, Lothringen und Frankreich.

Und so endigt sich die gegenwärtige Periode mit sehr merkwürdigen Vorfällen in den drey Reichen, die wir als die bedeutendsten in ihr

haben kennen gelernt. Das oströmische Reich sahe durch Einführung des Festes der Orthodoxie den langwierigen Bilderstreit entschieden; das Reich der Araber, vorher so mächtig, gerieth durch Aufnahme der türkischen Söldlinge in Verfall; und das Reich der Franken ward durch den Vertrag zu Verdun zersplittert. — Welche neue Gährungen und Umbildungen hierauf erfolgten, wird die nächste Periode zeigen.

Zweyter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charactere aus der Periode von der Auflösung des weströmischen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun.

I.

Theoderich,

König der Ostgothen.

Hoch und herrlich ragt Theoderich unter den größten Männern seiner Zeit hervor, würdig des Postens, den ihm das Schicksal zugewiesen hatte, unübertroffen von den Fürsten, die vor ihm über Italien herrschten, und ein Vorbild derer, denen nach ihm dieses gepriesene Land zu Theil wurde. Er, zuerst unter allen Königen deutscher Abkunft, suchte nicht bloß die Vergrößerung seiner Herrschaft, sondern auch den Anbau der Künste und Wis-

Wissenschaften, nicht bloß den Ruhm der Tapferkeit, sondern auch den höhern Ruhm, ein Vater seines Volks zu sehn. Mit Recht also verdient er, daß wir seinem Leben und Wirken theilnehmende Aufmerksamkeit schenken.

Theoderich (oder Dietrich), der Sohn Theodemirs, ward im Jahre 455 in der Gegend von Wien geboren. Die Ostgothen, denen er durch Geburt angehörte, wohnten damals in Pannonien zwischen der Sau und Donau, und standen unter drey Brüdern Valemir, Theodemir (Theoderichs Vater) und Videmir, die gemeinschaftlich, obschon an verschiedenen Orten, regierten. Der furchtbare Attila hatte auch sie in Unterwürfigkeit gebracht. Doch als mit dessen Tode auch dessen Reich in Verfall gerieth, erhoben sie sich wieder; und eben zu der Zeit, als Theoderich geboren wurde, rettete Valemir durch einen glänzenden Sieg über die Söhne Attila's die Unabhängigkeit der Ostgothen. Einige Jahre später fielen die drey königlichen Brüder in Illyrien ein, um dem griechischen Kaiser Leo ansehnliche Jahrgelder abzunöthigen. Dieß gelang. Leo versprach ihnen jährlichen Sold, und sie überschickten ihm dagegen den jungen Theoderich als Bürgen ihrer Treue. Dieser stand damals im achten Jahre, und schwer fiel es dem Vater, ihn von sich zu lassen. Doch

es

es war sein Glück. Wie einst der Macedonier Philippus als Geißel zu Theben sich zu seiner künftigen Herrschergröße vorbereitete, so auch Theoderich als Geißel zu Constantinopel. Der schöne Knabe gefiel dem Kaiser Leo, und ward mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Er lernte alle Arten von Kriegs- und Leibesübungen; seinen Geist bildete lehrreicher Unterricht, und obschon er die Schreibekunst so verschmähete, daß er noch im späten Alter nicht einmal seinen Namen schreiben konnte*), so sog doch sein Geist eine Achtung für Künste und Wissenschaften ein, die großen Einfluß auf seine nachherige Regierung gehabt hat.

Zehn Jahre lang blieb er in Constantinopel. Als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte (473), schickte ihn Kaiser Leo, der die Ostgothen zu gewinnen suchte, mit vielen Geschenken zu den Seinigen zurück. Mit großer Freude wurde er empfangen, besonders von seinem Vater, der eben aus einem Kampfe siegreich zurückgekehrt war. Er selbst säumte nicht, sich durch Unternehmungsgeist und Kriegsthaten zu empfehlen. Bald nach seiner Rückkehr zu den Ostgothen verließ er mit 6000 Frey-

*) Zu der Unterzeichnung seines Namens bediente sich Theoderich als König von Italien, eines Goldblechs, worin die vier ersten Buchstaben seines Namens (ΘΕΟΔ) eingeschnitten waren. Dieses Goldblech legte er aufs Papier und zog dann seine Feder durch die leeren Zwischenräume.

Freywilligen heimlich das Lager seines Vaters, und zog gegen die Sarmaten. Er war glücklich; er erschlug den König der Sarmaten Babai, und eroberte Singidonum (Belgrad), das sie besetzt hatten.

Inzwischen war von den drey königlichen Brüdern, die, als Theoderich geboren wurde, über die Ostgothen in Pannonien gemeinschaftlich regierten, der älteste Valemir (466) im Kampfe geblieben; der jüngste, Videmir, hatte mit einem Haufen Ostgothen, dem es in Pannonien zu enge wurde, einen Zug nach Italien angetreten, war aber beym Einrücken in dieses Land gestorben, und sein gleichnamiger Sohn hatte sich den Westgothen in Gallien, ihnen eine erwünschte Verstärkung, zugesellt. Theodemir, der zweyte jener Brüder, Theoderichs Vater, war hierdurch einziger Herr der Ostgothen in Pannonien geworden. Als solcher machte er sich durch verheerende Raubzüge dem Hofe zu Constantinopel furchtbar, und nöthigte denselben zu ansehnlichen Geschenken. Seinem Tode nahe berief er die Häupter der Gothen zu sich und empfahl ihnen seinen Sohn zum Erben seiner Macht. Seine Wünsche fanden Beyfall; und so ward Theoderich, als Theodemir 475 starb, in einem Alter von zwanzig Jahren König der Ostgothen.

Wenig

Wenig bekannt ist der Anfang seiner Regierung. Die einzelnen Nachrichten, die sich darüber erhalten haben, sind unzusammenhängend und lassen sich nur willkührlicher Weise zu einem Ganzen vereinigen. Doch ergiebt sich hieraus, daß er, kühn und unternehmend, abwechselnd das Schrecken und die Stütze des Hofes zu Constantinopel wurde; daß er dem Nachfolger Leos, dem Kaiser Zeno, den ein Aufstand vertrieben hatte, wichtige Dienste in Wiedererlangung des Thrones leistete; und daß es ihm gelang, auch die in Thracien wohnenden Ostgothen unter sein Scepter zu bringen.

Um dieselbe Zeit kam er abermals nach Constantinopel. Kaiser Zeno nämlich, dem viel daran gelegen war, ihn noch fester an sich zu ketten, berief ihn zu sich und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen und Geschenken. Er machte ihn zum Patricier, übertrug ihm den Befehl der Haustruppen, erwählte ihn zum Consul aufs Jahr 484, nannte ihn Sohn, und errichtete ihm zu Ehren eine Ritterstatue.

Aber während Theoderich zu Constantinopel in Friede und Freude lebte, schmachteten seine Ostgothen, welche die von Zeno versprochenen Jahrgelder nicht erhielten und wegen des Bündnisses

mit

mit ihm nicht auf Beute ausgehen durften, in drückender Dürftigkeit. Sie forderten daher ihren König auf, zurückzukehren, und sie in andre Wohnsitze zu führen, weil sie sonst zu Grunde gehen müßten. Theoderich konnte in Constantinopel eine wichtige Rolle spielen, aber er zog es vor, sich seines Volkes anzunehmen und Gefahren und Siege mit selbigem zu theilen. Er wendete sich an den Kaiser Zeno, schilderte ihm das Mißgeschick seiner Gothen, und bat um Erlaubniß nach Italien zu gehen, und dort den Odoacer, der dem weströmischen Reiche ein Ende gemacht hatte, zu vertreiben. "Laß mich," äusserte er, "nach „Italien ziehen; denn es geziemt sich nicht, daß „jener Fremdling, den ihr nicht kennt, das Erbtheil „deiner Vorfahren gewaltsam unterdrückt. Werde „ich besiegt, so verlierst du nichts, vielmehr bist „du dann des Soldes, den du uns entrichtest, überhoben; siege ich aber, so werde ich Italien als „dein Geschenk besitzen." Zeno fand diesen Antrag, den er vielleicht (wie Procopius meldet) selbst in Anregung gebracht hatte, sehr annehmbar. Ihm war es erwünscht, eine kriegerische Nation zu entfernen, die ihm eben so viel schaden konnte, als sie ihm vorher genützt hatte, und die ansehnlichen Jahrgelder zu ersparen, die er ihr zu zahlen verbunden war. Er ertheilte also dem König der Ostgothen Erlaubniß, nach Italien zu ziehen; doch

ließ

ließ er es zweifelhaft, ob Theoderich als Statthalter oder als Bundsgenosse des constantinopolitanischen Hofes Italien beherrschen sollte.

Im Winter des Jahres 489 brach Theoderich mit seinem Volke auf. Die Weiber, Kinder und Habseligkeiten wurden auf Wagen fortgeführt; auch die Heerden zogen mit und nährten ihre Besitzer. Schiffe hatte er nicht; er nahm also seinen Weg von Epirus längs den Küsten des adriatischen Meeres. Dieser Zug war beschwerlich; es fehlte an Lebensmitteln, und mit den Gepiden in Dacien, die den Durchzug verwehrten, mußte gekämpft werden. Aber der kühne Theoderich überwand alle Schwierigkeiten. Er besiegte die Gepiden in einem blutigen Treffen, und kam glücklich über die julischen Alpen nach Italien.

Nicht weit von Aquileja, am Isonzo, fand er den Odoacer gelagert. Er griff ihn an und schlug ihn (28. Aug. 489). Einen zweyten Sieg erfocht er (30. Sept. 489) an der Etsch bey Verona. Verona ergab sich, gleich darauf auch Mailand und die Südseite der Alpen; Odoacer aber floh mit denen, die dem Schwerte der Ostgothen entgangen waren, erst gen Rom, und, als ihm hier die Thore gesperrt waren, nach Ravenna. Kurz darauf erhielt er durch die Verrätherey eines seiner

ner Generale, der arglistig zu den Gothen übergegangen war, wieder freyen Raum und einige Vortheile. Theoderich mußte sich in Pavia einschließen, und sein Volk in die übrigen haltbaren Orte zusammen ziehen. Aber die Westgothen in Gallien sendeten ihm Hülfe. Nun fiel er aufs neue über Odoacer und schlug ihn zum dritten Male an der Adda (11. Aug. 490), worauf dieser genöthigt war, abermals nach Ravenna zu flüchten. Daselbst ward er eingeschlossen; aber die Einnahme dieser Stadt verzog sich bis ins dritte Jahr. Indessen war Theoderich nicht müßig. Er brachte die übrigen Städte Italiens, und vor allen Rom unter seine Gewalt, verhinderte die Burgunder, die (492) in Ligurien eingebrochen waren, ihre Streifereyen fortzusetzen, und sendete Gesandten an den Kaiser Zeno, um von ihm als König Italiens anerkannt zu werden. Endlich nöthigten die Bedrängnisse des Hungers das durch Natur und Kunst feste Ravenna zur Uebergabe (27. Feb. 493). Dem unglücklichen Odoacer wurden günstige Bedingungen zugestanden, aber nicht gehalten. Nicht lange nach Ravenna's Uebergabe ladete ihn Theoderich zu einem Gastmahle und durchbohrte ihn mit eigener Hand, — sey es, weil Odoacer auf Meutereyen sann, oder weil Theoderich seine Regierung unbefestigt glaubte, so lange dieser Nebenbuhler lebte. Auch die Verwandten und vornehmsten

sten Krieger Odoacers wurden zu gleicher Zeit mit ihren Weibern und Kindern getödtet.

Hierauf vertauschte Theoderich die gothische Kleidung, die er bisher getragen hatte, mit römischer; seine Gothen riefen ihn als König von Italien aus, und selbst Kaiser Anastasius, Zeno's Nachfolger, erkannte ihn nach einigen Bedenklichkeiten als solchen an. Ganz Italien war in seinen Händen. Auch die übrigen Besitzungen, die Odoacer südlich unter der Donau gehabt hatte, Rhätien, Noricum und Vindelicien, fielen ihm zu; Sicilien, über dessen Besitz er sich mit den Vandalen verglich, kam ohne Schwertstreich in seine Hände; Pannonien und Dalmatien gehörten ihm schon früher; späterhin gewann er durch Unterhandlungen mit den Franken die südlichen Küsten Frankreichs von den Alpen bis zur Rhone. Solchergestalt brachte er ein Reich zusammen, das von der Rhone bis zur Theiß, und von der Donau bis zur südlichsten Spitze Siciliens hinreichte. Ja selbst die Westgothen in Gallien und Spanien geriethen unter seine Herrschaft, indem er (seit 507) Vormund ihres Königs, des jungen Amalarich ward, und erst bey seinem Tode diesem seinen Enkel die Regierung überließ.

Aber noch herrlicher, als durch diese Größe seines Reichs, erwarb sich Theoderich durch die

Art,

Art, wie er daſſelbe regierte, die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen und bleibenden Ruhm bey der Nachwelt. Viele haben große Reiche aufgebaut, wenige aber haben ſie mit ſolcher Weisheit, Gerechtigkeit und Milde beherrſcht, als er. Das Glück, das Italien unter ihm genoß, iſt die ſchönſte Lobrede auf ſeine Regierung.

Er, der Fürſt eines Volkes, das Römer und Griechen "Barbaren" nannten, wurde der Wiederherſteller Italiens. Auf ſeine Veranſtaltung wurden die wüſten Gegenden dieſes Landes nach ſo vielen zerſtörenden Kriegen wieder angebaut. Städte ſtiegen wieder aus den Trümmern hervor, und noch mehrere wurden verſchönert. Zu Ravenna, wo er ſeinen Sitz nahm, ſtellte er die Waſſerleitung des Trajan wieder her, und führte ebendaſelbſt einen herrlichen Pallaſt auf; zu Rom, wo ihn das Anſchauen der Denkmähler des Alterthums ergetzte, richtete er die Mauern und verfallene Gebäude wieder auf, und erfreute die Armen durch Wohlthaten, und alle Einwohner durch Erneuerung der öffentlichen Spiele; zu Verona bauete er Bäder, einen Pallaſt und eine lange Säulenhalle; und ſo erfuhr faſt jede berühmte Stadt Proben ſeiner Huld. Aber auch der Ackerbau kam wieder in Aufnahme, der Handel ward wieder lebendig, freyer Verkehr herrſchte wieder zwiſchen den einzelnen Pro-

vin-

vinzen, und dabey eine solche Sicherheit, daß es sprüchwörtlich hieß, "auf die Felder könne man Geld hinlegen, ohne daß es gestohlen würde."

Den Unterschied, den Naturell oder Vorurtheil zwischen den Ostgothen und Römern (so hießen damals die Italiener) gezogen hatte, ließ er bestehen; ja er war bemüht, ihn zu erhalten, weil er überzeugt seyn mochte, daß sein Reich auf der Rüstigkeit seiner Gothen beruhe, und daß deren Vermischung mit den Landeseinwohnern eben dieser Rüstigkeit Abbruch thue. Er ließ daher seine Gothen, denen er den dritten Theil aller Ländereyen, wie ihn schon Odoacers Krieger besessen, eingeräumt hatte, für sich als freye Männer auf ihren Gütern wohnen; sie sollten ihre Sitten, Kleidung und Waffen behalten, stete Kriegsübungen sollten ihr Hauptgeschäft seyn, und selbst ihre Belustigungen sollten hierauf Bezug haben. Dagegen befahl er, daß die Römer, fern von allen Kriegsübungen, nur die Geschäfte des Friedens betreiben sollten; und er selbst suchte sie dazu zu ermuntern. Denn obschon er nicht schreiben konnte, so liebte er doch Künste und Wissenschaften, ehrte die Lehrer derselben und zog diejenigen, die sich durch Geist und Kenntnisse auszeichneten, an sich.

Noch werther mochte seine Regierung den Italienern dadurch seyn, daß er ihre alte Verfassung nicht bloß aufrecht erhielt, sondern auch verbesserte. Er behielt dieselben Eintheilungen des Landes, dieselben obrigkeitlichen Würden, dieselben Gesetze bey; aber in allen Städten und Flecken setzte er Unterobrigkeiten an, welche die Gerechtigkeit nach den Gesetzen und dem Herkommen des Landes verwalten sollten. Er selbst sah überall auf Ordnung, hörte selbst Rechtshändel an, und entschied sie mit Unpartheylichkeit und Scharfblick. Die Gothen standen unter besondern Richtern; aber wenn ein Gothe mit einem Römer in Streit gerieth, so mußten diese Richter rechtserfahrene Beysitzer aus den Eingebornen wählen. Sein ernster Wille war es, daß die Italiener nirgends von den Gothen Unrecht leiden, oder an ihrem Eigenthume verletzt werden sollten. Zuwider war ihm das Verschleifen der Processe; eifrig sorgte er für den Preis der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, für Gleichheit des Maaßes und Gewichts. Bey Anordnung der Steuern sah er auf die Umstände derer, die sie entrichten sollten, und willig erließ er sie den Armen oder Verunglückten. Ueberhaupt bewies er gegen Nothleidende thätiges Mitleiden, und hielt es für königliche Pflicht, den Witwen und Waisen beyzustehen.

Eben

Eben so weise, wie den innern Wohlstand seines Reichs, suchte er auch die äußere Sicherheit desselben zu befördern. Er knüpfte daher Familienbande mit den Königen der deutschen Völker, die sich in das weströmische Reich getheilt hatten. Er selbst heyrathete die Audosleda, die Schwester Chlodwigs, Königs der Franken; seine Schwester Amalfreda vermählte er mit Thrasimund, König der Vandalen, und deren Tochter Amalaberga mit Hermanfried, König der Thüringer; von seinen beyden Töchtern gab er die eine an Alarich II, König der Westgothen, und die andere an den burgundischen Prinzen Sigismund. Einen König der Heruler nahm er als Sohn an. Alle diese Könige aber suchte er zur gegenseitigen Sicherung ihrer Besitzungen zu vereinigen, und stiftete so gleichsam einen Bund germanischer Staaten, der sich, hätte er bestanden, dem oströmischen Reiche mächtig hätte entgegenstellen können. Den Krieg vermied er, seitdem er König von Italien geworden war, und hielt ihn von diesem Lande entfernt. Nur an den Grenzen seines Reichs gerieth er mit Bulgaren, Griechen, Burgundern und Franken zusammen; aber er führte diese Kriege, nicht um zu erobern, sondern um sein Reich und seine Bundesgenossen zu schützen. Die Eroberungssucht Chlodwigs suchte er, so viel ihm möglich war, zu hemmen. Brachen Kriegsunruhen im Norden aus,

so verlegte er seinen Sitz von Ravenna in das nördliche Verona, und oft gelang es ihm durch Unterhandlungen, die er meisterlich zu leiten wußte, Frieden zu stiften. So galt er gleichsam als ein Vermittler unter den deutschen Königen. Im Occident gab es, wie Jornandes sagt, kein Volk, das nicht, so lang er lebte, durch Freundschaft oder Unterwürfigkeit ihm zugethan gewesen wäre; die Franken scheuten ihn, und selbst der ferne Norden huldigte seiner Größe durch Geschenke, und feyerte in Liedern sein Andenken unter dem Namen "Diedrich von Bern."

So floß sein Leben groß und herrlich dahin, bis er am Abend desselben, als zunehmendes Alter und widrige Erfahrungen ihn mißtrauisch und argwöhnisch gemacht hatten, den Tribut menschlicher Schwäche bezahlte.

Theoderich war dem arianischen, die Italiener dem katholischen Lehrbegriff zugethan*); aber er, überzeugt, daß man den Glauben nicht durch Befehle erzwingen könne, gestattete den Katholiken völlig freye Religionsübung, und ehrte ihre Lehrer nach dem Grade ihres Verdienstes. Dagegen verlangte er, daß auch seiner Secte, so wie jeder andern

*) Ueber den Unterschied zwischen Arianern und Katholiken s. histor. Bilders. Th. I. S. 283.

dern Religion gleiche Schonung zu Theil würde. Aber die Religionsduldung, die er empfahl, wurde nicht immer beobachtet. Während er einst in Verona war, fielen die Katholiken zu Ravenna über die daſigen Juden her, plünderten deren Güter und verbraunten deren Synagoge. Auf die Nachricht hiervon befahl Theoderich, die Thäter zur Strafe zu ziehen; und da dieſe nicht ausgemittelt werden konnten, ſo verurtheilte er die Katholiken zu Ravenna zum Erſatz des angeſtifteten Schadens; die Halsſtarrigen, die ihren Beytrag verweigerten, ließ er durch die Straßen peitſchen. Dieſe Handlung der Gerechtigkeit erweckte ihm Haß, wo er es am wenigſten verdient hatte: die Italiener brandmarkten ihn mit dem Namen eines Ketzers. Um ſich zu rächen, ließ er ſie entwaffnen, vielleicht auch die Sophieenkirche zu Verona niederreißen. Durch dieſe Uebereilung wuchs die gegenſeitige Erbitterung. Nun geſchah es im Jahr 523, daß von Conſtantinopel aus Befehle gegen die Arianer ergingen: ſie ſollten gezwungen werden, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzutreten. Theoderich fühlte ſich dadurch aufs neue gekränkt. Er verlangte von dem griechiſchen Hofe für ſeine Glaubensgenoſſen eine Kirchen- und Gewiſſensfreyheit, wie er ſie den Katholiken zugeſtanden hatte, und er ſendete deshalb den Pabſt Johann nebſt drey andern Biſchöfen und vier Se-

natoren nach Constantinopel. Mit Widerwillen vollzog der Pabst den erhaltenen Auftrag, und der Hof zu Constantinopel ertheilte eine ausweichende oder unbefriedigende Antwort. Theils hierdurch, theils aber auch durch die Verehrung, die der Pabst nicht als sein Gesandter, sondern als Vorsteher der katholischen Kirche in Constantinopel empfangen und angenommen hatte, wurde Theoderich heftig erbittert. Er behielt den Pabst als Gefangenen bey sich, und ging damit um, an einem bestimmten Tage die katholische Religion in seinem Reiche zu verbiethen.

Ehe noch diese letztern Vorgänge eintraten, aber als schon jene frühern den sonst so biedern Theoderich argwöhnisch gemacht und den Verdacht ihm eingeflößt hatten, daß die Italiener und namentlich der Senat in Rom mit dem Hofe zu Constantinopel in Verbindung gegen ihn und seine Gothen wären, befleckte er den Ruhm seines Lebens durch die Hinrichtung des Boëthius und Symmachus, zwey der größten Männer unter den damaligen Römern.

Boëthius stammte aus einem der ältesten und vornehmsten Häuser zu Rom ab, und bekleidete die wichtigsten Stellen im Reiche der Ostgothen; aber noch angesehener als durch Geburt und Wür-

Würden war er durch Gelehrsamkeit und Tugend. In Athen gebildet und durch viele Schriften manchfaltigen Inhalts berühmt, galt er für den größten Weltweisen und Gottesgelehrten seiner Zeit, und für den eifrigsten Vertheidiger verleumdeter Unschuld. Ohne zu schmeicheln, genoß er die volle Gunst des Theoderich, bis ein feindliches Geschick beyde entzweyte. Der Patricier Albinus ward beschuldigt, daß er auf die Befreyung Roms gehofft, und an den oströmischen Kaiser Justin I Briefe voll gefährlicher Anschläge gegen die Gothen geschrieben habe. Boëthius nahm sich desselben an, und rief im Beyseyn Theoderichs aus: "Diese Beschuldigung ist falsch! Ist Albinus ein „Verbrecher, so ist es der ganze Senat, so bin „ich es auch!" Aber nun ward er selbst angeklagt, daß er an dem sträflichen Beginnen des Albinus Theil genommen habe. Drey Zeugen traten gegen ihn auf, und ein Brief an den Kaiser Justin mit seines Namens Unterschrift wurde vorgezeigt. Ob genugsamer Verdacht gegen ihn vorhanden, oder ob alles, was ihm vorgeworfen wurde, nur boßhafte Verleumdung war, läßt sich bey dem Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. Theoderich selbst untersuchte die Anklage nicht. Von Mißtrauen hingerissen, ließ er sogleich den Boëthius, ohne ihn zu hören, in Verhaft nehmen und nach Pavia ins Gefängniß bringen. Dort schrieb

Boë-

Boëthius sein vortreffliches Werk über die "Tröstungen der Philosophie," das wir noch besitzen, ein Zeugniß seines Selbstbewußtseyns, seiner Seelenruhe und der Erhabenheit seiner Grundsätze. Der Senat zu Rom sprach ihm auf Theoderichs Antrag Vermögen und Leben ab. Mit Ruhe vernahm der Weise sein Todesurtheil, und mit Standhaftigkeit erlitt er einen gewaltsamen Tod (524).

Sein Schwiegervater Symmachus, ein ehrwürdiger Greis, der die höchsten Ehrenstellen mit unbescholtenem Ruhme verwaltet hatte, ward durch sein trauriges Schicksal mit Jammer erfüllt. Hiervon hingerissen, drohete er Rache. Theoderich erfuhr dieß, und wie der, der einmal eine Ungerechtigkeit begangen hat, sich nicht scheut, eine zweyte zu begehen, so scheute sich auch Theoderich nicht, einen abermahligen Mordbefehl auszusprechen. Symmachus ward von Rom nach Ravenna in Ketten geschleppt, und daselbst als Verbrecher enthauptet (525).

Wenn nach solchen Ungerechtigkeiten noch etwas uns wieder mit dem Könige der Ostgothen aussöhnen kann, so ist es die tiefgefühlte Reue, die ihn bald nachher ergriff. Die Hinrichtung des Boëthius und Symmachus war, nach dem Zeugniß des Procopius, die erste und die letzte Ungerechtigkeit,

Schinkel del. E. G. Krüger Sculp.

Theoderichs Reue.

tigkeit, die je einer seiner Unterthanen durch ihn erlitt, und er büßte sie mit dem Opfer seines Lebens.

Eines Abends saß er an seiner Tafel. Ein großer Fisch ward aufgetragen. Theoderich sah den aufgesperrten Rachen, die fletschenden Zähne, die drohenden Augen desselben. Schaudern ergriff ihn. Er glaubte den Kopf des Symmachus zu erblicken, der ihm Rache drohe. Er sprang auf von der Tafel; alle seine Glieder zitterten; Fieberfrost durchbebte ihn*). Man mußte ihn auf sein Lager bringen, und eine Menge Decken über ihn breiten. Im gebrochenen Stammeln gestand er seinem Arzte seine Ungerechtigkeit und seine Reue. Drey Tage nachher starb er (den 30. Aug. 526), im ein und siebzigsten Jahre seines Lebens und im drey und dreyßigsten, seitdem er König von Italien geworden war.

So mußte der große Theoderich nach einem glorreichen Leben mit Kummer belastet in die Grube sinken! — Wer kann ohne Wehmuth bey diesem Ausgang verweilen? Wer fühlt hier nicht das Unvollkommene menschlicher Größe?

II.

*) Man sehe das Kupfer Taf. XIII. Hier erblickt man den Theoderich, wie er erschreckt durch den vor ihm stehenden Fisch, angstvoll von der Tafel aufspringt.

II.

Die unglückliche Amalasuintha.

Theoderich hinterließ drey Töchter, unter denen Amalasuinth die Erbin seines Geistes und nach ihm die Regentin seines Reiches war. Herrliche Gaben schmückten sie. Ihre Schönheit reizte die Eifersucht der oströmischen Kaiserin Theodora; ihr reicher Geist war durch Sprachkenntnisse gebildet; ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr männlicher Sinn und ihre entschlossene Thätigkeit konnte sie fähig machen, einem großen Reiche vorzustehen; doch umstrickt von den Eingebungen der Rachgier und des Ehrgeizes vergiftete sie das Glück ihres Lebens und die Wohlfahrt des ostgothischen Reiches.

Ihr Vater hatte sie mit einem Sprößling des amalischen Geschlechts, Eutarich, vermählt (515), in der Hoffnung, an diesem durch Schönheit, Muth und Klugheit ausgezeichneten Prinzen einen würdigen Nachfolger zu erhalten. Allein Eutarichs frühzeitiger Tod hatte diese Hoffnung zerstört. Nun bestimmte Theoderich dessen und Amalasuinthens Sohn, den jungen Athalarich (oder Edelreich) zu seinem Thronerben. Noch kurz vor seinem Tode ließ er die Häupter der Gothen und die Großen

ßen Italiens vor sich kommen und demselben huldigen.

Aber Athalarich war, als sein Großvater starb, erst zehn Jahre alt, unfähig sich selbst, geschweige ein so großes Reich zu regieren. Unter seinem Namen übernahm daher seine verständige Mutter Amalasuinth die Regierung, und verwaltete sie mit Weisheit und Milde. Die guten Anordnungen ihres Vaters erhielt sie aufrecht, und, um den Flecken seines Lebens auszutilgen, gab sie den Kindern des Boëthius und Symmachus das väterliche Erbe zurücke. Den Zwiespalt zwischen Gothen und Römern suchte sie zu entfernen; sie ehrte das Ansehn des Senats zu Rom; widersetzte sich dem Aufstreben des Pabstes, hielt mit dem Kaiser von Constantinopel Freundschaft, und so lange sie lebte, hatte ihr Reich von aussen Ruhe.

Besondere Mühe verwendete sie auf die Erziehung ihres Sohnes. Eifrigst suchte sie seinen Verstand für Künste und Wissenschaften und sein Herz für die Grundsätze der Ehre und Tugend zu gewinnen. Sie ließ ihn daher die Schulen der Römer besuchen und übergab ihn der Aufsicht drey alter Gothen, deren Klugheit und Mäßigung ihren Beyfall hatte. Aber hierbey scheiterte zuerst

ihr

ihr Glück. Das unlenksame Gemüth ihres Sohnes und der Widerwille ihrer Gothen gegen wissenschaftliche Bildung war ihr entgegen. Einst als sie den Athalarich wegen einer Ungebührniß gezüchtigt hatte, lief dieser weinend in das Vorzimmer zu den daselbst versammelten Gothen. Diese entrüsteten sich über die ihrem König angethane Schmach und forderten unter Drohungen von der Regentin, daß Athalarich der strengen Zucht und dem Schulzwange entnommen würde. "Theoderich," sagten sie, "sey ein großer König gewesen und habe nie studirt, ja er habe nicht einmal zugegeben, daß seine Gothen die Schulen besuchten, weil er gemeint, daß diejenigen, die vor Schlägen gezittert hätten, nie den Lanzen oder Schwertern der Feinde Trotz biethen würden." Vergebens mochte Amalasuinth solchen Aeußerungen dringende Vorstellungen entgegen setzen: sie sah sich genöthigt, die Wünsche ihres Herzens zu unterdrücken, und ihren Sohn der Wildheit der Gothen hinzugeben. Nun wurden seine ehrwürdigen Aufseher von ihm entfernt; ausgelassene Wüstlinge bemächtigten sich seiner, und er stürzte in den Strudel zerstörender Ausschweifungen. Trotzig gegen seine Mutter, verband er sich mit der Parthey, die ihr entgegen war und suchte sie vom Hofe zu entfernen.

Jetzt

Jetzt glaubte Amalasuinth in ihrer Verbindung mit dem oströmischen Kaiser Justinian Schutz suchen zu müssen. Sie bat ihn um Aufnahme, erhielt das Versprechen derselben und traf Anstalten, um nach Griechenland überzugehen. Ihr guter Genius hatte ihr dieses Vorhaben eingeflößt, aber Rachgier und Ehrgeiz hielt sie von der Ausführung desselben zurück.

Während ihrer Unterhandlungen mit dem oströmischen Kaiser gelang es ihr, drey der vornehmsten unter den mißvergnügten Gothen in verschiedene Theile Italiens zu entfernen und durch Meuchelmörder hinrichten zu lassen. Hierdurch bekam sie wieder Einfluß zu Ravenna; und da indessen auch ihr Sohn als ein Opfer seiner Ausschweifungen eines frühzeitigen Todes gestorben war (534), so fiel alle Gewalt in ihre Hände. Hätte sie sich nun derselben entäußert, oder es den Gothen überlassen, sich einen König ihren Wünschen und Bedürfnissen gemäß zu wählen, sie würde eben so groß als heilsam gehandelt haben. Aber schwer mag es fallen, den Reizen der Herrschaft, hat man sie einmal gekostet, freywillig zu entsagen. Auch Amalasuinth war hiezu zu schwach. Von Ehrgeiz getrieben, suchte sie sich im Besitz der Regierung zu erhalten; aber überzeugt, daß Frauenregiment den Gothen verhaßt sey, nahm sie ihren Vet-

ter

ter Theodat zum Gemahl und Mitregenten. Sie hoffte, er sollte aus Dankbarkeit sich mit dem königlichen Titel begnügen; aber sie täuschte sich, und diese unselige Verbindung kostete ihr Freyheit und Leben.

Theodat, ein Sohn Amalfredens, der Schwester Theoderichs, war habsüchtig, feig, ungerecht und undankbar. Das Studium der Philosophie, womit er sich seither beschäftigt hatte, hatte höchstens seinen Kopf, nicht sein Herz ergriffen. Als Privatmann hatte er in Toscana mehrere Güter unrechtmäßiger Weise an sich gerissen, und Amalasuinth hatte ihn genöthigt, selbige herauszugeben. Aus Rache dafür hatte er Verbindungen mit dem Kaiser Justinian angeknüpft und ganz Toscana zu überliefern versprochen, wenn derselbe ihn in den Senat zu Constantinopel aufnehmen wollte. Der Tod des jungen Athalarich hatte diese Unterhandlungen abgebrochen, und eine nähere Gelegenheit zur Rache bot ihm jetzt die Unvorsichtigkeit Amalasuinthens dar.

Kaum war er von ihr zum Throne berufen und von den Gothen und Römern als König anerkannt, so verband er sich mit den Verwandten der Gothen, die Amalasuintha hatte hinrichten lassen, tödtete einige Freunde der letztern, und ließ

sie

sie selbst als Gefangene nach Toscana auf eine kleine Insel im See Bolsena hinführen. Er fühlte wohl, daß dieß Verfahren dem Kaiser Justinian mißfallen würde. Er meldete ihm daher, Amalasuinth habe freywillig der Regierung entsagt und kein Leid erlitten; ja er nöthigte sie selbst, eben dieß in einem Brief an den Kaiser zu bekräftigen. Aber wenige Tage darauf wurde sie (ungefähr 38 Jahre alt) im Bade erdrosselt (534).

Glücklich hätte sie seyn können, hätte sie mehr sich als Andre zu beherrschen gesucht. Aber auch ihr Mörder war nicht glücklich. Kaiser Justinian trat als Rächer ihres Todes auf, und in dem Kriege, der unter diesem Vorwand begonnen und mit der Auflösung des ostgothischen Reichs beendigt wurde, verlor der feige Theodat erst das Vertrauen der Gothen, und bald darauf auch den Thron und das Leben. — Ja, nur im Reiche reiner Sittlichkeit blüht ungetrübt Friede und Freude!

III.

Belisars Thaten und Schicksale.

Ein Leben voll Glanz und Ruhm, aber auch voll Gefahren und Kümmernissen ward dem Belisar zu Theil, der eine Hauptstütze des oströmischen Reichs und einer der größten Feldherren des sechsten Jahrhunderts war.

Ungewiß ist es, ob er deutscher Abkunft war, oder nicht; gewiß aber ist es, daß er in Thracien geboren war, und wahrscheinlich, daß er im Kriegswesen stufenweise bis zu den höchsten Posten empor stieg.

In einem Krieg gegen die Perser, der von 521 bis 524 unter der Regierung des Kaisers Justinus geführt wurde, that er sich zuerst hervor. Als Justinian zur Regierung gekommen war (527), finden wir ihn abermals in einem Krieg gegen die Perser. Er fiel damals in Mesopotamien ein, und brachte den Persern eine empfindliche Niederlage bey. Ueber achttausend derselben blieben auf dem Schlachtfelde. Fortdauernd mit demselben Krieg beschäftigt, war er im Jahr 530 in Syrien, an Streitkräften den Persern und ihren

Ver-

Verbündeten ungleich. Doch vereitelte er den ganzen Sommer hindurch ihre Absichten durch geschickte Bewegungen. Endlich nöthigen ihn seine Truppen, seiner Meinung entgegen, ein Treffen zu wagen. Sie wurden geschlagen; doch behauptete er die Wahlstatt, und die Perser, durch ihren Sieg geschwächt, mußten sich zurückziehen. Bald darauf erfolgte mit dem Tode des persischen Königs Cabades (532) ein kurzer Friede.

Im Jahr 532 ereignete sich ein schrecklicher Aufstand in Constantinopel. Justinian selbst kam dabey ins Gedränge, und wollte flüchten, aber die kluge Entschlossenheit seiner Gemahlin Theodora hielt ihn zurück. "Wenn auch," rief sie ihrem zitternden Gemahl zu, "wenn auch Flucht das ein„zige Mittel der Errettung wäre, so würde ich „doch nicht flüchten. Für Regenten ist der Tod „auf dem Throne das letzte! Denn wer geherrscht „hat, der darf den Verlust seiner Würde und sei„ner Staaten nicht überleben!" Justinian fühlte sich durch diese Vorstellungen beschämt, und zur Gegenwehr ermuthigt. Belisar, der aus Syrien nach Constantinopel zurückgekommen war, brach mit seinen Getreuen aus dem Pallast hervor, gewann eine Parthey, überfiel das im Schauplatz versammelte Volk, und über dreyßigtausend der Aufrührer wurden niedergehauen.

Nach

Nach wiederhergestellter Ruhe beschloß Justinian einen Plan, der ihn schon längst beschäftigt hatte, auszuführen, nämlich die Eroberung des vandalischen Reichs in Africa. Belisar wurde beauftragt, diesen Plan durchzusetzen. Sogleich wurde der Neid gegen ihn rege. Eben die römischen Kriegsobersten, die sich vorher gescheut hatten, den Oberbefehl gegen die Vandalen zu übernehmen, sahen voll Mißgunst auf ihn, als er Oberanführer zu Wasser und zu Lande mit der ausgedehntesten Vollmacht wurde. Sie stellten ihm Hindernisse entgegen; doch er wußte diese zu beseitigen, und brachte ein Heer von 10,000 Fußgängern und 5000 Reitern zusammen. Im Sommer des Jahres 533 segelte er auf einer Flotte von 500 Schiffen von Constantinopel nach Sicilien ab. Die ostgothischen Beamten, die daselbst im Namen Athalarichs und dessen Mutter regierten, nahmen voll Haß gegen die Vandalen, die oströmischen Truppen als Freunde und Bundsgenossen auf. Von Sicilien eilte Belisar nach Africa, und landete drey Monate nach seiner Abreise von Constantinopel, etwa fünf Tagereisen südwärts von Carthago. Die Erschlaffung und Uneinigkeit der Vandalen, die Abwesenheit eines Theils ihres Heeres, das Sardinien bekämpfte, und die Unzufriedenheit der alten Einwohner mit ihrer Regierung, erleichterte sein Beginnen. Er rückte gegen

Car-

Carthago vor. Nun erst unternahm Gelimer ein Treffen; aber er ward geschlagen, floh nach Numidien, und Carthago, der einzige haltbare Ort seines Reiches, ergab sich dem Sieger (15. Sept. 533).

Ehe Belisar daselbst einzog, ermahnte er seine Truppen, ihren Waffenruhm nicht zu schänden, und sich zu erinnern, daß sie als Befreyer der Africaner erschienen, die von nun an als Unterthanen ihres gemeinschaftlichen Kaisers zu betrachten wären. Wirklich gelang es ihm auch, die wilden Begierden seines Heeres zu zügeln, und Carthago hatte Ursache den Ernst seiner Mannszucht zu segnen. Während er nun diese Stadt befestigte, hatte Gelimer seinen Bruder Zano von Sardinien aus an sich gezogen und ein neues Heer zusammen gebracht. Nicht weit von Carthago kam es zu einem zweyten Treffen. Von beyden Seiten wurde mit Muth und Anstrengung gekämpft. Lange Zeit blieb der Sieg unentschieden. Endlich fiel der tapfere Zano, und mit ihm der Muth und das Glück der Vandalen. Belisar siegte. In Folge dieses Sieges gewann er zuerst Gelimers reiches Lager, dann ganz Africa, Sardinien, Corsica und die balearischen Inseln, die den Vandalen gehört hatten, und er konnte seinem Kaiser in Wahrheit melden, daß er binnen drey Monaten dem vandalischen Reiche ein Ende gemacht habe.

Indessen hatte sich Gelimer, nachdem er von der Seeküste abgeschnitten war, in das Innere des Landes auf den unzugänglichen Berg Pogua geflüchtet, wo er in einer bedrängnißvollen Lage schmachtete. Belisar ertheilte seinem Unterfeldherrn, dem thätigen und getreuen Pharas, den Auftrag, ihn zur Ergebung zu nöthigen. Die erste Aufforderung wieß Gelimer standhaft zurück; nur eine Harfe, einen Schwamm und ein Brod bat er sich aus. Die Harfe sollte ihn aufheitern, mit dem Schwamm wollte er seine verweinten Augen kühlen, und Brod hatte er lange nicht genossen. Seine Bitte wurde gewährt. Bald darauf erging eine zweyte Aufforderung; Erhaltung des Lebens und eine anständige Behandlung ward ihm zugesichert. Er ergab sich. In der Vorstadt von Carthago kam er mit Belisar zusammen. Da nöthigte ihm der Gedanke an die Veränderlichkeit menschlicher Größe ein bitteres Gelächter ab.

Belisar eilte nun nach Constantinopel zurück, um der Bosheit seiner Nebenbuhler entgegen zu arbeiten. Diese hatten nämlich das Gerücht ausgebreitet, als gehe er damit um, sich zum Herrn von Africa aufzuwerfen. Seine schnelle Rückkehr zerstreute Justinians Besorgnisse, und ein glänzender Triumph ward ihm verwilligt (534). An der Spitze seiner Truppen zog er mit anständiger

diger Bescheidenheit zu Fuße einher. Alle Kostbarkeiten, die Genserich einst aus Rom weggeschleppt hatte, und noch viele andere wurden zur Schau aufgeführt. Gelimer selbst folgte mit den Angesehensten seiner Nation, in Purpur gekleidet, langsamen Schrittes. Nicht eine Thräne entfiel seinen Augen, nicht ein Seufzer entwand sich seiner Brust. Wohl aber wiederholte er die Worte Salomo's: "O Eitelkeit, Eitelkeit! Alles ist eitel!" Der Zug ging in den Schauplatz, wo Justinian und seine Gemahlin auf ihren Thronen saßen. Als sich Gelimer denselben näherte, mußte er den Purpur ablegen, dem Kaiser zu Füßen fallen, und sich mit dem Gesichte bis zur Erde neigen. Er bekam nachher einen ruhigen Aufenthalt in Galatien; Belisar aber wurde fürs Jahr 535 zum Consul ernannt.

Doch Ruhe war ihm nicht beschieden. Noch in dem Jahre seines Consulats (535) wurde er zur Eroberung des ostgothischen Reiches abgesendet. Mit einem Heer von 7500 Mann begann er dieß Unternehmen. Wie vorher, da er zur Eroberung des vandalischen Reiches auszog, so schiffte er auch jetzt zuerst nach Sicilien, und die leichte Einnahme dieser gesegneten Insel krönte den Anfang seiner Unternehmungen. Er brachte den Winter in Syrakus zu. Gleich mit Anfang des Früh-

lings (536) wollte er nach Italien überſetzen, aber ein Aufſtand der römiſchen Soldaten im ehemaligen Reiche der Vandalen rief ihn nach Africa; und kaum hatte er dieſen Aufſtand beſeitigt, ſo mußte er wieder nach Sicilien zurück, um daſelbſt einen andern Aufſtand beyzulegen. Dann traten Unterhandlungen zwiſchen Juſtinian und dem oſtgothiſchen König Theodat ein, die ſich aber wieder zerſchlugen, und erſt im Herbſt des Jahres 536 ging Beliſar nach Italien über.

Der Eintritt in Italien ward ihm leicht. Die Treuloſigkeit eines oſtgothiſchen Prinzen ließ ihn ungehindert zu Reggio landen. Auch kamen ihm die Italiener bey ihrem Widerwillen gegen die Oſtgothen freundlich entgegen. Ganz Calabrien, Lucanien und Campanien fiel ohne Schwertſchlag in ſeine Hände. Nur Neapel widerſetzte ſich. Zwanzig Tage lag er vergebens vor dieſer feſten Stadt, und ſchon wollte er den Plan, ſie zu erobern, aufgeben, als ſeine Truppen eine unbewachte Waſſerleitung entdeckten. Vermittelſt derſelben drangen ſie ein. Sogleich begannen ſie die ärgſten Gräuel ſiegtrunkener Soldaten zu verüben. Doch der menſchlich denkende Beliſar trat ihnen entgegen. Zwar konnte oder wollte er die Plünderung nicht abwenden, aber deſto ernſtlicher ermahnte er zur Schonung der Einwohner. "Da uns Gott," rief

er

er seinen Soldaten zu, "diese feste Stadt überlie„fert hat, so wollen wir uns solcher Gnade durch „Menschlichkeit würdig zeigen. Fern von euch sey „also Ermordung und Mißhandlung der Einwoh„ner! Denn es ist schändlich, daß der Sieger von „eigner Wuth besiegt werde. Die Reichthümer der „Einwohner mögen der Lohn eurer Tapferkeit seyn; „aber schonet das Leben derselben. Laßt den El„tern ihre Kinder, den Männern ihre Frauen, und „zeiget ihnen durch eure Großmuth, welche Freun„de sie an uns haben." — Von Neapel rückte Belisar gen Rom, das ihm am 10. Dec. 536 die Thore öffnete.

Inzwischen hatte der feige Theodat durch die Gothen selbst Thron und Leben verloren, und Vitiges war an seiner Stelle zum König erwählt worden. Doch war dieser, obschon thätiger und tapferer als Theodat, keinesweges glücklicher. Vergebens hatte er den Verlust Roms zu hindern gesucht; vergebens suchte er auch diese wichtige Stadt wieder zu erobern. Belisar, dessen Feldherrngröße nirgends deutlicher hervorleuchtet, als bey dieser Vertheidigung Roms, trat ihm mit besonnener Thätigkeit, ausdauernder Wachsamkeit und persönlicher Tapferkeit siegreich entgegen. Er befestigte Rom, versah es mit Lebensmitteln, vermehrte durch die Einwohner dieser Stadt die Zahl

seiner

seiner Krieger, schlug kräftig die Stürme der Gothen zurück, beunruhigte und schwächte sie durch wiederhohlte und erfolgreiche Ausfälle, und während er immer darauf sann, dem Feinde Abbruch zu thun, hielt er durch strenge Aufsicht die Bürger Roms im Zaum, und vereitelte die Ausbrüche ihrer Verrätherey und Verzweifelung. Selbst der Pabst Sylverius wurde der Verrätherey angeklagt und seines Amtes entsetzt. Ein ganzes Jahr lang dauerte die Belagerung von Rom (März 537 bis dahin 538). Endlich sahe sich Vitiges durch große Verluste und Vereitelung aller seiner Anstrengungen genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben. Er zog sich zurück, und ausser Stand im offnen Felde sich zu halten, flüchtete er in das feste Ravenna. Belisar folgte; aber theils die Eifersucht des Narses, eines oströmischen Generals, den Justinian mit großer Macht nach Italien gesendet hatte, theils die Treulosigkeit der Franken, die nach Italien gekommen waren, feindlich gegen Römer und Gothen, bloß um für sich zu gewinnen — hielt den siegreichen Helden eine Zeitlang auf. Doch kaum sahe sich Belisar von diesen Hindernissen befreyt — die Franken durch Hunger, Krankheit und Zwietracht gezwungen, verließen Italien, und Narses ward vom Justinian zurückgerufen — als er in seinem Streben, Italien zu erobern, kräftig vorwärts schritt, und einen neuen Beweis seiner

Feld-

Feldherrntalente und den größten seiner Unterthanentreue ablegte.

Vitiges hatte durch Unterhändler am Hofe zu Constantinopel einen Vergleich ausgewirkt, kraft dessen er den Königstitel und die Provinzen nördlich über den Po behalten, das übrige Italien aber samt einem Theil der ostgothischen Schätze den Oströmern abgetreten werden sollte. Allein Belisar war mit diesem Vergleich unzufrieden; es schien ihm unrecht so vieles aufzugeben, nachdem so vieles schon gewonnen war, und er erklärte laut, er werde den Kampf nicht eher endigen, als bis er ganz Italien seinem Kaiser überliefern könne. Diese drohende Aeußerung des siegreichen Feldherrn erschreckte die Gothen. Sie bothen ihm an, Ravenna zu übergeben und sich ihm zu unterwerfen, wenn er ihr König werden wollte. Dieß Anerbiethen war in der That verführerisch, und vielleicht hätte es tausend Andre bethört; aber ihn verblendete nicht der Glanz einer Krone. Voll Ergebenheit gegen seinen Kaiser, suchte er nur für diesen, nicht für sich von jenem Anerbiethen Vortheil zu ziehen. Er stellte sich daher, als sey er geneigt, die Wünsche der Ostgothen zu erfüllen, und gewann durch diese List mehr, als die blutigsten Angriffe auf das feste Ravenna hätten gewähren können. Die Gothen öffneten ihm die Thore dieser

Stadt

Stadt, und er zog (in den letzten Tagen des Jahres 539) mit ihren Gesandten wie im Triumphe daselbst ein. Erstaunen ergriff die gothischen Frauen beym Anblick der Römer. Sie hatten von der außerordentlichen Länge und Menge der Römer gehört; jetzt fanden sie selbige an Größe und Anzahl den Gothen weit nachstehend, und äußerten den lebhaftesten Unwillen gegen ihre Söhne und Männer *). Aber noch mehr Erstaunen mußte Belisars Betragen erregen. In der festen Ueberzeugung, er werde sich zu ihrem König erklären, hatten ihn die Gothen in Ravenna aufgenommen. Er zögerte. Da meinten sie, wenn er sich in dem Besitz von Ravenna befestigt, und sich des Vitiges samt des königlichen Schatzes bemächtigt hätte, so werde er ohne Bedenken die dargebotene Krone annehmen; aber sie irrten sich. Jenes geschah, aber nicht dieses. Er blieb seinem Kaiser treu, und weder Bitten noch Vorwürfe konnten ihn von seinen Pflichten abwenden. Er vereinigte Italien, das sich bis zum Po ergeben hatte, mit dem oströmischen Reiche, und folgte bereitwillig dem Gebote Justinians, das ihn zum Kriege gegen die Perser abrief.

Mit

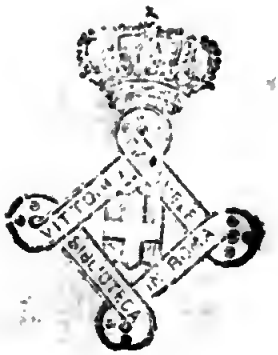
*) Man sehe das Kupfer Taf. XIV. Hier erscheint Belisar, wie er an der Spitze seiner Römer und umgeben von den Gesandten der Gothen, in Ravenna einzieht. Einige gothische Frauen stürzen aus dem Thore Ravenna's hervor, voll Unwillens gegen die Ihrigen.

B. II. T. XIV.

Schubert del. L. Buchhorn sculp.

Belisars Einzug in Ravenna.

Digitized by Google


VITTORIO EMANUELE
BIBLIOTECA
ROMA

Mit dem gefangenen Vitiges, dessen Gemahlin und allen erbeuteten Schätzen reiste er nach Constantinopel. Dort wurde er höflich empfangen (540), aber nicht ohne Neid. Seine rühmlichen Thaten mußten dem Justinian und dessen Höflingen ein Vorwurf ihrer eignen Verdienstlosigkeit seyn, und selbst seine rühmliche Entsagung konnte Mißtrauen gegen ihn wecken. Die Ehre des Triumphs wurde ihm verweigert. Aber er bedurfte dieses Gepränges nicht; das Volk erkannte und ehrte seinen Werth. So oft er in Constantinopel öffentlich erschien, zog seine Ehrfurcht gebiethende Gestalt und sein Gefolge von Gothen, Vandalen und Mauren aller Augen auf ihn. Man staunte den Helden an, der die Reiche des Genserich und Theoderich zerstört, und ihre Schätze und Nachkommen nach Constantinopel gebracht hatte, und zollte ihm um so freudiger Bewunderung, je mehr er, fern von Stolz und Uebermuth, durch Bescheidenheit und menschenfreundliches Wohlwollen Soldaten und Bürger an sich zu ketten wußte.

In Constantinopel war seines Bleibens nicht. Der Befehl seines Kaisers rief ihn nach Asien. Die Perser waren (540) abermals ins römische Gebiet eingefallen, hatten mehrere Städte Syriens, als Hierapolis, Aleppo, Apamea und vorzüglich Antiochien geplündert, und ihre Raubzüge auch

nach

nach einem mit ihnen geschlossenen Vergleich fortgesetzt. Belisar zog gegen sie über den Euphrat, und drang (im Frühjahr 541) in ihr Gebiet; aber theils eine unerträgliche Hitze, theils häufige Krankheiten unter seinen Soldaten und noch mehr häusliche Angelegenheiten machten, daß er, ohne etwas Bedeutendes auszurichten, bald wieder zurückging.

In der geheimen Geschichte des Procopius, die viele seiner öffentlichen Geschichte widersprechende Angaben enthält, wird dem Belisar vorgeworfen, daß er die Staatsangelegenheiten den Angelegenheiten seines Hauses oft untergeordnet habe. Vorzüglich soll dieß in dem eben erwähnten persischen Kriege der Fall gewesen seyn. Belisar, so erzählt Procopius, wurde von seiner untreuen und ehrsüchtigen Gemahlin, Antonina, in schimpflicher Unterwürfigkeit gehalten; aber endlich hatten ihre Ausschweifungen seine Geduld ermüdet. Als sie ihm nach Asien folgte (und sie begleitete ihn auf allen Zügen, damit er sich ihren Netzen nie entwinden sollte) gab er den Krieg auf, zog ihr entgegen und ließ sie gefangen nehmen; ja er würde sie haben hinrichten lassen, wenn seine Liebe zu ihr nicht größer gewesen wäre, als das Gefühl ihrer Schande. Kaum aber hatte Theodora, Justinians Gemahlin, von den Bedrängnissen Antoni-

nens

nens Nachricht erhalten, so eilte sie ihre Freundin zu retten und deren Gemahl zu beschimpfen. Auf ihren Antrieb bekam er Befehl ungesäumt mit Antoninen nach Constantinopel zu kommen. Er gehorchte, kam im Herbst des Jahres 541 zurück, und wurde von der Kaiserin genöthigt, sich mit seiner Gemahlin zu versöhnen. Hierauf wurde er wieder (542) gegen die Perser geschickt, weil deren König Kosroes zum dritten Male ins römische Gebiet eingefallen war. Er nöthigte ihn, sich zurückzuziehen und auf alle seine Eroberungen zu verzichten. Aber diesem neuen Kriegsruhm folgte aufs neue häusliche Schande. Ein Gerücht, Justinian sey gestorben, kam in sein Lager, und entlockte ihm einige freye Aeußerungen über die Kaiserin. Diese bekam davon Nachricht und ließ ihn nach Constantinopel zurückkommen. Er erschien. Sogleich wurde ihm das Commando genommen, seine ihm treu ergebenen Truppen wurden vertheilt, und seine Schätze in Asien eingezogen. Er zog sich in seine Wohnung zurück. Dort erwartete er mit Angst den Tod, dem er oft auf dem Schlachtfelde getrotzt hatte. Endlich ward ihm durch ein Schreiben der Kaiserin Verzeihung und die Zurückgabe eines Theils seines Vermögens angekündigt. Mit ausschweifender Freude, seiner unwürdig, empfing er dieses Schreiben, gelobte Dankbarkeit und ging mit seiner Gemahlin, die er nun

als

als die Retterin seines Lebens verehrte, zum zweyten Male nach Italien.

Der ostgothische Krieg, der, als Belisar im Jahr 540 mit dem gefangenen Vitiges Italien verließ, als geendigt angesehen werden konnte, hatte sich furchtbar wieder erneuert, seitdem Totilas (541) zum König der Ostgothen erwählt worden war. Dieser ruhmwürdige Held, auf dem der Geist Theoderichs ruhte, hatte das tief gesunkene Glück seiner Nation wieder erhoben, und war nach einer Reihe kühner und siegreicher Thaten so mächtig, daß er (544) Rom selbst einschloß, um es durch Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen. Dadurch sahe sich Kaiser Justinian veranlaßt, seinen kriegserfahrnen Feldherrn wiederum nach Italien zu senden.

Im Frühjahr 544 langte Belisar in Ravenna an; aber jetzt war er nicht so glücklich, als vorher. Es fehlten ihm die bewährten Truppen, die ihm mit treuer Ergebenheit bereitwillig zu Gefahren und Siegen folgten; es fehlte ihm an Waffen und Geld, um die zu rüsten und zu besolden, die um ihn waren. Er bat daher den Kaiser um Unterstützung; aber Justinian zögerte, die gerechten Bitten seines Feldherrn zu befriedigen. Des Wartens endlich müde, ging Belisar von Ravenna

nach

nach Dyrrhachium an der Küste von Epirus und sammelte daselbst so viel Truppen, als er zusammen bringen konnte. Aber Geld bekam er nicht: er sollte, hieß es, auf eigene Kosten den Krieg in Italien führen. Indessen wuchs die Gefahr, in der Rom schwebte, mit jedem Tage. Belisar schiffte also eiligst von der epirotischen Küste zur Mündung der Tiber, um die alte Hauptstadt Italiens zu entsetzen. Aber wie klüglich die Anstalten waren, die er hierzu traf, so wurde doch dieß Unternehmen vereitelt. Als er gegen Rom anrückte, befahl er seinem Unterfeldherrn Isaac die Hafenstadt Ostia oder Porto, den Stützpunct seiner Unternehmungen, wohin er seine Schätze und Gemahlin gebracht hatte, standhaft zu behaupten. Doch dieser von jugendlichem Leichtsinn getrieben, verließ, während Rom bestürmt wurde, seinen Posten und gerieth in feindliche Gefangenschaft. Belisar hörte das letztere, wähnte sich verrathen, und hier zum ersten Male verließ ihn, wie Procopius meldet, jene Besonnenheit, womit er sich sonst zu fassen wußte. Um Porto zu behaupten, gab er Rom auf. Er zog sich zurück, und wenige Tage darauf fiel Rom in die Hände des Totilas (17. Decemb. 546).

Traurig war das Schicksal dieser Stadt. Ihr langer Widerstand hatte den Unwillen des ostgothischen

thischen Königs gereizt. Er behandelte sie hart und war Willens sie durch Feuer zu verheeren. Doch Belisar stellte ihm vor, "er möchte seinen Ruhm nicht durch Zerstörung der herrlichsten Denkmähler beflecken"; und Totilas hörte auf diese Vorstellung. Er schonte Rom, aber unfähig es gehörig zu besetzen, ließ er einen großen Theil der Mauer niederreissen, vertrieb die Einwohner und zog nach Unteritalien. Kaum hatte er sich entfernt, so besetzte Belisar das verödete Rom, und wußte dasselbe eiligst wieder zu befestigen. Als Totilas dieß hörte, kam er (nach sieben und zwanzig Tagen) aus Unteritalien zurück; aber vergebens! Sein dreymaliger Angriff wurde tapfer zurück geschlagen, er verlor den Kern seines Kriegsvolks, und Rom blieb in den Händen der Oströmer.

Aber was half es dem Belisar, daß er das verlorene Glück so eifrig wieder zu erjagen suchte. Er fand die Unterstützung nicht, die er verdiente, und mußte am Abend seines Lebens die früher errungenen Lorbeern verwelken sehen. Auf Befehl seines Kaisers schiffte er nach Unteritalien; doch zu schwach an Truppen und andern Kriegsbedürfnissen, war er unfähig große Unternehmungen auszuführen; ja ein Ueberfall des kühnen Totilas nöthigte ihn sogar von Croton aus mit seiner Gemahlin eiligst nach Messina in Sicilien zu schiffen.

Zwey-

Zweytausend Mann neuer Truppen, die ihm Justinian zuführen ließ, war eine zu schwache Hülfe: er konnte nichts mit ihnen ausrichten. Seine Gemahlin Antonina reiste daher (548) nach Constantinopel, um bedeutendere Unterstützungen für ihn zu gewinnen; aber sie fand ihre Freundin, die Kaiserin Theodora, auf deren Vermittelung sie gerechnet hatte, todt (sie war den 11. Jun. 548 gestorben), und konnte nichts weiter bewirken, als daß ihrem Gemahl erlaubt wurde zurückzukehren.

So kam Belisar im Anfang des Jahres 549 nach Constantinopel zurück, aber nicht glänzend, wie damals, da er mit dem gefangenen Gelimer oder Vitiges einzog. Während der letzten fünf Jahre des gothischen Krieges hatte er nicht viel ausrichten, nicht einmal tief in Italien eindringen können. Indessen war das Andenken an seine früheren Thaten nicht ganz verschwunden; selbst Justinian behandelte ihn mit Auszeichnung; doch sendete er ihn nicht wieder nach Italien, sondern behielt ihn in Constantinopel. Hier genoß er seiner Reichthümer in Ruhe, geehrt von allen, die seinen Werth kannten, und hatte noch im späten Alter Gelegenheit und Kraft, dem oströmischen Reiche die wichtigsten Dienste zu leisten.

Im Jahre 558 waren Slaven oder Bulgaren mitten im Winter über die gefrorene Donau gegangen, und stürmten auf Constantinopel los. Groß war die Gefahr, in der diese Hauptstadt schwebte. Es fehlte an Truppen; die Grenzmauern, auf die man sich sonst verlassen hatte, waren verfallen; Furcht und Schrecken hatte alles ergriffen. In dieser Noth wendeten sich die Blicke des Kaisers und seines Volkes auf den lang zurückgesetzten Belisar. Zwar war er alt und schwach; aber sein Muth war noch nicht gelähmt, und erlittene Kränkungen hatten seinen Gehorsam nicht wankend gemacht. Mit jugendlicher Raschheit brachte er einen Haufen von dreyhundert alten, kriegserfahrnen Reitern, und einen Haufen ungeübter Bürger und Bauern zusammen. So zog er aus, und errang durch gut gewählte Stellung und tapfern Angriff einen vollständigen Sieg. Die Slaven flohen zurück, und Constantinopel war gerettet. Gern hätte er diesen Sieg weiter verfolgt, aber der mißtrauische Justinian rief ihn zurück, und scheute sich nicht, den schon besiegten Feinden Jahrgelder zu verwilligen.

Inniger, unverlöschlicher Dank hätte dem Retter Constantinopels gebührt; aber er fand den schnödesten Undank. Boßhafte Verleumder bemächtigten sich des mißtrauischen Kaisers und flüsterten

ihm

ihm zu: Belisar strebe nach der höchsten Gewalt, und habe Antheil an einer Verschwörung. Justinian trauete dieser Beschuldigung, und nach so vielen Beweisen treuer Ergebenheit, und nach so vielen Thaten des Ruhms wurde der hochbejahrte Held als ein Majestätsverbrecher behandelt. Zwar schonte man seines Lebens, aber Güter und Ehrenstellen wurden ihm entzogen, und er wurde in seinem Hause in gefänglicher Haft gehalten. Nach einiger Zeit erklärte man ihn wieder für unschuldig; Freyheit, Güter und Ehrenstellen wurden ihm zurückgegeben. Aber diese unwürdige Behandlung mochte das Ende seines Lebens beschleunigen. Kurz darauf starb er, den 13. März 565, ohngefähr siebzig Jahr alt.

Wahr ist es, er war nicht frey von Schwächen. Er war unterthan den Launen seiner Frau, nachsichtig bey ihren Ausschweifungen; auch sah er nicht immer auf die Moralität der Mittel und gab mitunter seinem Zorn mehr nach, als er sollte. Aber wahr ist es auch, daß die Summe seiner Tugenden größer war als die seiner Fehler. Durch Geschicklichkeit und Beharrlichkeit wußte er die größten Hindernisse zu überwinden, durch väterliche Sorge für seine Soldaten kettete er deren Liebe an sich, und durch strenge Mannszucht schützte er die ruhigen Einwohner. Nur einmal, als er bey

seinem zweyten Aufenthalte in Italien auf eigene oder des Landes Kosten den Krieg führen mußte, traf ihn der Vorwurf der Erpressungen. Uebrigens zeigte er sich mild, mäßig, keusch, überaus zuverlässig in seinen Versprechungen, eben so bescheiden und herablassend im Glück, als kühn und besonnen in den Augenblicken der Gefahr. Mit Recht also wird seinen Tugenden Bewunderung, seinen Schicksalen Mitleiden gezollt.

Eine bekannte Sage meldet, sein Kaiser habe ihn gegen das Ende seiner Tage der Augen beraubt und in die größte Armuth versetzt; nun habe er auf den Straßen von Constantinopel gebettelt und dabey ausgerufen: "Gebt dem Feldherrn Belisar einen Pfennig!" Diese Sage kann zwar nur als eine Erdichtung späterer Zeiten betrachtet werden; aber sie beweißt doch, welcher Undank dem Kaiser Justinian getraut werden konnte gegen einen Mann, der die Stütze seines Thrones und der Ruhm seiner Regierung war.

IV.

IV.

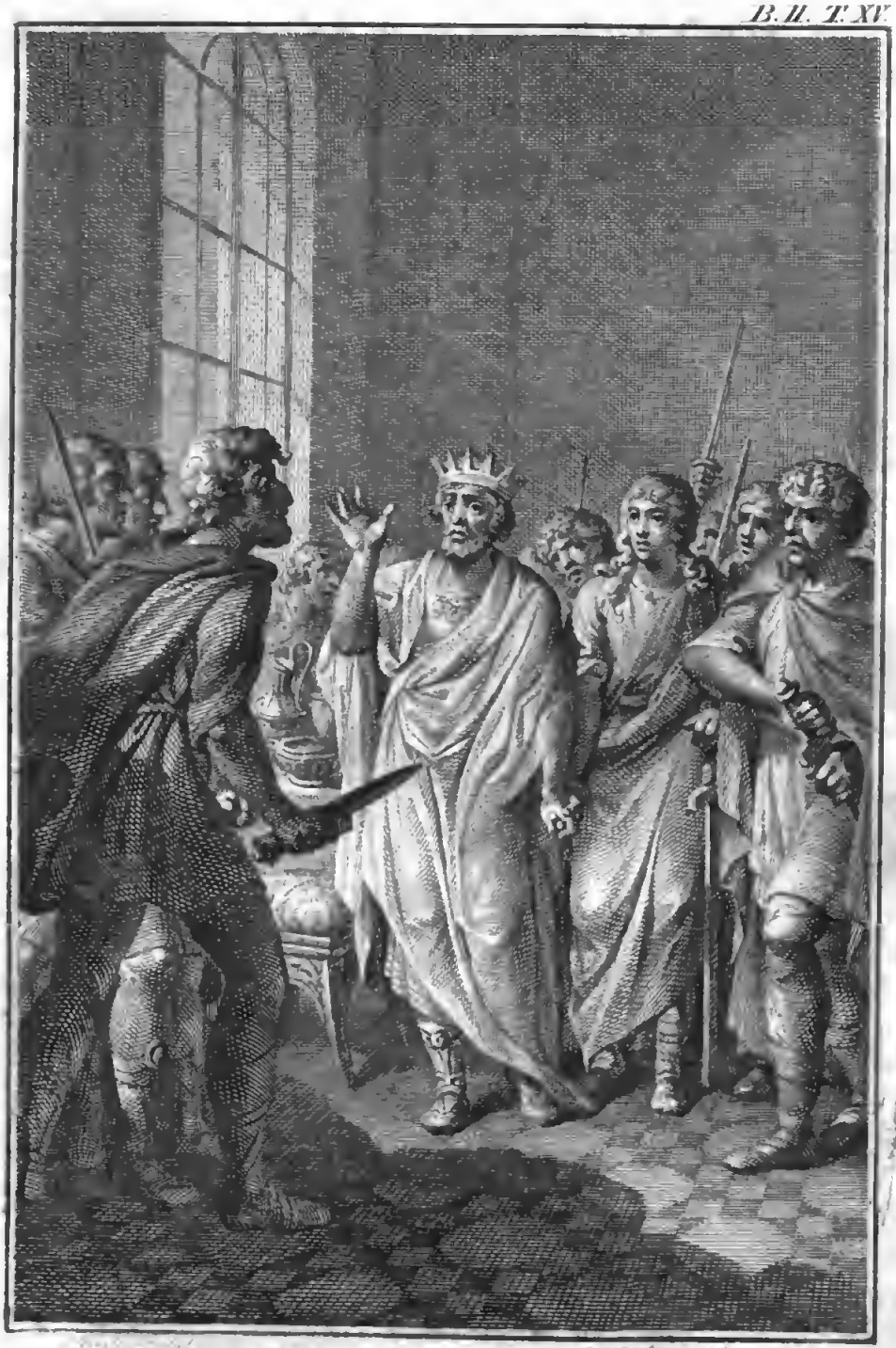
Alboin,

König der Longobarden.

Als die Longobarden im westlichen Pannonien saßen (seit 526), kam es zwischen ihnen und den Gepiden, die das östliche Pannonien inne hatten, häufig zum Krieg. In einem dieser Kriege glänzte die Heldenkraft Alboin's zuerst hervor.

Er, der Sohn des longobardischen Königs Audoin, war in aufblühender Jugend (552) gegen die Gepiden zu Felde gezogen. Hier traf er auf den gepidischen Prinzen Turismod, warf ihn vom Pferde und durchbohrte ihn mit seiner Lanze. Erschreckt über diese Niederlage ihres Prinzen, flohen die Gepiden, und die Longobarden gewannen einen vollständigen Sieg. Hoch erfreut zogen sie in ihre Heimath zurück, und baten ihren König, er möchte den jungen Helden, durch dessen Tapferkeit sie gesiegt hätten, zu seiner Tafel zulassen. Aber ernst erwiederte Audoin: "Dieß ist „gegen die Sitte der Väter! Kein Königssohn „darf bey uns an der Tafel seines Vaters zechen, „wofern er nicht von einem fremden König Waf„fenrüstung erhalten hat."

Alboin hegte Ehrfurcht für die Sitte der Väter. Er zog mit vierzig Gefährten zum König Turisind, dessen Sohn er erschlagen hatte, und verlangte, von ihm gerüstet zu werden. Turisind ehrte seinen Muth, nahm ihn freundlich auf und zog ihn mit seinen Begleitern zur Tafel. Hier saß Alboin dem König der Gepiden zur Rechten, auf dem Platz dessen, den er erschlagen hatte. Die Gäste freuten sich des Mahles; der König aber dachte an die Größe seines Verlustes, und stieß seufzend die Worte aus: "Werth ist mir dieser Platz, und schwer wird es mir, den zu sehen, der ihn jetzt einnimmt!" Sein Schmerz erregte den Nationalhaß der Gepiden, und sein zweyter Sohn Künemund machte dem aufgährenden Ingrimm Luft. Mit Anspielung auf die weißen Binden, welche die Longobarden unterhalb den Waden trugen, machte er die bittere Bemerkung: "Die Longobarden gleichen weißfüßigen und stinkenden Stuten!" Kühn erwiederte darauf einer der Longobarden: "Gehe hin nach Asfeld, und du kannst sehen, wie gewaltig die um sich schlagen, die du Stuten nennst. Dort liegen die Gebeine deines Bruders wie die Gebeine der schlechtesten Thiere auf der Wahlstatt zerstreut!" — Bey diesen Worten sprangen die Gepiden wüthig auf, und rasch griffen auch die Longobarden nach ihren Schwertern. Turisind aber erhob sich von seinem



Alboin, König der Longobarden!

VITTORIO EMANUELE
BIBLIOTECA

nem Sitz, und trat mitten unter die Erbitterten. Höher als Rache und Nationalhaß galt ihm die Heiligkeit des Gastrechts. Er dämpfte den auflodernden Zorn der Gepiden, und rettete das Leben seiner Gäste *). Das Gastmahl ward ruhig fortgesetzt. Nach Endigung desselben nahm Turisind die Waffen seines erschlagenen Sohnes, bekleidete damit Alboin'n, und entließ ihn und sein Gefolge in Frieden. Alboin kam wie im Triumph zu seinem Vater und zu dessen Tafel. Laut aber priesen die Seinen und durch sie entfernte Nationen den unerschrockenen Muth des hochherzigen Jünglings und die hehre Edelthat des gepidischen Königs.

In kurzer Zeit saßen die Söhne auf den Thronen ihrer Väter. Künemund ward König der Gepiden, Alboin König der Longobarden, und beyde lebten in unversöhnlicher Feindschaft. Künemund, begierig die früheren Niederlagen der Gepiden zu rächen, brach das Bündniß mit den Longobarden; Alboin aber verband sich mit den Avaren, die östlich hinter den Gepiden wohnten. Ostwärts und westwärts zugleich sollten die Gepiden angegriffen werden. Als dieß Künemund

*) Man sehe das Kupfer Taf. XV. Hier erblickt man den edeln Turisind, wie er, zur Seite Alboins, die erbitterten Gepiden und Longobarden zur Ruhe bringt.

mund hörte, trieb ihn seine Rachsucht zuerst gegen die Longobarden. Beyde Theile kämpften mit Muth und Erbitterung, aber die Longobarden siegten (567). Alboin erschlug mit eigner Hand den Künemund, und machte dessen Hirnschädel, nach Sitte des Nordens, zu seiner Trinkschale; die Tochter Künemunds, Rosamunde, die in seine Hände fiel, nahm er zur Gemahlin. Die Nation der Gepiden aber hörte auf zu bestehen: die Tapfersten waren auf dem Schlachtfelde geblieben, und was dem Schwerte entgangen war, wurde den Longobarden oder den Avaren einverleibt.

Bald darauf (1. Apr. 568) unternahm Alboin, durch Aufforderung des oströmischen Generals Narses und durch eigene Kriegs- und Eroberungslust gereizt, seinen berühmten Zug gegen Italien. Glänzend waren daselbst seine Fortschritte. In kurzer Zeit war er Herr von Oberitalien. Nur Pavia widerstand drey Jahre lang (569 — 572) seinen Angriffen und seinen Drohungen. Erbittert durch diesen Widerstand hatte er das blutige Gelübde gethan, bey Eroberung dieser Stadt alle Einwohner derselben niederhauen zu lassen. Endlich mußte sich Pavia ergeben. Da geschah es, daß sein Pferd beym Einzug mitten im Thore zu Boden fiel und nicht wieder in die Höhe zu bringen war. Dieß Ereigniß erschien als eine Warnung

nung des Himmels, und einer der Longobarden sprach: "Gedenke, o König und Herr, des Ge„lübdes, das du gethan hast, und nimm es zurück; „so wirst du leicht und glücklich in diese Stadt „einziehen." Alboin wurde erweicht; er verkündigte den geängstigten Einwohnern Leben und Sicherheit, und ward freudig bewillkommt.

Doch nicht lange genoß er sein Glück. Schon ein Jahr darauf (573) wurde er auf Anstiften seines rachsüchtigen und wollüstigen Weibes ermordet. Veranlassung dazu gab Folgendes.

Nach der Eroberung von Pavia hatte Alboin seine Siegsgefährten in einem Pallast nicht weit von Verona zu einem Gastmahl versammelt. Freude und Wein überwältigte ihn. Er forderte Künemunds-Hirnschale, und ließ sie, mit Wein gefüllt, im Kreise seiner Gäste herumgehen; ja er ließ sie sogar der Königin reichen, und befahl ihr, aus derselben zu trinken. Rosamunde trank aus der Hirnschale ihres Vaters; aber sie that auch zugleich das Gelübde, diese rohe Kränkung mit dem Tode ihres Gemahls zu rächen. Sie hielt ihr Gelübde. Durch buhlerische Künste brachte sie erst den Helmichis, den Schwertträger ihres Gemahls, dann den tapfersten der longobardischen Ritter, Peredeus, auf ihre Seite. Als

nun

nun Alboin einſt zum Mittagsſchlaf ſich begab, entfernte Roſamunde alle Waffen, und die blutige Rache wird vollzogen. Die Verſchwornen ſtürzen auf den König ein. Er erwacht, um bald auf immer zu entſchlummern. Ganz wehrlos ergreift er einen Fußſchemmel und vertheidigt ſich damit, ſo lange er kann. Zuletzt wird er übermannt und ermordet.

Iſt es ein Troſt zu ſehen, daß boßhafte Thaten oft ſchon hier ihren ſchrecklichen Lohn finden, ſo können auch Roſamundens und ihrer Verbündeten Schickſale dieſen Troſt gewähren. Helmichis ſuchte König der Longobarden zu werden; aber dieſe, über die Ermordung ihres geliebten Alboin ergrimmt, dürſteten nach Rache. Die Verſchworenen mußten flüchten. Peredeus kam nach Conſtantinopel, wo er in trauriger Blindheit den Reſt ſeiner Tage zubrachte; Roſamunde aber gelangte mit ihrem Helmichis, den ſie zum Gatten genommen hatte, nach Ravenna zum oſtrömiſchen Exarchen Longinus. Dieſem gefielen ihre Reitze und Schätze, und er that ihr den Vorſchlag, ſie zu ehelichen, wenn ſie den Helmichis aus dem Wege räumen würde. Sie war dazu bereit. Als einſt Helmichis aus dem Bade kam, bot ſie ihm einen Labetrunk. Er trank; aber er ahnete auch ſogleich, daß er Gift erhalten hätte. Da zog er ſein Schwert

und

und zwang Rosamunden den Ueberrest des Bechers auszuleeren. In wenig Augenblicken waren beyde verschieden.

V.

Tod der Kaiser Mauritius und Phokas.

Mauritius besaß mehr Geschicklichkeit zu einer untergeordneten Stelle, als Kraft zur Handhabung der obersten Gewalt. Als Feldherr des Kaisers Tiberius (578 — 582) hatte er sich durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet; aber als Kaiser zog er sich den Vorwurf eines schwankenden und unklugen Betragens, übertriebener Sparsamkeit und unwürdiger Aengstlichkeit zu. Sein Wollen war gut (er arbeitete an seiner und seines Reiches Verbesserung), und gern hätte er in Frieden geherrscht; aber äussere und innere Feinde störten die Ruhe seines Reichs und das Glück seines Lebens.

Der Krieg mit den Persern, der unter seinen Vorgängern, Justin II und Tiberius, die asiatischen Provinzen erschüttert hatte, dauerte auch unter ihm fort, und nur in Folge einer Empörung, die

die in Persien entstanden war, wurde der Friede (591) herbey geführt. Gefährlicher war der Krieg mit den Avaren in den Ländern an der Donau. Schon im Anfang seiner Regierung hatte Mauritius ihren Trotz erdulden müssen. Als er dann nach Endigung des persischen Krieges ernstliche Anstalten gegen sie unternahm (592), waren sie abwechselnd Sieger und Besiegte, und blieben eine furchtbare Macht.

Doch den schlimmsten Feind fand Mauritius im Innern seines Reichs. Seine eignen Soldaten waren unzufrieden mit seiner Regierung, vorzüglich die, welche an der Donau den Avaren gegenüber standen. Er selbst hatte sich anfangs an ihre Spitze gestellt, aber sie bald wieder verlassen, weil er die Ruhe des Pallastes den Beschwerlichkeiten des Lagers vorzog. Den verschiedenen Feldherren, die er ihnen schickte, gebrach es entweder an Glück oder an Geschicklichkeit, häufig an beyden; die Verminderung des Soldes, die er einführen wollte, erzeugte lautes Mißvergnügen. Noch höher stieg dasselbe, als Mauritius zwölftausend Kriegsgefangene, die in die Hände der Avaren gefallen waren, aus Geitz oder aus Widerwillen gegen die Soldaten nicht auslösen wollte, und dadurch Veranlassung gab, daß diese Gefangenen von dem Chagan der Avaren niedergehauen wurden.

Als

Als nun endlich (602) Mauritius den Befehl erließ, die Soldaten sollten in den Ländern der Avaren jenseits der Donau Winterquartiere nehmen, so argwohnten sie, ihr Kaiser habe sie sämmtlich dem Tode geweiht, und die Flammen der Empörung brachen aus. Sie erklärten den Mauritius des Thrones unwürdig, wählten den Centurio (Hauptmann) Phokas zum Kaiser, und zogen unter ihm gen Constantinopel, das schon früher dem Kaiser abgeneigt war.

Mauritius bemerkte das aufsteigende Ungewitter und dachte anfangs auf Gegenanstalten; aber sein Geist war durch Alter und Kränklichkeit geschwächt. Drohende Anzeichen und Traumbilder erschreckten ihn, und er suchte die Hülfe, die er im Handeln hätte finden sollen, in frommen Andachtsübungen. Er flehete zu Gott, ihn seiner Sünden wegen lieber in dieser als in der andern Welt zu strafen. Als nun auch Constantinopel bey der Annäherung des Heeres in Aufstand gerieth, floh er zu Schiffe mit seiner Gemahlin und seinen Kindern. Laute Schimpfreden folgten ihm, und widrige Winde zwangen ihn, unweit Chalcedon zu landen.

Inzwischen war Phokas in Constantinopel prunkvoll empfangen und als Kaiser anerkannt worden.

den. Die Spiele der Rennbahn vergnügten ihn, aber er beging die Unvorsichtigkeit, daß er bey den Streitigkeiten der dortigen Partheyen sich für die Parthey der Grünen erklärte. Da schrie ihm einer von den Blauen zu: "Erinnere dich, daß Mauritius noch lebt!" Dieß Geschrey erregte den Blutdurst des Tyrannen. Er befahl die Ermordung des Mauritius und seiner Söhne.

Ungesäumt ward dieser Befehl in Ausführung gebracht. Der unglückliche Kaiser ward aus der Kirche, in die er sich geflüchtet hatte, nach Chalcedon geschleppt. Dort wurden fünf seiner Söhne vor seinen Augen ermordet. Mit Standhaftigkeit und christlicher Ergebung sah er sie sterben. Er gedachte seiner Sünden und betete mit gebrochenem Herzen: "Herr, du bist gerecht uud deine Gerichte sind gerecht!" Die Amme wollte den jüngsten seiner Söhne retten und statt desselben den ihrigen hingeben; aber sein frommer Sinn verschmähte diesen wohlgemeinten Betrug. Er sagte zu den Henkern, "dieß sey nicht sein Kind!" Endlich traf ihn selbst der mörderische Streich. Er starb 602, im zwanzigsten Jahre seiner Regierung und im drey und sechzigsten seines Lebens.

Mit seinem Tode schien er seine Fehler abgebüßt zu haben. Das Andenken an seine Tugenden

wachte

wachte wieder auf, und das Mitleiden mit ihm wurde um so lebendiger, je drückender die Tyranney seines Nachfolgers war.

Phokas regierte als ein Ungeheuer. Er vernachläſſigte die Angelegenheiten des Reichs und sahe seine Würde als einen Freybrief zu allen Arten von Ausschweifungen an. Furcht und Rohheit trieben ihn zu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Ohne vorgängige Untersuchung ließ er Vornehme und Niedrige zu Constantinopel ermorden. So zog er sich die Erbitterung aller zu, und Heraklius, Exarch oder Statthalter von Africa, ward vom Senat zu Constantinopel aufgefordert, das Vaterland zu retten. Dieser schickte seinen gleichnamigen Sohn mit einer Flotte ab. Der junge Heraklius wurde mit offenen Armen empfangen (610), und Phokas, von Feinden umringt, konnte nicht entfliehen. Er ward des Purpurs und Diadems beraubt, mit Ketten belastet und auf das Schiff des Heraklius gebracht. "Unglückseliger", rief dieser, "wie elend hast du regiert!" Trotzig erwiederte jener: "Wirst du besser regieren?" Dieß waren des Phokas letzte Worte. Unter vielen Martern ward er hingerichtet.

VI.

VI.

Justinian der Zweyte, oder teufliſche Feſtigkeit des Gemüths.

Feſtigkeit des Gemüths zeugt immer von Kraft; aber bald bewährt ſie den edeln Mann, bald den furchtbaren Böſewicht. Groß und herrlich, des edeln Mannes Zierde erſcheint ſie, wenn ſie auf erhabene, ſegensreiche Zwecke gerichtet iſt; aber beharrt ſie unbeugſam bey verderblichen Planen, opfert ſie dieſen alles, ſelbſt das Heiligſte auf, dann erſcheint ſie ſchrecklich, ja wahrhaft teufliſch. Eine ſolche Feſtigkeit äußerte Juſtinian II.

Er, der Sohn Kaiſers Conſtantin IV, beſtieg ſechzehn Jahr alt, den oſtrömiſchen Thron (685). Die verkehrten Regierungsmaßregeln, die er zum Nachtheil des Reichs traf, konnten vielleicht mit der Unerfahrenheit ſeiner Jugend entſchuldigt werden; aber wie und womit ſollte man die Grauſamkeiten, die er verübte, entſchuldigen? Und doch ertrug das Volk dieſe verderbliche und blutgierige Regierung zehn Jahre lang in ſtiller Geduld. Aber endlich erſchöpfte ſich dieſelbe, und alles war zur Empörung reif, als Leontius, ein angeſehener Feldherr, den Entſchluß faßte, den Nichts-

Nichtswürdigen zu stürzen und sich auf dessen Thron zu erheben. Dieser Entschluß wurde schnell ausgeführt. Justinian wurde, als er es am wenigsten vermuthete, überfallen und seiner Würde entsetzt. Das Leben wurde ihm aus unzeitigem Mitleiden geschenkt; nur die Nase wurde ihm abgeschnitten, und er mußte nach Cherson auf der Halbinsel Crim als Verbannter wandern (695).

Nach drey Jahren verlor Leontius den Thron eben so schnell, als er ihn erlangt hatte. Es entspann sich ein Aufstand unter den Soldaten (698); sie drangen in Constantinopel ein, ihm wurde gleichfalls die Nase abgeschnitten und ein Kloster zum Aufenthalt angewiesen. Tiberius, ihr Anführer kam auf den Thron.

Nun lebten Justinians Hoffnungen wieder auf. Man hatte ihm zu Cherson größere Freyheiten gegönnt, als so gefährlichen Verbannten zu gestatten sind. Er entfloh daher zu den Chazaren, die damals in der heutigen Ukraine wohnten, gewann den Chagan derselben und heyrathete dessen Schwester, Theodora. Als dieß der neue Kaiser Tiberius vernahm, bot er dem Chagan der Chazaren eine große Summe für das Haupt des vertriebenen Kaisers. Der geizige Chagan willigte ein, und schickte Leute ab, um den Justinian zu

tód-

tödten. Dieſer aber, dem Theodora den Mordplan verrieth, kam den Mördern zuvor: er erdroſſelte ſie einzeln. Hierauf ſuchte er Hülfe bey den Bulgaren am Ausfluß der Donau. Er war zu Schiffe, und nicht weit von der Donau überfiel ihn der fürchterlichſte Sturm; jeden Augenblick drohete das Schiff, worauf er ſich befand, in den Abgrund zu verſinken. Da trat einer ſeiner Diener zu ihm, und ſagte: "Sehet, Kaiſer, wir wer„den untergehen! Jetzt gelobt Gott, daß ihr, wenn „er uns errettet, euren Feinden verzeihen wollt". Unerſchüttert von dem Braußen des Sturmes und der Wogen, und ohne Furcht vor dem nahen Tode erwiederte Juſtinian: "Möge mich Gott ſogleich in die Tiefe des Meeres verſenken, wenn ich auch nur einem von ihnen verzeihe!"

Der Schreckliche hielt ſchrecklich Wort. Als er mit Hülfe der Bulgaren (705) wieder auf den Thron zu Conſtantinopel gelangte, wüthete er mit gleicher Grauſamkeit gegen Schuldige und Unſchuldige. Die beyden Kaiſer Leontius und Tiberius fielen in ſeine Hände, und beyde wurden einem ſchmachvollen Tode geweiht. Sie wurden zur Rennbahn geſchleppt, daſelbſt vor den kaiſerlichen Thron zur Erde niedergeworfen, und auf ihre Nacken ſetzte Juſtinian während des Wettrennens ſeine Füße. Das Volk aber zeigte ſich hierbey ſo

ent-

entartet, daß es, statt die Unglücklichen, denen es einst gehuldiget hatte, zu bemitleiden, hohnlachend die Worte des Psalmisten wiederhohlte: "Du wirst ge„hen auf den Löwen und Ottern, und treten auf die jungen Löwen und Drachen!" Gleich darauf wurden den Unglücklichen die Köpfe abgehauen, und nach ihnen einer großen Menge von Bürgern und Soldaten. Justinian fand seine Freude im Morden; Beil, Strick, Folter waren die Hebel seiner Regierung; sein Blutdurst war unersättlich; aber vorzüglich mußten die unglücklichen Einwohner von Cherson alle Schreckniſſe desſelben empfinden.

Sie hatten, während er als Gefangener bey ihnen lebte, sich unfreundlich gegen ihn bezeigt, vielleicht auch den Gedanken gefaßt, ihn zu tödten. Dafür hatte er ihnen Rache geschworen. Er schickte daher (710) ein zahlreiches Kriegsheer unter zwey Feldherren ab, mit dem ausdrücklichen Befehl, alle Chersoniten ohne Unterschied des Alters zu tödten. "Alle sind schuldig", rief er, "und alle müssen sterben!" Aber selbst seine Generale fanden diesen Befehl zu hart; sie tödteten nur wenige, und schonten der Kinder und Jünglinge. Als dieß der unmenschliche Kaiser erfuhr, gerieth er in Wuth, und schickte ein zweytes Heer ab mit dem erneuerten Befehl, alle Einwohner zu tödten und die Stadt dem Erdboden gleich zu machen.

Gern wenden wir unsre Augen von einem solchen Ungeheuer, dessen wir bloß darum erwähnt haben, um an einem Beyspiel zu zeigen, wie tief der Mensch sinken kann, und welche Abscheulichkeiten das oströmische Reich schändeten. Aber die Bemerkung müssen wir hinzufügen, daß die göttliche Gerechtigkeit, die oft schon im irdischen Leben zu erkennen ist, auch an Justinians Schicksalen sich offenbarte. Von Cherson aus, das dieser Tyrann zu vertilgen drohte, ward ihm der Untergang bereitet. Die Chersoniten, von den Chazaren unterstützt, pflanzten die Fahne des Aufstandes auf. Sie ernannten einen Gegenkaiser, und gewannen für diesen das Heer, das gegen sie geschickt war. Justinian eilte den Aufruhr zu unterdrücken; aber er wurde (711) von seinen Anhängern verlas- und ermordet.

VII.

Kaiser Theophilus.

Ruhm und Achtung verdient unter den oströmischen Kaisern der gegenwärtigen Periode besonders Theophilus (reg. 829 — 842), der Sohn und Nachfolger Kaisers Michaels des Stammlers.

Er hatte eine gute Erziehung genossen. Sein Lehrer Johannes Grammaticus, ein eben so großer Gelehrter als Staatsmann, hatte ihn mit Liebe für Künste und Wissenschaften, vorzüglich aber mit Liebe für Gerechtigkeit erfüllt, und Theophilus machte dieser Erziehung durch sein öffentliches und häusliches Leben Ehre. Zwar unterlag er manchmal den Eingebungen eines finstern Argwohns oder einer auflodernden Hitze, seine Gerechtigkeitsliebe ging mitunter in despotische Härte über, und es fehlte ihm Feldherrntalent; aber dagegen schmückte ihn ein reicher, gebildeter Geist, er besaß Redlichkeit, Thätigkeit und Achtung für seinen Beruf, und er war dazu geeignet, das oströmische Reich, das so lange und so tief gesunken war, aufs neue zu erheben.

Mit großem Eifer nahm er sich der Regierungsgeschäfte an, und väterlichst sorgte er für seine

Unterthanen. So oft er ausritt, ließ er alle, die etwas bey ihm anzubringen hatten, vor sich; hörte auch auf die unbedeutendsten Klagen der Niedrigen und suchte Abhülfe zu schaffen. Fleißig besuchte er die Kirche, aber eben so fleißig auch die Gerichte. Kam er über den Markt, so nahm er die daselbst ausgestellten Waaren in Augenschein, und erkundigte sich nach den Preisen derselben; fand er sie zu schlecht und zu theuer, so bestrafte er die Polizeyaufseher auf der Stelle.

Ein Feind aller Ueppigkeit und Ausschweifungen suchte er die römische Mäßigkeit alter Zeiten wieder herzustellen. Eben deshalb verbannte er alle unzüchtigen Weibspersonen aus Constantinopel, und verwandelte das Gebäude, wo sie ihr Unwesen getrieben hatten, in eine Herberge für arme und kranke Fremdlinge. Aber er sorgte auch für die Befestigung und Verschönerung der Hauptstadt. Er führte neue Mauern von ausserordentlicher Höhe und Dicke daselbst auf, und viele Kirchen, Paläste und Kunstwerke.

Mit Liebe für Künste und Wissenschaften erfüllt, achtete er Gelehrsamkeit, wo er sie fand, selbst an Feinden. Den Philosophen Leo, den der Chalif Al-Mamun zu besitzen wünschte, ließ er nicht von sich, sondern wies ihm vielmehr in seinem

Pal-

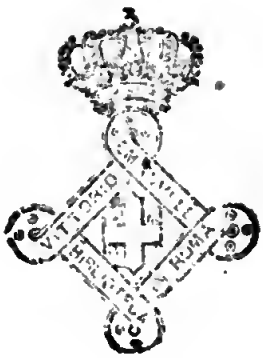
Pallaſte einen Hörſaal zum Unterricht der Jugend an. Vertraut mit der Tonkunſt verfertigte er Melodien geiſtlicher Lieder; auch ſorgte er dafür, daß die Geiſtlichen in der Muſik unterrichtet würden. Wenn an hohen Feſttagen Kirchenmuſiken in der Hauptkirche aufgeführt wurden, ſo ſtellte er ſich ſelbſt unter die Sänger und ſchlug den Tact.

Seinen geraden Sinn offenbarte er, als er ſich im erſten Jahre ſeiner Regierung eine Gattin wählte. Seine Stiefmutter Euphroſyne hatte auf ſeinen Antrieb die ſchönſten und vornehmſten Mädchen in einem Zimmer ihres Pallaſtes verſammelt. Von ihr geleitet trat er in das Zimmer, mit einem goldnen Apfel in der Hand, um ihn derjenigen zu überreichen, die er zur Gemahlin zu haben wünſchte. Die Schönheit der gelehrten und witzigen Ikaſia zog ihn an. Er trat zu ihr, und in der Verlegenheit einer erſten Erklärung brachte er die freylich ſonderbare Bemerkung vor: "Iſt doch alles Uebel durch ein Weib in die Welt gekommen". Schnell erwiederte Ikaſia, ihrer Meinung nach ſchon Kaiſerin: "Aber durch ein Weib (ſie meinte Marien) wird die Welt noch täglich gerettet!" Dieſer Einfall mißfiel dem jungen Kaiſer. Ihm war ein ſittſames Weib lieber als ein witziges, und er überreichte den goldenen Apfel der beſcheidenen Theodora. Indeſſen kann man zweifeln,

feln, ob seine Wahl ganz glücklich ausfiel. Zwar besaß Theodora manche achtungswerthe Eigenschaften, aber sie war nicht frey von weiblicher Arglist, und ihre Häuslichkeit artete mitunter in niedrige Erwerbsucht aus. Theophilus selbst fühlte dieß, und so sehr er seine Gemahlin liebte, so konnte er doch nicht zugeben, daß sie etwas triebe, was seiner Würde und dem Wohl seiner Unterthanen entgegen war. Als Beweis hiervon läßt sich Folgendes anführen.

Eines Tages sah er ein ausserordentlich großes Lastschiff mit vollen Segeln in den Hafen von Constantinopel einlaufen. Verwundert fragte er, wem es gehöre? und welche Ladung es führe? Man antwortete, es gehöre der Kaiserin, und führe Waaren, welche sie in Syrien habe einhandeln lassen, um solche in Constantinopel zu verkaufen. Theophilus schwieg, aber bald darauf ging er mit seiner Gemahlin zum Hafen. Hier fragte er die Anwesenden, ob wohl einer unter ihnen an Speise oder Wein oder den nothwendigsten Nahrungsmitteln Mangel leide? Einzeln und insgesammt antworteten alle, sie sähen sich durch die Güte des Kaisers von allem Mangel frey. "Wie", sprach nun Theophilus voll Unwillens, "Gott hat mich „zum Kaiser gemacht, und meine Gemahlin will „mich zum Krämer machen? Der Handel gehört den „Unter-

Fürstensinn des Kaisers Theophilus.


VICTORIO
EMANUELE
RE D'ITALIA
ROMA

„Unterthanen zu, damit sie dadurch gewinnen, was „sie zu ihrem Unterhalte brauchen; denn wenn die „Fürsten auch den Handel an sich reißen wollen, „wovon sollen ihre Unterthanen leben?" — Darauf ließ er die gesammte Mannschaft aus dem Schiffe herausgehen, und dann das Schiff mit allem, was es enthielt, verbrennen*). Der Kaiserin aber drohete er mit dem Tode, wenn sie je wieder wagen würde, Handel zu treiben.

Wie hier, so zeigte Theophilus auch bey andern Gelegenheiten eine strenge und unpartheyische Gerechtigkeitsliebe. — Als er einst ausritt, wendete sich eine arme Frau an ihn mit der Klage, daß ihr Nachbar Petronas, der Kaiserin Bruder, seinen Pallast so hoch gebaut habe, daß ihrer niedrigen Hütte dadurch Licht und Luft entzogen würde. Petronas, den der Kaiser herbeyrufen ließ, schilderte die Klage als unbedeutend, und versprach ihr abzuhelfen. Theophilus, hiermit zufrieden, gab ihm bloß die Erinnerung: „Hüte dich, daß du nicht wieder dieser Sache we„gen verklagt wirst, es würde dir nicht gut bekom„men"; zur Frau aber sagte er, sie sollte wieder-

kom-

*) S. das Kupfer Taf. XVI. Hier erscheint Theophilus mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge am Rand des Hafens, und schon fahren Botsknechte ab, um seinem Befehl zufolge das vor ihnen liegende Schiff in Brand zu stecken.

kommen, wofern ſie nicht zufrieden geſtellt würde. Sie erhielt keine Schadloshaltung, und wendete ſich alſo aufs neue an den Kaiſer. Sogleich ſchickte dieſer einige Senatoren ab, um die Sache augenblicklich zu unterſuchen. Sie kamen bald zurück und berichteten zum Nachtheil des Petronas. Nun konnte weder Reichthum, noch Anſehn, noch Verwandſchaft den Petronas vor der härteſten Strafe ſchützen. Er wurde öffentlich gegeißelt, ſein Pallaſt wurde niedergeriſſen, und Baumaterialien und Boden der Klägerin zugewieſen.

Eben ſo gerecht zeigte ſich Theophilus auch bey folgender Gelegenheit. Ein General hatte einem gemeinen Soldaten ein ſchönes Pferd, das dieſer ſehr liebte, mit Gewalt entriſſen, und es dem Kaiſer, als wäre es ſein Eigenthum, geſchenkt. Der Soldat war in dem Kriege gegen die Araber geblieben, und ſeine Witwe, der es an Brod für ſich und ihre Kinder fehlte, wendete ſich an den Kaiſer, um von ihm Entſchädigung zu erhalten. Sie ſahe ihn auf dem Pferde ihres verſtorbenen Mannes reiten, und forderte daſſelbe als ihr Eigenthum zurück. Der Kaiſer hierüber erſtaunt, unterſuchte die Sache und fand die Klage der Witwe gerecht. Der General ward ſeiner Ungerechtigkeit überführt und auf der Stelle beſtraft. Er ward ſeiner Würden entſetzt und verbannt, und ſein

Ver-

Vermögen der armen Witwe und ihren Kindern zugesprochen.

Wenn die Gerechtigkeitsliebe, die Theophilus bey diesen und ähnlichen Vorfällen zeigte, einerseits Lob verdient, so läßt sich andrerseits auch nicht leugnen, daß sie mit despotischer Härte gepaart war, und daß diese Härte zu den Fehlern des sonst ruhmwürdigen Kaisers gehörte. Indessen darf man zu seiner Entschuldigung nicht unbemerkt lassen, daß die Römer, die er regierte, ein entartetes Volk waren, das nur durch harte Mittel im Zaum gehalten werden konnte, und daß er selbst an einem despotisch regierenden Hofe erzogen war.

Diesen Hang zum Despotismus zeigte Theophilus schon beym Anfang seiner Regierung, als er die Mörder des Kaisers Leo, obschon sein Vater durch sie den Thron bestiegen hatte, auf eine arglistige Weise zur Strafe zog; aber ganz besonders zeigte er ihn bey kirchlichen Streitigkeiten. Damals setzte der ärgerliche Bilderstreit, den Leo der Isaurier angeregt hatte, das oströmische Reich und besonders die Hauptstadt in stürmische Bewegung*). Theophilus, in den Grundsätzen der Bilderfeindschaft erzogen, haßte die Bilderverehrung

*) S. oben im ersten Kapitel des ersten Abschnitts, S. 39 ff.

rung als einen Götzendienſt, und ſuchte ſelbige gewaltſamer als ſeine Vorfahren zu unterdrücken. Nicht genug, daß er die Bilder aus den Kirchen wegnehmen ließ, ſo verfolgte er auch die Freunde derſelben, entſetzte ſie ihrer Aemter, ließ ſie geiſſeln und ins Gefängniß werfen. Und doch konnte er mit aller Gewalt den Bilderdienſt nicht unterdrücken; ſelbſt ſeine Gemahlin hing ihm an, und erhob ihn nach ſeinem Tode.

Der Krieg mit den Arabern, der ihn viele Jahre hindurch beſchäftigte, wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Er ſelbſt zog mehrmals wider ſie zu Felde, doch mangelte es ihm an Kriegskenntniß; was geſchah, geſchah durch ſeine Feldherren. Unter den Verluſten aber, die ihn in dieſem Kriege trafen, ſchmerzte ihn am meiſten die Eroberung und Schleifung ſeiner Geburtsſtadt Amorium in Phrygien (838). Tiefe Schwermuth ſoll ihn ſeit dieſer Zeit ergriffen und ſein Leben verkürzt haben.

Als er die Herannäherung ſeines Todes fühlte, ließ er ſich nach Conſtantinopel zurückbringen. Sein einziger Wunſch war noch, den Kaiſerthron ſeiner Familie zu erhalten. Er berief deshalb die Senatoren und Angeſehenſten ſeines Reiches zu ſich und empfahl ihnen ſeinen ganz jungen Sohn Michael,

chael, der unter Theodorens Leitung regieren sollte. Möchte er damit geendigt haben! Aber in der Nähe des Todes unterlag er seinem finstern Argwohn. Er fürchtete, sein langjähriger Freund, der beliebte und angesehene Theophobus, der einst von einem Haufen Perser zum König ernannt worden war, aber auf diese Königswürde freywillig verzichtet hatte, möchte den Ehrgeiz haben, den Kaiserthron zu besteigen, oder vielleicht auch wider Willen auf denselben erhoben werden. Er ließ ihn daher ins Gefängniß werfen. Aber hiermit war sein Argwohn nicht befriedigt. Als er mit dem Tode rang, befahl er, man sollte das Haupt des Theophobus herbey bringen. Sein Blutbefehl wurde befolgt. Man brachte ihm das Haupt des Hingerichteten; er betastete es mit seinen Händen und rief: "Du bist nicht mehr Theophobus, und — bald bin ich nicht mehr Theophilus!" Er sprach's, sank auf sein Lager zurück und starb.

VIII.

Muhamed.

Das Leben Muhameds, von keinem gleichzeitigen Schriftsteller beschrieben, und durch Religionsschwärmerey und Religionshaß entstellt, ist an vielen Stellen unsern Augen entrückt, an noch mehreren mit abentheuerlichen Sagen erfüllt. Kein Wunder also, wenn viele Fragen unbeantwortet bleiben, und wenn hin und wieder Wahrscheinliches die Stelle des Gewissen vertreten muß.

Muhamed war ums Jahr 569 oder 570 zu Mecca geboren. Seine Mutter, eine Jüdin, hieß Aminah, sein Vater Abdallah. Dieser gehörte zu der Familie Haschem, einem Zweig des Stammes Koreisch, der seit länger als hundert Jahren das Vorsteheramt bey der Kaaba, und dadurch geistliche und weltliche Herrschaft über Mecca behauptet hatte. Muhamed war also nicht von niedriger Herkunft, wie viele behaupten, sondern aus dem angesehensten Geschlecht seines Volkes entsprossen.

Sein Vater Abdallah starb früh, und hinterließ nichts als fünf Kamele und einen äthiopischen Sclaven. In seinem sechsten Lebensjahre verlor Mu-

Muhamed auch seine Mutter. Hierauf nahm ihn sein Großvater väterlicher Seits, Motalleb, ein ehrwürdiger Greis, seit langer Zeit Vorsteher der Kaaba, zu sich,. und übergab ihn sterbend, (Muhamed war damals acht Jahr alt) dem ältesten seiner Söhne, Abu-Taleb. Dieser, nun Vorsteher der Kaaba, pflegte des Knaben mit väterlicher Sorgfalt. Zwar ertheilte er ihm keinen gelehrten Unterricht: nicht einmal schreiben lernte Muhamed (die Schreibkunst kam erst zu seiner Zeit unter den Arabern auf); aber er führte ihn zu Leibesübungen, übte ihn in dem Gebrauch der Waffen, und unterwies ihn im Handel, womit sich zu Mecca die Vornehmsten beschäftigten. Auch blühete der Knabe zu einem schönen Jüngling auf, und noch spät bewunderte man seine majestätische Gestalt, sein durchdringendes Auge, sein anmuthiges Lächeln, die Kraft und den Wohllaut seiner Sprache, und die Haltung seines Körpers, die jeden Ausdruck seiner Rede verstärkte.

Ungefähr in seinem dreyzehnten Jahre machte er mit seinem Oheim Abu-Taleb eine Handelsreise nach Syrien, wo er mit einem Mönch, den einige Boheira, andere Sergius nennen, bekannt wurde. In seinem vierzehnten Jahre begleitete er den Abu-Taleb auf einem Feldzuge gegen einige feindliche Stämme und erwarb sich das Lob der Tapferkeit.

Später-

Späterhin kam er in das Haus der reichen Witwe Chadidſchah, die ebenfalls aus dem Stamme Koreiſch war. In ihrem Namen that er eine zweyte Handelsreiſe nach Syrien. Er gefiel ihr, und ſie, vierzig Jahr alt, nahm ihn den fünf und zwanzigjährigen Jüngling zum Gemahl (594). Durch dieſe Heyrath kam Muhamed in Wohlſtand, und ſo lange Chadidſchah lebte, ſchritt er zu keiner weitern Vermählung, ohngeachtet es Landesſitte war, daß die Vornehmen mehrere Frauen und auſſerdem noch Sclavinnen zu Beyſchläferinnen hatten.

Von dieſer Verheyrathung an (594) bis zu ſeinem Auftreten als Prophet (609), alſo funfzehn Jahr hindurch bleibt das Leben Muhameds unſern Augen entrückt. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß er während dieſer Zeit mehr ein beſchauliches als ein geſchäftiges Leben geführt hat. Denn von neuen Handelsreiſen iſt nirgends die Rede, und Abulfeda erzählt, daß der Prophet ſchon vor ſeinem vierzigſten Jahre jährlich einen Monat in der Höhle Harra, unweit Mecca in einſamen Betrachtungen hinbrachte. Wahrſcheinlich mochte auch damals der Entſchluß in ihm zur Reife kommen, die uralte Religion, die Gott den Erzvätern Arabiens, Abraham und Ismael verkündigt, und durch Moſes und Jeſus erneuert habe, wieder herzuſtellen.

Nicht

Nicht Ehrgeiz und Herrschsucht, sondern glühende Begeisterung für die Sache der Religion und für den Wohlstand seines Vaterlandes scheint ihn zuerst zu diesem Entschluß geführt zu haben. Seine Handelsreisen und der große Verkehr auf dem Markte und in der Kaaba zu Mecca hatte ihn mit Juden und Christen und besonders mit den Bedürfnissen seines Vaterlandes bekannt gemacht. Er kannte den Verfall der Religion unter den Juden und die Glaubensstreitigkeiten unter den Christen; er wußte, daß jene auf einen Messias hofften, und daß Jesus einen Tröster verheißen hatte. Auch sein Vaterland bedurfte eines Retters. Hier herrschte thörichter Aberglaube neben uralten Sagen von den Offenbarungen Gottes; die einzelnen Stämme waren in Partheyen getheilt; ihre Kraft verhauchte in gegenseitigen Befehdungen; es fehlte an einem Bande, das sie vereinigte, und durch solche Vereinigung zu großen Thaten ermuthigte. Sehr leicht konnte er also auf die Ueberzeugung kommen, daß eine Religionsverbesserung nöthig, und daß er dazu von Gott berufen sey. Ohne eine solche Ueberzeugung hätte er den Kampf mit den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, nicht beginnen, noch weniger siegreich dabey ausharren können.

Im vierzigsten Jahre seines Alters erschien ihm, wie erzählt wird, die "Nacht der Rathschlüsse Got-

Gottes," oder wie er selbst im Koran sie nannte, "die gesegnete Nacht." Als er nämlich im Jahr 609 in der Höhle Harra ruhete, trat vor ihn ein Engel, und es tönten ihm die Worte zu: "Muhamed, du bist der Prophet Gottes, und ich bin Gabriel!" Er erzählte dieß seiner Frau. Sie glaubte ihm, und schwur "bey demjenigen, der ihre Seele in seinen Händen habe, Muhamed sey ein Prophet." Hierauf glaubte ihr Vetter Waraka, Ali, der neunjährige Sohn Abu-Talebs, der hochgeehrte Abu-Becr, der getreue Zeuge und Nachfolger des Propheten, und sein Sclave Zeid, den er deshalb frey gab.

Drey Jahre wirkte er in der Stille, und gewann ohngefähr vierzehn Personen. Im vierten Jahre aber beschloß er öffentlich als Prophet aufzutreten. Eine neue Offenbarung, wie er vorgab, erweckte ihn dazu. Er ladete vierzig Personen aus der Familie Haschem zu einem Gastmahle, und als sie Brod und Lammfleisch gegessen und Milch getrunken hatten, sprach er: "Niemand kann euch etwas Vortrefflicheres anbiethen als ich. Ich bringe euch die Güter des jetzigen und des zukünftigen Lebens. Gott hat mir befohlen, euch zu ihm zu rufen. Wer von euch will mein Gehülfe (oder Vezier) seyn? Wer von euch will einen Theil der Bürde auf sich nehmen? Wer von euch will mein Brü-

„Bruder, mein Vertrauter, mein Verweser seyn?" — Sie scheueten sich zu antworten. Nur der jüngste und unansehnlichste von ihnen, Ali, der Sohn Abu-Talebs sprang auf und rief: "Ich, o Prophet Gottes, ich will dein Verweser seyn!" Muhamed nahm sein Anerbiethen mit Freuden an; er umarmte den Ali, und gebot den übrigen, ihm Gehorsam zu leisten. Allein sie lachten und sagten höhnisch zum Abu-Taleb, er werde nun seinem eigenen Sohn gehorchen müssen.

Muhamed achtete ihres Hohnes nicht; rastlos verfolgte er seine Plane. Er predigte unter seinen Stammgenossen und unter den Pilgern zu Mecca, und forderte sie auf, dem Götzendienste zu entsagen und an seine Sendung und Lehre zu glauben. Allein er fand wenig Gehör; die Zahl seiner Gegner vermehrte sich, und selbst seine Freunde riethen ihm, von seinem Unternehmen abzulassen. Er aber erklärte mit unerschütterlicher Festigkeit: "Sollten sie auch die Sonne in meine Rechte und den Mond in meine Linke legen (d. i. sollten sie mir auch die allergrößten Vortheile versprechen), so lasse ich dennoch nicht ab".

Den lebhaftesten Widerstand fand er bey seinen Stammgenossen, den Koreischiten. Seine Lehre schien ihnen Beschimpfung der väterlichen

Religion, seine Sendung eitle Anmaßung. Sie nöthigten daher die meisten seiner Anhänger (83 Männer und 18 Frauen) in das benachbarte Aethiopien zu flüchten, schlossen ein Bündniß gegen ihn und die Familie Haschem', und hingen die Urkunde davon in der Kaaba auf. Dadurch sahe sich Muhamed bewogen, Mecca zu verlassen. Aber sein Oheim Abu-Taleb schützte ihn, und er fand Mittel das Bündniß der Koreischiten zu trennen. Er erklärte, heißt es, seinem Oheim, Gott habe einen Wurm geschickt, der jedes Wort jener Urkunde, den Namen "Gott" ausgenommen, durchlöchert habe. Wirklich wurde die Urkunde durchlöchert befunden, und die Koreischiten, heißt es, staunten dieses Ereigniß als ein Wunder an, und hoben das geschlossene Bündniß auf.

Um dieselbe Zeit, im Jahre 619, starb sein Oheim Abu-Taleb und seine Gattin Chadidschah: beyde hatten ihn geschützt. Jetzt nahm sich sein zweyter Oheim Al-Abbas, der dem Abu-Taleb als Vorsteher der Kaaba folgte, seiner an; aber am meisten baute er auf sich selbst. Da er sah, daß er unter seinen Stammgenossen wenig ausrichten würde, so wendete er sich vorzüglich an die vielen Fremden, die des Handels oder der Wallfahrten wegen häufig nach Mecca kamen. Durch neue Offenbarungen, die er empfangen zu haben

vor-

vorgab, oder durch Gauckelspiele, die er als Wunder darstellte, wußte er Glauben zu gewinnen und zu bestärken. Vorzüglich merkwürdig scheint in dieser Hinsicht die Erzählung einer Reise, die er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem und von da in den Himmel gemacht zu haben vorgab — eine Erzählung, die mit den prächtigen Bildern einer entzückten Einbildungskraft, die den Arabern von jeher gefielen, reichlich ausgestattet ist.

Als er einst, so lauten die Hauptmomente dieser Erzählung, unweit Mecca unter freyem Himmel schlief, trat der Engel Gabriel in einem von Perlen und Goldfäden durchflochtenen Kleide zu ihm und reinigte sein Herz. Er nahm es nämlich aus Muhameds Leibe, drückte den schwarzen Tropfen oder den Samen der Erbsünde aus demselben heraus, und erfüllte es mit Weisheit und Gnade. Als er es an den gehörigen Ort zurück gebracht hatte, führte er einen wundersamen Grauschimmel herzu, Namens Al Borak, der die Schnelligkeit des Blitzes und die Gabe der Rede hatte. Der Prophet wollte ihn besteigen, aber das Wunderthier bäumte sich, und war nicht eher fügsam, als bis ihm Muhamed die Aufnahme in das Paradies versprochen hatte. Kaum war dieß geschehen, so trug es den Propheten unter Leitung des Engels in einem Nu zum Berge Sinai, von da nach

Bethlehem, und von Bethlehem nach Jerusalem. An allen diesen Orten verrichtete der Prophet sein Gebet; im Tempel zu Jerusalem gemeinschaftlich mit Abraham, Moses und Jesus. Von hier führte ihn der Engel (Al Borak blieb vor dem Tempel stehen) auf einer Leiter, deren Stufen von Gold, Silber, Perlen und andern Kostbarkeiten waren, in alle sieben Himmel nach einander. Jeder dieser Himmel war so weit von dem andern entfernt, daß nach menschlicher Weise fünfhundert Jahre nöthig gewesen wären, um von dem einen zu dem andern zu gelangen, Muhamed aber machte mit seinem Begleiter diese Reise in einem Augenblicke. Die Herrlichkeiten, die er hier erblickte, lassen sich nicht mahlen; der Sprache fehlt es dazu an Worten, der Phantasie an Bildern. Alles war Gold, Edelgestein und voll blendenden Lichts, und in jedem Himmel begrüßten ihn Engel, Patriarchen und Propheten der Vorzeit. Bis zum siebenten Himmel, wo schon die Stimme Gottes vernommen wurde, dürfte Gabriel gehen, Muhamed aber gelangte über denselben hinaus bis in die Nähe des Thrones Gottes. Diesen Thron trug der Engel Asrafel, der so groß war, als der ganze Raum vom Morgen bis zum Abend. Er hatte eine Million Häupter, jedes Haupt eine Million Münde, jeder Mund eine Million Zungen, und jede Zunge redete eine Million Sprachen, mit

wel-

welchen er Tag und Nacht unaufhörlich das Lob Gottes pries. Der Thron selbst, wie jedes Thor der sieben Himmel, hatte die Aufschrift: "Es ist kein Gott als Gott, und Muhamed ist sein Prophet!" Muhamed schwindelte; aber eine Stimme rief: "Tritt herzu und nähere dich dem herrlichen und allmächtigen Gott." Er näherte sich bis auf zwey Bogen, und hielt eine lange Unterredung mit Gott. Unaussprechliche Süßigkeit und Wonne durchdrang sein Inneres; er empfing den vollkommensten Unterricht von dem Willen Gottes und die Verheißung, daß sein Name nie von dem Namen Gottes getrennt werden sollte. Die Anzahl der Gebete, die jeder Araber täglich verrichten sollte, bestimmte Gott erst auf funfzig, nachher auf fünf. Als die Unterredung geendigt war, kehrte Muhamed zurück. Gabriel führte ihn auf dem vorigen Wege, wobey er ihm das Paradies zeigte, nach Jerusalem. Dort bestieg Muhamed aufs neue den Grauschimmel, und langte noch in derselben Nacht in Mecca wieder an. — Diese kühne und ausschweifende Dichtung war wohl im Stande, auf die Sinnlichkeit eines phantasiereichen Volkes Eindruck zu machen, doch wurde sie anfangs verlacht, und erst späterhin geglaubt. Abu-Becr, "der getreue Zeuge", empfahl sie mit der Bemerkung, daß alles wahr seyn müsse, was der Gesandte Gottes berichte.

Aber

Aber noch wichtiger war es, daß sich die Einwohner von Jathreb (Medina), die seit langer Zeit mit den Koreischiten in Feindschaft lebten, für Muhamed erklärten. Feyerlich gelobten sie ihm durch ihre Abgesandten, sie wollten ihn, wenn er verfolgt werden sollte, aufnehmen und aufs äusserste vertheidigen. Dagegen versprach er ihnen, sie niemals zu verlassen, und daß das Paradies ihr Lohn seyn sollte, wenn sie in seinem Dienste umkommen würden. So gewann er treue und muthige Anhänger, und eine sichere Zufluchtsstätte, wenn seine Vaterstadt ihn ausstieß.

Wirklich traf dieß in kurzem ein. Die Koreischiten, die sein wachsendes Ansehen bemerkten, verschworen sich aufs neue gegen ihn; sein Todward beschlossen, täglich drohte seinem Leben Gefahr. Dieß nöthigte ihn zur Flucht. In der Nacht des 16. Julius 622 machte er sich auf. Seine Anhänger hatte er vorausgeschickt; der einzige Abu-Becr begleitete ihn. Mit Mühe entwand er sich den Nachstellungen seiner Verfolger, und sechszehn Tage nach dem Anfang seiner Flucht gelangte er nach Jathreb, das von nun an Medina al Nabi, "Stadt des Propheten", genannt wurde. Hier hatten die Einwohner für sein Leben gezittert; doppelt groß war also das Frohlocken über seinen Einzug. Neue Zusicherungen der Treue

und

und Ehrfurcht begrüßten ihn, und eben die Flucht, die ihn ganz zu vernichten schien, führte ihn zur glänzendsten Periode seines Lebens. In Mecca wäre entweder er oder seine Lehre zu Grunde gegangen; aber in Medina fand er Sicherheit und Erhebung. Billig setzte daher sein zweyter Nachfolger, der Chalife Omar, fest, daß diese Flucht (Hedschra) den Moslemin zur Zeitrechnung dienen sollte.

Von nun an gab er seiner Lehre mehr Umfang und Bestimmtheit. Zu dem Hauptgrundsatz, den er gleich anfangs aufgestellt hatte: "Es ist nur ein Gott, und Muhamed ist sein großer Prophet," kamen genauere Erörterungen über die Ergebung in den göttlichen Willen (Islam), über das Waschen, Beten, Fasten und Almosengeben, über das unvermeidliche Schicksal, dem kein Mensch entrinnen könne, über Belohnungen und Bestrafungen jenseit des Grabes. Ein systematisch geordnetes Lehrgebäude stellte er nicht auf. Bey veranlassenden Umständen, wenn er aus einer beschauenden Entzückung zu sich kam, oder wenn irgend eine seiner Handlungen und Vorschriften des Stempels der Göttlichkeit bedurfte, ließ er das, was er als göttliche Offenbarung empfand oder angesehen wissen wollte, auf einzelne Blätter aufzeichnen und unter dem Namen Koran (Schrift) bekannt machen.

chen. Nach seinem Tode sammelte sein Nachfolger, der Chalif Abu-Becr, diese einzelnen Blätter zu einem Ganzen, das in 114 Suren oder Abschnitte getheilt und gleichfalls Koran genannt wurde.

Wie aber seine Lehre während seines Aufenthalts zu Medina an Umfang und Bestimmtheit zunahm, so veränderte sich auch sein Verfahren. Vorher hatte er nur durch Unterricht seine Lehre auszubreiten gesucht, und den Verfolgungen seiner Feinde Geduld entgegen gesetzt; jetzt aber fing er an (auf Gottes Befehl, wie er sagte), das Schwert für seine Sendung zu ziehen. Aus dem begeisterten Prediger ward ein gewaltiger Heerführer, und Bekämpfung der Ungläubigen ward Glaubenspflicht. "Ein Tropfen Bluts," rief er den Seinigen zu, "ein Tropfen Bluts in Gottes Sa„che vergossen, eine Nacht in Waffen zugebracht, „ist mehr werth als zwey Monate Fasten und Be„ten. Wer im Treffen fällt, dessen Sünden sind „vergeben. Am Tage des Gerichts werden seine „Wunden glänzen wie Leuchtkäfer, und riechen wie „Moschus. Ihn empfangen die ewig schönen Gär„ten des Paradieses. Daselbst ruht er auf seid„nen, mit Gold durchwirkten Kissen; Flüsse von „Honig und Wein und Milch umgeben ihn; herr„liche Speisen sind zu seinem Genusse vorhanden. „Zu ihm gesellen sich züchtige Jungfrauen (Hou„ris),

„ris), mit großen schwarzen Augen, schön wie „Rubinen und Perlen, in blühender Jugend, von „zarter Empfindsamkeit, die auch im Ehestand nicht „aufhören Jungfrauen zu seyn. Nie vernimmt er „schlechtes Geschwätz, nie einen Vorwurf von Sün„den, wohl aber süße Stimmen, welche ihm ewiges „Heil zurufen." — "Schrecklich sind dagegen die Strafen der Hölle, die denen bevorstehen, die nicht für den Islam streiten oder ihn gottlos verlassen. In einem ewigen Feuer werden sie weder leben noch sterben können. Ist ihre Haut von dem höllischen Feuer durchbrannt, so wird sie eine neue Haut überziehen. Angeschlossen an eine dreyßig Ellen lange Kette, werden sie stinkendes Aas essen und siedendes Wasser trinken." Durch solche und ähnliche Vorstellungen (man findet sie im Koran) befeuerte Muhamed den Muth und Eifer seiner Anhänger. Mit furchtlosem Vertrauen rückten sie ins Treffen, und ein glücklicher Erfolg krönte seine Unternehmungen und erhöhete ihre Begeisterung.

Anfangs schickte er seine noch kleinen Haufen nur zu Streifereyen gegen die Karavanen der Koreischiten aus. Bey dem Orte Bedr (noch beten daselbst wallfahrtende Gläubige) erhielt er den ersten Sieg gegen eine dreymal stärkere Anzahl Koreischiten (623). In dem zweyten Treffen gegen sie am Berge Ohod, nicht weit von Medina,

wurde

wurde er verwundet und zurückgeschlagen (624). Aber er erhob sich über sein Unglück, und erhielt die Seinigen im Glauben an seine Prophetenwürde. Die Koreischiten, die erst im folgenden Jahre Medina angriffen, wurden zurückgeschlagen. Dieses erneuerte Glück erhöhete seinen Muth und die Zahl seiner Streiter. Nicht zufrieden, nur die Koreischiten zu bekämpfen, griff er auch andere arabische Stämme und ausserdem die in Arabien wohnenden Juden an (625 — 627). Ueberall war er glücklich und schrecklich. Er unterjochte seine Gegner und ließ die Gefangenen als Feinde seines Glaubens niederhauen. So gelangte er allmählich zu Macht und Reichthümern; ein großer Theil Arabiens trat ihm bey, und schon im Jahre 628 ladete er den persischen König Kosroes, den oströmischen Kaiser Heraklius, dessen Statthalter in Aegypten, und den äthiopischen Fürsten Nagjaschi zur Annahme seiner Religion ein. Der Erfolg dieses Schrittes war verschieden. Der persische König zerriß mit stolzer Verachtung den Einladungsbrief, aber sein Befehlshaber im glücklichen Arabien trat dem Propheten bey; Kaiser Heraklius erwiederte die Einladung mit einer höflichen Antwort und ansehnlichen Geschenken; eben so der ägyptische Statthalter; Nagjaschi aber trat feyerlich zum Islam.

Indessen fehlte dem Propheten noch vieles, so lange er noch nicht Herr von Mecca und der dasigen Kaaba, des hochgefeyerten Nationalheiligthums der Araber, war. Erst durch diesen Besitz schien seine Sendung über jeden Zweifel erhoben. Aber wie sollte er dazu gelangen? Eine freywillige Uebergabe war nicht zu erwarten, und gefährlich schien es, diese Stadt mit Gewalt zu erobern: der Ruf der Heiligkeit ruhte auf ihr. Er näherte sich daher Mecca im Jahr 627 auf eine friedliche Art, und brachte einen Vergleich mit den Koreischiten zu Stande, kraft dessen ihm erlaubt wurde, im Jahr 618 die Kaaba zu besuchen und drey Tage daselbst zu verweilen. Während dieses Aufenthalts erbaute er das Volk durch Frömmigkeit und gewann selbst einige der angesehensten Koreischiten, unter andern den tapfern Chaled, der ihn bey Ohod geschlagen hatte, und der nun im Dienste des Propheten "das Schwert Gottes" genannt wurde. Hierauf rückte er im Jahr 629 unter dem Vorwand, daß die Koreischiten den geschlossenen Vergleich gebrochen hätten, mit einem Heere von zehntausend Mann gegen Mecca. Aber auch jetzt wollte er nicht das Ansehn des Eroberers der heiligen Stadt haben. Er suchte daher Mecca durch Unterhandlungen zu gewinnen; aber vergebens. Nun ließ er die Zugänge zur Stadt besetzen, doch verbot er alles Blutvergießen. Plötzlich griff ein

Haufen

Haufen Koreischiten den tapfern Chaled an. Umsonst! Sie mußten weichen, und flohen gen Mecca. Chaled folgte, drang mit den Flüchtigen zugleich in Mecca ein, und diese wichtige Stadt fiel in die Hände des Propheten.

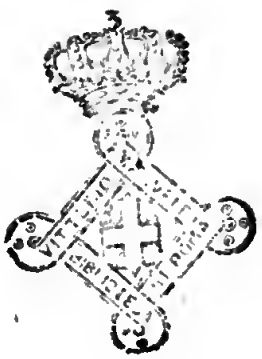
Jetzt hatte Muhamed die glänzendste Epoche seines Lebens erreicht. Triumphirend zog er in Mecca ein, rothgekleidet, auf seinem liebsten Kamele sitzend, mit dem Scepter in der Hand und von einem glänzenden Gefolge umgeben *). Die Stadt empfing ihn als Propheten und Herrn, und er behandelte sie nicht als feindseliger Sieger, sondern als großmüthiger Beschützer. Er erklärte Mecca zur unverletzlichen Freystadt, und verzieh den Koreischiten, die bisher seine ärgsten Feinde gewesen waren: bloß zehen Personen, sechs Männer und vier Frauen, waren von dieser Verzeihung ausgenommen; aber auch von diesen ließ er nur vier, die sich durch Laster verhaßt gemacht hatten, hinrichten. Das Vorsteheramt über die Kaaba übertrug er dem Koreischiten Othman, der vor kurzem (628) zu ihm übergetreten war. Er selbst zog unter dem wiederholten Ausruf: "Gott ist groß!" siebenmal um die Kaaba herum und dann in dieselbe hinein. Mit Unwillen erblickte er hier Götzen-

*) Diesen Einzug Muhameds in Mecca stellt das Kupfer Taf. XVII dar.

F. Schubert del. C. F. Stoelzel sc. 1815

Muhamed's Einzug in Mecca.

Digitized by Google



Götzenbilder: er ließ sie insgesammt hinauswerfen und zerschlagen.

Kaum war Mecca in seinen Händen, so schickte er seine Feldherren aus, um die benachbarten Stämme zu bekehren. Er selbst zog nach funfzehn Tagen denselben nach. Seine Märsche waren Siege. Ehrfurcht und Schrecken ging vor ihm her, und selbst da, wo seine Schaaren zurückgeschlagen wurden, wie bey Honain, wußte er doch durch Tapferkeit und Klugheit sich aus Verlegenheiten zu retten. Auch seine Freygebigkeit vermehrte und befestigte die Zahl seiner Anhänger. Viele Stämme Arabiens erkannten, theils freywillig theils gezwungen, ihn als den Gesandten Gottes und als ihren Oberherrn an. Am Schlusse des Jahres 629 besuchte er noch einmal die Kaaba, und kehrte dann nach Medina zurück.

Im folgenden Jahre (630) unternahm er mitten im Sommer mit 30000 Mann einen Zug nach Syrien gegen den oströmischen Kaiser Heraklius. Unter großen Bedrängnissen einer fast unerträglichen Hitze kam er bis Tabuc, zehn Tagereisen weit von Damascus. Aber weiter wagte er nicht vorzudringen; es war ihm genug, den Seinigen den Weg zu weitern Eroberungen gezeigt zu haben und sie zum rastlosen Kampf gegen die Ungläubigen auf-

aufzufordern. "Streitet," rief er ihnen nach seiner Rückkehr von diesem Feldzuge zu, "streitet wi„der die, die weder an Gott noch an den Tag des „Gerichts glauben, und das nicht für sträflich hal„ten, was Gott und sein Apostel verboten hat. „Auch wider Juden und Christen streitet so lange, „bis sie sich bequemen, Tribut zu bezahlen und sich „zu unterwerfen."

Indessen wurden auch die noch unbezwungenen Stämme Arabiens zum Gehorsam gebracht, besonders durch den thätigen und unerschrockenen Chaled. Einige Stämme wurden durch Feuer und Schwert unterworfen; Yemen ergab sich freywillig (631), und die ganze Nation betete zu Gott und seinem Propheten. Der schimpfliche Name "Tribut" ward in Ansehung der Araber abgeschafft. Nur Almosen oder der Zehnte zum Religionsdienste wurde von ihnen verlangt.

Nun Herr von Arabien und vor auswärtigen Feinden gesichert, unternahm Muhamed (631) eine glänzende Wallfahrt nach Mecca, welche die Ehrfurcht für seine Person erhöhen und allen übrigen Wallfahrten gleicher Art zum Muster dienen sollte. Durch ganz Arabien wurde diese Wallfahrt mit größter Feyerlichkeit ausgerufen; mehr als hunderttausend Gläubige begleiteten ihn. Vor seiner

ner Abreise von Medina salbte er sich, während der Reise sprach er unzählige Gebete, und in Mecca zog er eben so festlich ein, wie damals, da er sich dieser Stadt bemächtigt hatte. Die Kaaba begrüßte er mit tiefer Ehrfurcht, oft und laut erklärte er seinen Glauben an Gott; er hielt vielfältig Reden an das Volk, und machte Wallfahrten nach Mecca den Seinigen zur Glaubenspflicht.

Dieß war das letzte Unternehmen des Propheten. Bald nach seiner Rückkehr nach Medina fiel er in eine Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte. Den Grund dazu soll eine Vergiftung gelegt haben. Als er die arabische Stadt Kaibar erobert hatte (628), hatte ihn eine dasige Frau Namens Zainab auf einen Schöpsenbraten eingeladen, aber aus Rache wegen des Todes ihres Bruders, der bey der Eroberung Kaibars geblieben war, hatte sie dieses Lieblingsgericht Muhameds stark vergiftet. Einer von seinen Dienern hatte davon gegessen, und war sogleich todt niedergefallen; er selbst hatte nur davon gekostet, aber doch Gift in sich gesogen. Nach drey Jahren brachen die Wirkungen davon mit zerstörender Kraft hervor. Er übergab sich daher der Pflege der Ayescha, der geliebtesten unter seinen Frauen, die nachmals Mutter der Gläubigen genannt wurde.

Die

Die empfindlichsten Schmerzen quälten ihn; er ertrug sie mit großer Standhaftigkeit. In ruhigern Zwischenräumen ließ er sich in die Moschee führen, und erbaute das versammelte Volk durch Demuth und Buße. "Ist einer unter euch," sprach er, "den ich mit Härte gestraft, so laßt „mich eben die Streiche fühlen; habe ich jemands „guten Namen beleidigt, so thut meinem Namen „ein Gleiches; habe ich von jemand ungerechter „Weise Geld genommen, so bin ich bereit, solches „wieder zu erstatten." Mit diesen Worten verließ er den Lehrstuhl und betete. Nach geendigtem Gebete wiederhohlte er die vorige Aufforderung. Da rief ein Unbekannter: "Ich habe drey Drachmen zu fordern!" Der Prophet bezahlte die Forderung und dankte seinem Gläubiger, daß er ihn lieber in dieser als in der künftigen Welt angeklagt habe. Weiterhin äußerte er: "Gott habe ihm die Wahl zwischen dieser und der zukünftigen Welt gelassen; er aber habe die zukünftige vorgezogen". Mit Schmerz hörten dieß die Gläubigen. Hierauf ertheilte er ihnen noch folgende Vorschriften, die genau befolgt wurden: "Sie sollten Arabien von allem Götzendienste rein erhalten, nie einen Unterschied zwischen sich und ihren Proselyten machen, und sich ohne Unterlaß mit Beten beschäftigen." — Ueber die Nachfolge in Beherrschung der Gläubigen scheute er sich bestimmte Befehle zu geben.

Er

Er selbst hinterließ keinen männlichen Nachkommen — vier Söhne, die ihm Chadidschah, und noch einer, den ihm Maria, eine von seinen eilf Frauen, geboren hatte, waren frühzeitig gestorben — und unter seinen Feldherren waren Abu-Becr, Omar und Ali einander an Macht und Ansehn gleich. Indessen gab er doch, indem er seinen getreuen Abu-Becr häufig zu seinem Stellvertreter ernannte, nicht undeutlich zu verstehen, daß er diesen zum Nachfolger zu haben wünschte.

Bis zum dritten Tage vor seinem Tode ließ er sich in die Moschee bringen, und sprach daselbst, wiewohl mit schwacher Stimme, einige Gebete. In einem Anfall der Fieberhitze forderte er Federn und Tinte, um den Hauptinhalt seiner Offenbarungen aufzuschreiben, oder aufschreiben zu lassen. Seinen Vertrauten schien ein solches Aufschreiben eine Herabwürdigung des Koran; sie stritten sich, ob das Geforderte ihm gereicht werden sollte. Darüber unwillig, hieß er sie weggehen, mit der Aeußerung, es schicke sich nicht, in der Gegenwart eines Propheten zu hadern.

Als sein Todeskampf eintrat, rief er: "Ja, ich komme mit den himmlischen Gefährten!" Er lag auf einem Teppich, sein Haupt ruhete auf den Knieen seiner geliebten Ayescha, und so ent-

schlief er den 17. Jun. 632, im drey und sechzigsten Jahre seines Alters.

Bestürzung ergriff das Volk bey der Nachricht von seinem Hinscheiden. Anfangs wollte man gar nicht daran glauben. "Bey Gott," hieß es, "er ist nicht todt; er ist, wie Moses und Jesus, in eine heilige Entzückung versunken, und bald wird er wieder zu seinem treuen Volke zurückkehren." Selbst Omar drohte die zu tödten, die sagen würden, der Prophet ist nicht mehr. Endlich gelang es dem verständigen Abu-Becr diesem Streit ein Ende zu machen. Er sprach zu Omar und der Versammlung: "Ist es Muhamed oder der Gott Muhameds, den ihr anbetet?" Sie sprachen: "Der Gott Muhameds." — "Dieser Gott," fuhr Abu-Becr fort, "lebt ewig, aber Muha„med selbst war dem Tode unterworfen, wie wir, „und ist nun zu dem Ewigen hinüber gegangen, „wie er vorher verkündigt hatte." Ein neuer Streit erhob sich über die Begräbnißstelle. Auch diesen Streit schlichtete Abu-Becr. Er gab vor, Muhamed habe oft geäußert, ein Prophet müsse begraben werden, wo er sterbe. Demnach wurde ein Grab unter dem Boden der Wohnung der Ayescha ausgemauert, und die Leiche des Propheten von seinen nächsten Anverwandten beygesetzt. Noch jetzt wird dieses Grab von gläubigen Pilgern mit frommer Andacht besucht.

Daß

Daß Muhamed große Fähigkeiten besaß und als Redner, Feldherr, Staatsmann und Gesetzgeber sich auszeichnete, kann nicht in Zweifel gezogen werden; aber verschieden wird über seinen moralischen Character geurtheilt. Bald wird er als ein begeisterter Schwärmer, bald als der arglistigste und ehrgeizigste Betrüger geschildert. Wahrscheinlich war er beydes, aber beydes zu verschiedenen Zeiten seines Lebens. Als begeisterter Schwärmer, im innigen Glauben an die Göttlichkeit seiner Sendung fing er an, seine Lehre zu verbreiten; aber die Schwierigkeiten, die sich seinen Unternehmungen entgegen stellten, führten ihn zu unlautern Mitteln, und er vollendete mit Arglist und Gewalt, was er wohl in Redlichkeit begonnen hatte.

Es scheint nicht unzweckmäßig, über die von Muhamed gestiftete Religion, die sich über einen großen Theil der Erde ausgebreitet hat, hier noch Einiges hinzuzufügen.

Diese Religion, der Islam genannt, ist auf uralte Sagen und Gewohnheiten der Araber und auf Ueberlieferungen des Juden- und Christenthums gebaut. Ihrem wesentlichen Inhalte nach ist sie sehr einfach, aber vielfältig sind die Ceremonien, die sie vorschreibt. Ihr Hauptgrundsatz ist: "Es

gibt nur einen Gott, und Muhamed ist sein groſser Prophet"; und die Hauptpflicht, die sie vorschreibt, ist völlige Ergebung an Gott, der unwiderruflich jedes Menschen Schicksal bestimmt habe. Ihm soll jeder Gläubige oder Moslemin Ehrfurcht, Gehorsam und Vertrauen beweisen. Von dieser Hauptpflicht sind als gute Werke unzertrennlich das Waschen, das Beten, das Fasten, das Almosengeben und die Wallfahrt nach Mecca.

Das Waschen der Hände, des Gesichts und des Leibes, eine alte Gewohnheit der Araber, wozu selbst ihr Klima auffordert, ward als Schlüssel zum Gebet empfohlen. Wo es an Wasser mangelt, wie in Arabiens Wüsten häufig der Fall ist, darf sich der Gläubige mit Sand waschen. — Das Gebet soll jeder Gläubige täglich fünfmal verrichten, mit dem Gesicht nach der Kaaba hingewendet. Diese Wendung oder Richtung des Betenden wird Kebla genannt. — Das Fasten soll alljährlich während des Monats Ramadan, dreyſsig Tage lang beobachtet werden, als ein Mittel die Seele zu reinigen und den Körper zu bezähmen, kurz als Uebung des Gehorsams gegen Gott und dessen Propheten. Während desselben sollen sich die Gläubigen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne des Essens, des Trinkens, der Weiber,

der

der Bäder, und alles Vergnügens, das den Sinnen schmeicheln könnte, enthalten. — Die Größe des Almosens, das den Zutritt zu Gott eröffne, ist genau bestimmt; jeder Gläubige soll den zehnten Theil seiner Einnahme dazu verwenden, und klagt ihn sein Gewissen des Betrugs oder der Erpressungen an, so soll dieser Zehntheil zum Fünftheil erhöhet werden. — Die Wallfahrt nach Mecca zur Kaaba soll jeder Gläubige wenigstens einmal im Leben unternehmen; ist ihm dieß unmöglig, so soll er am zehnten Tage des letzten Monats im Jahre, an welchem das große Opfer zu Mecca geschieht, zu Hause fasten und Almosen geben. — Erlaubt ist die Vielweiberey, verboten das Spielen und Weintrinken. — Zum Unterschied von Juden und Christen ist der Freytag jeder Woche zur öffentlichen Andacht und zur Unterweisung in der Religion ausgesetzt. Die Gläubigen müssen sich an demselben mit Hintansetzung ihrer Geschäfte versammeln. Zusammenberufen werden sie durch das Ausrufen der Worte: "Gott ist groß! Ich bezeuge, daß kein Gott ist, als der einzige! Ich „bezeuge, daß Muhamed der Gesandte Gottes ist!" Das wiederhohlte Ausrufen von einem Thurme vertritt bey ihnen die Stelle unsrer Glocken.

Endlich geht der Islam auch über das gegenwärtige Leben hinaus. Er verkündigt eine Auferstehung

stehung und einen Gerichtstag Gottes, der über funfzigtausend Jahre dauern wird. Jedermann wird dann empfangen, was er verdient oder verwirkt hat. Die Frommen werden in das Paradies eingeführt werden, wo sie zur Gesellschaft der Houris gelangen; die Gottlosen aber werden die schrecklichsten Qualen in der Hölle erleiden müssen.

Wahr ist es, diese Religion erscheint als eine Dienerin der Sinnlichkeit, als eine Beschränkung der Geistesfreyheit, als eine Beförderin des Aberglaubens: denn sie weißt auf grobsinnliche Freuden hin, sie verbiethet alle Untersuchungen über den Koran, sie lehrt, daß ein einziger Blick auf die Kaaba mehr nütze als ein ganzes Jahr Buße. Aber nicht zu verkennen ist es auch, daß sie viel Gutes gewirkt hat. Sie hat die entzweyten Stämme der Araber zu einerley Glauben und Gehorsam vereinigt; sie hat die heidnischen Völker, die sich zu ihr bekannten, von dem rohen Götzendienst zur Anbetung Eines Gottes geführt; sie hat Ehrfurcht, Gehorsam und Vertrauen zu ihm, dem Schöpfer, Regierer und Richter der Welt verbreitet, und viele Tugenden empfohlen, die das Leben schmücken und heiligen. Mit Recht kann sie auch bey allen Mängeln, die ihr ankleben, als eine, besonders für rohe Völker wohlthätige Erscheinung angesehen werden.

IX.

IX.

Abu-Becr und Omar.

Durch Gerechtigkeitsliebe, hohe Einfalt in seinem Wesen und innige Anhänglichkeit an seinen Glauben, zeichnete sich Abu-Becr, "der Gerechte," Muhameds erster Nachfolger, rühmlichst aus. Das doppelte Erbe des Propheten, seine Religion und sein Reich auszubreiten, war ihm Glaubenspflicht; aber weit entfernt von jener Wuth roher Barbaren, die nur erobern um zu zerstören, suchte er mitten im Kriege die Gebote der Menschlichkeit aufrecht zu erhalten.

Als er nach Beseitigung der innern Unruhen ein Heer gegen Syrien aussendete, gab er dem Anführer desselben, Jezid, unter andern folgende Verhaltungsregeln: "Denke daran, daß du stets in Gottes Gegenwart bist. Begegne deinen Soldaten mit Gelindigkeit und Mitleiden. Ziehe deine Brüder zu Rathe, und trage Sorge zu thun, was recht und billig ist. — Wenn du dem Feinde begegnest, so halte dich männlich und kehre ihm nicht den Rücken zu. Hast du einen Sieg gewonnen, so verschone die Greise, die Weiber und die Kinder. Haue keinen Palmbaum nieder, und stecke keine Kornfelder an. Verderbe keine Fruchtbäume

und

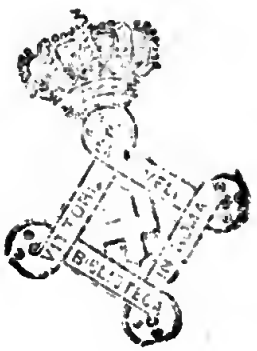
und tödte nicht mehr Vieh, als zum Gebrauche des Heeres hinreichend ist. Laß dein gegebenes Wort heilig seyn. Verschone alle gottesdienstlichen Personen, die du an heiligen Oertern findest; diese letztern verschone ebenfalls. Du wirst aber auch auf Leute treffen, die zur Schule des Satans gehören und eine geschorene Platte tragen" — er meinte hiermit wahrscheinlich die griechischen Mönche, die damals anfingen ihr Haupt zu scheeren und fern von Klöstern herumziehen — "diesen sollst du den Hirnschädel spalten und sie niederhauen, bis sie den Islam annehmen oder den Tribut erlegen." — In allen diesen Vorschriften, die letzte abgerechnet, zu welcher Religionsschwärmerey von der einen wie von der andern Seite leicht verführen konnte, spricht sich ein Geist der Regentenweisheit und Menschenliebe aus, der selbst einen Schüler Jesu ehren würde.

Aber auch noch in der Nähe des Todes sorgte Abu-Becr für die Würde seiner Religion und für das Beste seiner Unterthanen. Als er fühlte, daß sein Ende herannahe, rief er seinen Geheimschreiber zu sich und dictirte ihm sein Testament, in welchem er den zweyten Schwiegervater Muhameds, Omar, einen Mann von großer Tugend und Frömmigkeit, zu seinem Nachfolger ernannte. "Gehorchet ihm," sprach er in seinem Testamente

zu

Schubert. del. C. G. Stölzel Sculp.

Omar am Sterbelager Abu-Bekrs.


VITTORIO EMANUELE
BIBLIOTECA

zu den Arabern, "und folget ihm. Wenn er thut, was recht und gut ist, so thut er, was ich von ihm denke und hoffe. Thut er aber anders, so wird ihm vergolten werden nach seinen Werken. Mein Wunsch ist euer Bestes; allein verborgene Dinge weiß ich nicht. Wer aber Böses thut, der wird erfahren, was darauf erfolgt. Gehabt euch wohl, die Barmherzigkeit und der Segen Gottes sey mit euch!"

Omar erfuhr seine Ernennung zum Chalifen, kam zu dem Lager des kranken Abu-Becr, und lehnte die angebotene Nachfolge ab. "Ich habe," sprach er, "dieser Stelle nicht nöthig." — "Wohl möglich," erwiederte der Sterbende, "aber die Stelle hat deiner nöthig!" Darauf ermunterte er ihn noch weiter zur Annahme der Chalifenwürde und gab ihm gute Verhaltungsregeln *). Als Omar weggegangen war, erhob Abu-Becr seine Hände und betete: "O Gott, ich habe keinen andern Zweck als das gemeine Beste und die Verhütung jedes Zwiespalts. Darum habe ich den besten Mann über die Araber gesetzt. Sie sind deine Knechte; vereinige sie mit deiner Hand und laß ihr Vornehmen glücklich seyn. Mache Omarn zu einem guten Regenten! Breite die Lehre des Pro-

*) Man sehe das Kupfer Taf. XVIII.

Propheten der Barmherzigkeit aus, und mache seine Nachfolger zu frommen Leuten." — Bald darauf verschied er im vier und sechzigsten Jahre seines Lebens und im dritten seiner Regierung (634).

Er war so weit von jeder Habsucht entfernt, daß seine ganze Hinterlassenschaft nicht höher als auf fünf Goldstücke geschätzt wurde. Als dieß Omar erfuhr, soll er gesagt haben: "Gott sey der Seele Abu-Becrs gnädig; aber er hat seinen Nachfolgern ein schweres Muster hinterlassen!".

Doch Omar, wie von Person, so auch in allen Handlungen seinem Vorgänger ähnlich, kam diesem Muster gleich, und rechtfertigte das Urtheil, das Abu-Becr über ihn gefällt hatte. Ich will hier nicht wiederhohlen, was ich oben im ersten Abschnitt S. 56 von den großen Eroberungen, die unter ihm vollbracht worden sind, angedeutet habe. Nur einige Züge seiner Einfachheit und Regentensorgfalt will ich anführen.

Der Patriarch von Jerusalem wollte diese Stadt unter keiner andern Bedingung den Arabern übergeben, als wenn der Chalif selbst herbey käme, und den Vergleich bestätigte. Ali's Rath und sein eigener Wunsch, in der Stadt, wo Muhamed

gen

gen Himmel gefahren sey, seine Andacht zu verrichten, bewogen den Chalifen, in dieses Verlangen zu willigen. Eine große Schaar von Gläubigen aus Medina zog mit ihm nach Palästina; er selbst aber beobachtete, wie immer, die größte Einfachheit. Bekleidet mit einem schlechten Gewand aus Kamelhaaren ritt er sein rothes Kamel, und führte nichts mit sich als zwey lederne Beutel, den einen mit Datteln, den andern mit Reiß angefüllt, eine hölzerne Schüssel und einen Schlauch mit Wasser. Wo er anhielt, ließ er die ganze Gesellschaft der Reisenden mit sich speisen und heiligte die Mahlzeit durch Gebete und Ermahnungen. Im Lager vor Jerusalem, wo er in einem gemeinen Zelte auf der Erde saß, versicherte er den beängstigten Einwohnern Sicherheit des Lebens und Eigenthums; und seine Versicherungen waren unverbrüchlich. Jerusalem hatte Ursache seine Wahrhaftigkeit und Leutseligkeit zu rühmen, und seine Muselmänner wurden durch seine Frömmigkeit erbaut.

Diese Frömmigkeit schmückte sein ganzes Leben. Pünctlich verrichtete er die Pflichten seiner Religion; der Koran war die Richtschnur aller seiner Aussprüche und Handlungen. In Handhabung der Gerechtigkeit war er unpartheyisch, und so spärlich er für sich lebte — er aß nur Gerstenbrod

und

und trank Wasser — so freygebig war er, wo Freygebigkeit das allgemeine Beste befördern konnte. Jeden Freytag Abends theilte er aus dem öffentlichen Schatz (er selbst besaß nichts) Geld an seine Unterthanen nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse und ihrer Verdienste. Allen Staatsgläubigern war er ein redlicher Bezahler, und seinen Soldaten ein sorgsamer Vater. Und so läßt sich auch in seinen Tugenden eine Ursache finden jener gewaltigen Fortschritte, die unter ihm die arabischen Waffen machten.

X.

Von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek.

Schon die ersten Ptolemäer, die Nachfolger Alexanders des Großen in Aegypten, hatten ungefähr 300 Jahre vor Chr. Geb. zu Alexandrien eine große Bücherſammlung angelegt. Ein Theil derselben ging, als Cäsar gegen die letzten Ptolemäer (48 J. vor Chr. Geb.) Krieg führte, durch Feuersbrunst zu Grunde; einen andern Theil verheerte die fanatische Wuth der Christen als einen Ueberrest des Heidenthums; und was sich nach diesen

sen doppelten Verheerungen und den gewiß eben so großen Verheerungen der Zeit erhalten hatte, das zerstörten die Araber. Die Veranlassung hierzu war, wie erzählt wird, folgende.

Als Amru, Omars Feldherr, ein Mann von lebhaftem Verstande und nicht unempfindlich für den Werth der Gelehrsamkeit, Alexandrien erobert hatte (640), kam er in Bekanntschaft mit einem dasigen Gelehrten, Johannes dem Grammatiker. Er hörte gern dessen gelehrte Gespräche und begegnete ihm mit seltener Hochachtung. Hierdurch ermuthigt, wagte eines Tages der Sprachlehrer den arabischen Feldherrn um die alexandrinische Bibliothek zu bitten. "Er habe bemerkt," sprach er, "daß die Araber alle Schätze und Vorräthe Alexandriens, die ihnen wichtig oder nützlich schienen, in Beschlag genommen und versiegelt hätten; diejenigen aber, die keinen Werth für sie hätten, möchte er ihm überlassen, nämlich die Schriften der königlichen Bibliothek." — Amru wollte nicht eigenmächtig hierüber entscheiden, sondern wendete sich an seinen Oberherrn, den Chalifen Omar. Dieser, voll schwärmerischen Religionseifers, ertheilte ihm folgenden Bescheid: "Was in „den Büchern, deren du gedenkest, enthalten ist, „ist entweder dem Buche Gottes" (er meinte den Koran) "angemessen oder zuwider. Ist es demsel-

„ben

„ben angemessen, so sind jene Bücher überflüßig; „und ist es demselben zuwider, so sind sie schäd„lich. Befiehl also, daß sie vernichtet werden.“ Dieser berühmte oder vielmehr berüchtigte Vernunftschluß wurde mit blindem Gehorsam vollzogen. Amru ließ die Bücher der alexandrinischen Bibliothek unter die dasigen warmen Bäder vertheilen, und diese, deren es damals 4000 zu Alexandrien gab, wurden sechs Monate lang mit dem köstlichen Nachlaß des Alterthums geheizt.

Man hat an der Wahrheit dieser Erzählung gezweifelt, weil sie bloß von spätern und nicht von gleichzeitigen Schriftstellern angeführt wird; ferner weil es unglaublich ist, daß nach den großen Verlusten, die früherhin diese Bibliothek erlitten hatte, noch so viel Bücher daselbst vorhanden gewesen wären, daß damit viertausend Bäder ein halbes Jahr lang hätten geheizt werden können. Ich will nicht in Abrede seyn, daß diese Erzählung nicht frey von Ausschmückungen ist, und daß namentlich in dem Schluß derselben eine unstatthafte Uebertreibung liegt; aber zu voreilig scheint es mir, darum die Sache selbst, als durchaus erdichtet zu verwerfen. Aus dem Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller läßt sich um so weniger ein Grund hierzu ableiten, jemehr die Aufmerksamkeit derselben auf die erstaunlichen Kriegsthaten der Araber gerich-

gerichtet war; ferner konnte nach allen frühern Verheerungen jener Bücherſammlung noch immer vieles erhalten worden ſeyn; und unwahrſcheinlich iſt es nicht, daß die Araber zu einer Zeit, wo Künſte und Wiſſenſchaften ihnen noch fremd waren, die Ueberreſte jener berühmten Bücherſammlung völlig zerſtörten.

Gewöhnlich wird dieſe Zerſtörung als der größte Verluſt der alten Litteratur beklagt. Welche Erweiterung des Wiſſens, ſagt man, würde uns zu Gute kommen, hätte ſich jene Bücherſammlung erhalten! wie Vieles, was jetzt ganz dunkel iſt, oder worüber wir nur gewagte Vermuthungen aufzuſtellen vermögen, würde dann mit Klarheit und Gewißheit vor uns ſtehen! — Aber ſollte nicht in dieſen Klagen manches Uebertriebene oder Unzuläſſige liegen? Kein menſchliches Werk trotzt der Ewigkeit, und eine Bibliothek allein ſollte hiervon eine Ausnahme machen? Lange genug hatte die Bibliothek zu Alexandrien beſtanden. Ueber 200 Jahre waren ſeit ihrer Stiftung vergangen, als ſie den erſten großen Verluſt unter Cäſar erlitt, und über 800 Jahre, als ſie durch die Araber völlig ein Ende nahm. War ſie in dieſer langen Zeit nicht gehörig benutzt, wer bürgt uns dafür, daß ſie ſpäterhin, hätte ſie ſich auch bis auf unſere Zeiten erhalten, beſſer benutzt worden wäre, oder beſſer

benutzt

benutzt werden konnte? Auch kennen wir den Inhalt ihrer Bücher viel zu wenig, um den Verlust, der dadurch der alten Litteratur widerfuhr, gehörig zu würdigen. Möglich ist es ja, daß das Wesentlichste derselben unter uns noch fortlebt in den Werken der Sammler, die aus ihnen schöpften. Und kann nicht die ewige Weisheit, die besser versteht, als wir, was dem Menschengeschlechte frommt, die Zerstörung jener Bibliothek zugelassen haben, um den menschlichen Geist zu eignen Untersuchungen zu wecken, und ihn auf einem zwar schwierigen, aber ihm desto nützlichern Wege zu seinem Ziele zu führen?

XI.

Ali's Sittensprüche.

Ali, der vierte Chalif, das Haupt einer Secte unter den Muhamedanern, die noch heutiges Tages vornehmlich in Persien besteht, wird als Muster der Weisheit und Frömmigkeit gepriesen. Es mag seyn, daß dieses Lob von der Parthey, die ihn als einen Heiligen und Märtyrer verehrte, etwas übertrieben ist; aber darum ist es keineswegs als grundlos zu verwerfen. Denn selbst seine Gegner, die ihn und sein Haus in ihren Moscheen verfluch-

verfluchten, machten nur seiner Herrschaft, aber nicht seinem Verstande und Herzen Vorwürfe; und noch besitzen wir eine reiche Sammlung seiner Sittensprüche, die von seinem Nachdenken, seinem Witz und seiner Frömmigkeit zeugen. Einige derselben mögen hier eine Stelle finden, als Proben arabischer Weisheit und als Texte zum weitern Nachdenken.

"Fürchte Gott, so bist du vor jedem andern sicher." — "Zufriedenheit mit dem göttlichen Willen ist die Heilung des Herzens." — "Die Krankheit des Herzens besteht in böser Lusibegier." — "Ehre deinen Vater, so wird dein Sohn dich ehren." — "Die Enthaltung der Seele von der bösen Lustbegier ist der wichtigste heilige Krieg." — "Gieb fleißig Achtung auf die Folgen, so wirst du den Fehlern entgehen." — "Eines Mannes Rath ist die Waage seines Verstandes." — "Die glänzenden Zierathen der Welt verderben schwachen Köpfen den Verstand." — "Die Liebe der gegenwärtigen Welt ist die Ursache des Elends." — "Der ist ein verständiger Mann, der sich um Andre unbekümmert läßt und nur auf sich selbst genau Acht hat." — "Die Welt ist der Schatten einer Wolke und der Traum des Schlafenden." — "Ein Gläubiger hat Gott beständig vor Augen und ist voller Gedanken. Er ist dankbar im Glück und

geduldig im Unglück." — "Die Geduld ist zweyerley Art: die eine, wodurch wir in Widerwärtigkeiten aushalten, welche schön und löblich ist; aber die Geduld, wodurch wir der Begehung des Bösen widerstehen, ist noch besser." — "Das ist ein weiser Mann, der sich in seinem Zorn, in seinem Verlangen und in seiner Furcht regieren kann." — "Die Vollkommenheit des Guten besteht in einer beständigen Aufeinanderfolge des Guten." — "Ein weiser Feind ist besser als ein thörichter Freund." — "Wer sich selbst kennt, der kennet seinen Herrn (d. i. Gott)." — "Die Zunge eines weisen Mannes liegt hinter seinem Herzen; aber das Herz eines Narren liegt hinter seiner Zunge." — "Dessen Leben ist lang, dessen Arbeit kurz ist." — "Eines Menschen Ehre von seiner Tugend ist größer als seine Ehre von seinem Stammbaum." — "Der Werth eines jeden Menschen ist das Gute, so er thut." — "Eine gelehrte Unterhaltung ist der Garten des Paradieses." — "Wissenschaft ist der Reichen Zierde und der Armen Reichthum." — "Eine Lüge ist die Abwendung der Sprache von dem Endzweck, wozu sie Gott bestimmt hat." — "Geiz ist der Gipfel der Armuth und der Grund der Gottlosigkeit." — "Ein weiser Mann kennt einen Narren, weil er vormals selbst unwissend gewesen ist; aber ein Narr kennt einen weisen Mann nicht, weil er niemals

weise

weise gewesen ist." — "Der ist der größte Narr unter allen, der nichts Löbliches thut und doch gelobt und geehrt seyn will; der Böses thut, und doch die Belohnung des Guten erwartet." — "Der glücklichste Mensch in diesem Leben ist derjenige, dem der allerhöchste Gott bescheert, womit er zufrieden seyn kann, und ein liebes Weib."

Solche und ähnliche Sprüche finden sich in der Sammlung, die den Titel "Sprüche des Ali" führt. Einige der gelehrtesten Kenner des arabischen Alterthums sind der Meinung, daß nicht alle Sprüche dieser Sammlung von Ali herrühren, sondern daß manche einer frühern Zeit angehören, und daß Ali sie nur zusammen getragen und mit neuen vermehrt habe. Aber wie wenig durch diese Bemerkung der Werth dieser schätzbaren Sittensprüche herabgesetzt wird, eben so wenig wird dadurch dem Geiste und der Denkart Ali's Eintrag gethan.

XII.

Al-Mohdi

im Gezelt eines Arabers.

Obschon die Abbassiden ein stolzes und prachtvolles Hofceremoniel angenommen hatten, so pflegten doch mehrere derselben an der kühnen und vertraulichen Sprache ihrer Unterthanen Gefallen zu finden. So auch Al-Mohdi, der dritte Chalif aus dem Hause der Abbassiden (reg. von 775 bis 785), ausgezeichnet durch Milde und freundliche Heiterkeit, wie durch ernste Liebe zu den Wissenschaften.

Eines Tages hatte er sich auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, von seinem Gefolge verloren. In der Irre umherschweifend und von Hunger und Durst gequält, fand er endlich das Gezelt eines Arabers. Er ging hinein und bat um einige Erfrischungen, ohne doch seinen Namen und Stand zu entdecken. Von jeher war Gastfreundschaft eine Nationaltugend der Araber; und so nahm auch dieser Araber den Fremdling, den er nicht kannte, liebreich auf, und trug ihm ein Stück schwarzes Brod und einen Napf mit Milch herbey. Der Chalif, an kostbare Speisen gewöhnt, fragte, ob er nichts Besseres bekommen könnte? und

und willig brachte der Araber einen Krug vortrefflichen Weins zum Vorschein. Der Genuß des Weins ist von Muhamed verboten; aber schon damals setzten sich viele Muselmänner über die Forderungen des Korans hinweg. Auch Al-Mohdi trank von dem dargereichten Wein, und aufgeheitert fragte er seinen Wirth: "Weißt du wohl, wer ich bin?" Dieser versicherte, ihn nicht zu kennen. — "So muß ich dir sagen," fuhr Al-Mohdi fort, "daß ich eine Stelle am Hofe des Chalifen bekleide." Er trank darauf, wiederhohlte dann dieselbe Frage und bekam dieselbe Antwort. "Nun so wisse," sagte er jetzt zum Araber, "daß ich ein sehr angesehener Herr beym Chalifen bin." Er trank von neuem, wurde immer aufgeräumter, und fragte seinen Wirth zum dritten Male, ob er ihn kenne? Ueber die dreymalige Wiederhohlung derselben Frage unwillig, erwiederte der Araber, sein Gast könne sich auf die Antwort, die er ihm einmal gegeben, sicher verlassen. Aber Al-Mohdi rief ihm freundlich zu: "Wisse, guter Freund, ich bin der Chalif selbst, vor dem sich alle Welt demüthigt!" — Bey diesen Worten griff der Araber schnell nach dem Weinkrug, um ihn hinweg zu tragen. Befremdet sah ihn Al-Mohdi an, und fragte, warum er dieß thun wolle? "Darum," erwiederte sein Wirth, "weil ich befürchten muß, ihr möchtet beym vierten Trunk mir sagen, ihr wäret

der

der große Prophet, und beym fünften, ihr wäret der allmächtige Gott." Diese naive Aeußerung gefiel dem Chalifen; er konnte sich des Lachens nicht enthalten *). Als er hierauf zu seinem Gefolge zurückgekommen war, befahl er dem armen Mann, der ihn so liebreich bewirthet und so heiter geantwortet hatte, einen Beutel mit Gold und ein feines Kleid zu überreichen. Im Uebermaße seiner Freude ging dieser nun zum Chalifen und sagte: "Ich werde euch künftig immer für das halten, was ihr zu seyn verlangt; auch wenn ihr euch noch drey- und viermal größer machen solltet."

XIII.

Züge aus dem Leben des Chalifen Harun Al-Raschid.

Die Regierung des hochgepriesenen Chalifen Harun Al-Raschid ist reich an Zügen, die das Lob rechtfertigen, das ihr gezollt wird.

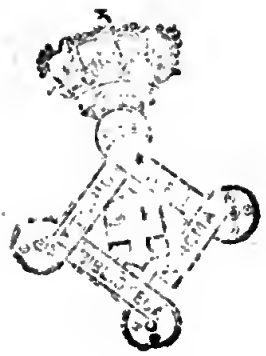
Sein Hof war ein Sammelplatz von Gelehrten mancherley Art, denen er, ohne Unterschied der Religion, Achtung und Unterstützung angedeihen

*) Diese Scene, die Herbelot aufbewahrt hat, stellt das Kupfer Taf. XIX. dar.

B. II. T. XIX.

Schubert del. Stoelzel jun. sc. 1813

Al-Mohdi im Zelte eines Arabers.



hen ließ. Auf allen seinen Reisen mußten ihn Gelehrte begleiten. Die Dichtkunst liebte er ungemein, und noch kurz vor seinem Tode sah man ihn durch das Lesen eines Gedichts, in welchem die Nichtigkeit menschlicher Größe dargestellt war, bis zu Thränen gerührt. Schon Herr des mächtigsten Reichs schämte er sich nicht Unterricht in der Beredsamkeit zu nehmen: er bedurfte derselben zu den öffentlichen Vorträgen über den Koran, die er als Chalif halten mußte. Er wählte daher den gelehrten Al-Amasi, der die Gabe eines reinen und schönen Vortrags, aber wenig Weltklugheit besaß, zu seinem Lehrer; jedoch verlangte er von ihm, er sollte öffentlich nicht allzudienstfertig, zu Hause nicht allzukühn seyn, und überhaupt seine Erinnerungen nicht eher anbringen, als bis er darum befragt würde.

Zum Lehrer seiner Söhne ernannte er den gelehrten und freymüthigen Malec. Allein dieser war mit Unterweisung der jungen Araber in der Moschee viel zu sehr beschäftigt, als daß er in den Pallast des Chalifen kommen konnte. Er suchte daher das angetragene Lehramt abzulehnen, oder den Chalifen zu bewegen, seine Söhne gleichfalls zu ihm in die Moschee zu schicken. Freymüthig sprach er: "Herr, der Wissenschaft muß aufgewartet werden, und man muß sie nicht nöthigen, andern

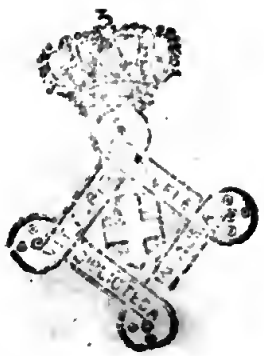
dern aufzuwarten." Harun Al-Raschid, weit entfernt durch diese Antwort beleidigt zu werden, befahl seinen Söhnen in die Moschee zu gehen, und daselbst, gleich andern Arabern, Malecs Unterricht zu benutzen.

Doch nicht bloß durch seltene Liebe für Künste und Wissenschaften zeichnete sich Harun Al-Raschid aus; er verdiente auch den Ruhm der Gerechtigkeit, Leutseligkeit und Großmuth.

Die guten Ermahnungen, die der erste Chalife Abu-Becr seinen gegen Syrien ausziehenden Heeren gegeben hatte, "Saatfelder und Fruchtbäume zu schonen, und nicht mehr Vieh, als zur Unterhaltung der Armee hinreichend wäre, zu tödten," wurden nicht immer von den Arabern befolgt. Auch zu Haruns Zeiten war dieß der Fall. Einst trat eine Frau niedrigen Standes zu ihm, und beschwerte sich, daß seine Soldaten auf einem Feldzuge ihren Feldern großen Schaden zugefügt hätten. Der Chalif, der auf die Klagen aller seiner Unterthanen, auch der niedrigsten hörte, suchte sie zu beruhigen und fragte sie, ob sie sich nicht der Stelle im Koran erinnere, wo gesagt werde, "wenn die Heere großer Fürsten ausziehen, müssen die Unterthanen leiden, durch deren Felder sie gehen?" — "Ja, Herr," erwiederte die bedrängte Frau, "aber wie-

Schubert del. Mono Haas sc.

Harun Al-Raschid.



wiederum stehet auch im Koran geschrieben, die Wohnung der Fürsten soll wüste werden, welche Ungerechtigkeiten gut heißen." Diese treffende Antwort rührte den Chalifen. Auf der Stelle befahl er, daß man der Klägerin allen erlittenen Verlust ersetzen sollte*).

Nicht minder leutselig zeigte sich Harun Al-Raschid auch bey folgender Gelegenheit. Einer seiner Söhne Al-Amin verlangte von ihm, er möchte einen Mann hart bestrafen, der von Al-Amins Mutter, Zobeide, Haruns liebster Gemahlin, sehr unanständig gesprochen habe. Harun kannte die wilde Gemüthsart seines Sohnes und suchte sie zu bezähmen. Nachdem er eine Zeitlang geschwiegen hatte, gleich als ob er sich besinne, was für eine Strafe er dem Beklagten anthun wolle, sprach er: "Mein Sohn, ich rathe „dir, diesem Menschen zu vergeben, wie es einem „großmüthigen Prinzen geziemt. Kannst du aber „deine Rachbegier nicht unterdrücken, oder dich „selbst nicht überwinden, so rathe ich dir, daß du „von seiner Mutter eben so viel Böses redest, als „er der deinigen nachgesagt hat." — Schade, daß Ha-

*) Hierauf bezieht sich das Kupfer Taf. XX. Der Künstler stellt hier den großen Chalifen in seiner Residenz Bagdad vor Augen; ihn umgibt sein Gefolge, und vor ihm liegt die Hülfe suchende Frau.

Harun selbst zu eben dem Fehler hinneigte, den er an seinem Sohn tadelte. Die Ausrottung des Hauses Barmac, das einst seine Erhebung beförderte, dann aber durch allzugroße Macht seine Eifersucht gereizt hatte, ist, so weit wir sie kennen, ein Beweis, daß auch er den Eingebungen einer wild aufbrausenden Hitze zuweilen unterlag. Um so viel leichter ist es, Andre, als sich selbst zu regieren!

XIV.

Pelagius,

der Stifter der neuen spanischen Monarchie.

Groß und achtungswerth ist der zu nennen, der, wo Tausende verzweifeln, Muth und Besonnenheit bewahrt. Er ist das Lichtgestirn, das in stürmischer Nacht durch dickes Gewölk bricht, und den Verschlagenen vorzeichnet, wohin sie ihre Bahn zu richten haben. An seinem vorleuchtenden Beyspiel erhebt sich das wankende Vertrauen; durch seine Kraft und Entschlossenheit blühet Leben und Freyheit auf, und späte Nachkommen segnen sein Andenken. So groß und achtungswerth, so hülfreich

den

den Seinigen und ſo geſegnet von einer dankbaren Nachwelt erſcheint auch Pelagius in den Erzählungen, die, freylich nicht frey von Vergrößerungen oder Entſtellungen, die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber von ihm überliefert haben.

Durch die Schlacht bey Xeres in Andaluſien (712) war dem alten weſtgothiſchen Reich ein Ende gemacht. Spanien war den Händen der Araber dahin gegeben; eine Stadt und eine Provinz nach der andern fiel in ihre Hände; die Beſiegten geriethen in Unterwürfigkeit; ihre Religion ward unterdrückt, ihre Heiligthümer entweiht.

Nur in Aſturien glimmte noch ein ſchwacher Lebensfunke der alten Selbſtſtändigkeit fort. Zwar waren auch hier mehrere Städte von den Arabern beſetzt; aber die unzugänglichen Gebirge waren von ihnen frey geblieben und ein Sammelplatz geworden der vornehmſten Gothen, die dem Schwerte der Araber entronnen waren, und aller, die die Freyheit der Knechtſchaft vorzogen. Allein wie ſchmerzvoll ſie das Elend ihres Vaterlandes bejammerten, und wie ſehnlich ſie deſſen Rettung wünſchten; ſo fehlte es ihnen doch an feſtem Vertrauen zu ſich ſelbſt und an Vereinigung und Leitung ihrer Kräfte. Glücklicherweiſe gewährte ihnen, was ſie bedurften, Pelagius.

Pela-

Pelagius oder Don Pelayo, ein Sohn des Favila, Herzogs von Cantabrien, königlicher Abkunft, war klug, thätig und tapfer. Außer der allgemeinen Noth seines Vaterlandes trieb ihn, wie erzählt wird, auch die Entehrung seiner Schwester zur Rache gegen die Araber. Er war daher in die Gebirge Asturiens geflohen, und ermunterte die daselbst Versammelten zum ausdauernden Kampfe. "Laßt uns kämpfen," rief er ihnen zu, "für unsern alten Kriegsruhm, für unsre Häuser und Altäre, für unsre Weiber und Kinder. Zeigt den Arabern, daß ihr Männer seyd, entsprossen aus dem hochberühmten Blute der Gothen. Nichts könnt ihr vom Feinde erwarten (er ist treubrüchig!), alles nur von Gott und eurer Tapferkeit. Ich will für eure Rettung sorgen, ewig ein Feind der Araber und derer, die den Kampf mit ihnen verweigern." Durch solche und ähnliche Reden stärkte er den wankenden Muth seiner Landsleute. Sie alle schwuren einmüthig und unter Thränen, keine Gefahr und Anstrengung zu scheuen; aber sie ehrten auch seine Tapferkeit und die Ueberlegenheit seines Geistes. Unter seiner Leitung glaubten sie siegen zu müssen, und sie wählten daher voll freudiger Hoffnung ihn zu ihrem König. So entstand (718) in Asturiens Gebirgen aus den Trümmern des alten ein neu-westgothisches Reich.

Pelagius kannte das Gefährliche seiner Lage, und wußte, wie viel von dem ersten Erfolg abhange. Er wagte daher nicht, den siegreichen Arabern in offenem Felde entgegen zu treten, sondern fing damit an, ihnen überall aufzulauern, sie einzeln zu überfallen, und in die von ihnen besetzten Städte Asturiens einzudringen.

Der damalige Oberstatthalter der Araber, Alahor, hörte von dem unerwarteten Aufstand in Asturien. Da er nun selbst in Frankreich beschäftigt war, — denn schon hatten die Araber angefangen, über die Pyrenäen im südlichen Frankreich vorzudringen — so gab er seinem Untergeneral Alchaman den Auftrag, unverweilt den Pelagius anzugreifen. Alchaman folgte diesem Auftrag. Mit einem sehr zahlreichen Heere rückte er (719) in Asturien ein, da, wo die Gebirge dieses Landes mit denen von Santillana zusammenstoßen. Das Gerücht seiner Ankunft setzte die Vertheidiger des Vaterlands in Schrecken; viele sanken in den vorigen Kleinmuth zurück; aber die Besonnenheit und Heldenkraft ihres Königs blieb sich gleich.

Sorgfältig beobachtete Pelagius alle Bewegungen der Feinde, und weislich wählte er aus den Haufen seiner Unterthanen tausend der Bewährtesten heraus. Mit ihnen ließ er sich auf den steilen

steilen Felsenklippen von Covadonga nieder, und besetzte daselbst eine sehr geräumige Höhle des Berges Ausena, die heutiges Tages von einem daselbst erbauten Kloster die Höhle von Santa Maria de Covadonga heißt. Hierhin schaffte er Waffen aller Art und Lebensmittel für viele Tage; auch ließ er mehrere Ausgänge aufreißen: alles dieß, um eine Belagerung aushalten und zugleich auch Ausfälle thun zu können.

Alchaman rückte heran, aber gefährlich schien es ihm, in dieser Enge mit einem verzweifelnden Feinde zu kämpfen. Er schickte daher den Bischof von Sevilla, Oppas, zum Pelagius, um ihn zu überreden, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. Oppas, der zu derjenigen Parthey gehörte, welche die Araber nach Spanien gerufen hatte, näherte sich auf einem Maulthier der Höhle, und suchte durch Drohungen und Versprechungen den Pelagius zu gewinnen. Allein Pelagius überhäufte den verrätherischen Bischof mit Vorwürfen und erklärte, daß er fest entschlossen sey, für das Vaterland zu leben und zu sterben.

Als Alchaman diese Antwort vernommen hatte, schickte er sogleich einen Theil seiner Truppen ab, um die Höhle einzunehmen und den Pelagius todt oder lebendig zu überliefern. Doch

der

der Himmel, der nie die verläßt, die ſich ſelbſt nicht verlaſſen, nahm ſich, wie erzählt wird, der Bedrängten an. Die Araber ſchleuderten einen Hagel von Pfeilen, Wurfſpießen und Steinen auf die Höhle; aber durch ein Wunder der Allmacht ſprangen ihre Geſchoſſe und Steine auf ſie ſelbſt zurück. Ein großer Theil von ihnen wird dadurch verwundet; die Chriſten aber fühlen ſich unter dem Schutze der Gottheit. Mit der Hoffnung des Sieges wächſt ihr Muth. Den Löwen gleich brechen ſie aus ihrer Höhle hervor, und richten unter den Ungläubigen ein furchtbares Blutbad an. Schrecken ergreift die Feinde; ſie fliehen von den Gebirgen herab in das Thal der Deva; aber hier bringt ein neues Wunder neues Schrecken und Verderben über ſie. Ein Theil des Berges, der an das Ufer der Deva ſtieß, ſtürzte um, und verſchüttete durch ſein Fallen eine große Menge Araber. Nur wenige von den vielen Tauſenden, die Alchaman herbey geführt hatte, überlebten dieſe Niederlage; Alchaman ſelbſt kam in der Schlacht um; Oppas gerieth in Gefangenſchaft und ward wahrſcheinlich getödtet.

Die nächſte Folge dieſes Sieges (719) war die Einnahme von Gijon. Dieſe Stadt, an der Küſte Aſturiens gelegen, war dem Pelagius ſehr wichtig: im Fall der Noth ſicherte ſie ihm einen

Rück-

Rückzug zur See. Er wählte sie daher zu seinem Regierungssitze. Eine große Zahl der Landeseingebornen, durch den Ruf seines Sieges herbeygelockt, strömte ihm zu, und er sorgte in seinem aufblühenden Reiche für Ordnung und Bewahrung des Christenthums. Die Araber aber durch jene Niederlage erschreckt, durch Uneinigkeiten getheilt, und auch in Gallien geschlagen, wagten oder vermochten nicht, aufs neue ihn anzugreifen. Erst späterhin ums Jahr 734 oder 735 sollen sie von Galizien aus in Asturien eingedrungen seyn und den Pelagius in die äußerste Bedrängniß gebracht haben. Doch ist diese Angabe dunkel und schwankend, und gewiß ist es, daß Pelagius im Besitz seiner Herrschaft als König von Gijon starb.

Sein Tod erfolgte im Jahr 737, und er wurde zu Cangas de Onis in der Kirche Santa Eulalia, die er selbst erbaut hatte, begraben. Sein Sohn Favila folgte ihm in der Regierung. Langsam aber sicher schritt die Befreyung Spaniens, die er begründet hatte, vorwärts; und wie Asturien als das Rettungsland noch heutiges Tages Auszeichnungen genießt, so wird auch Pelagius noch jetzt als der Stifter der neuen spanischen Monarchie verehrt.

XV.

XV.

Die Bekehrung Chlodwigs.

Nicht minder wichtig, als die Bekehrung Constantins des Großen *), ist die Bekehrung des fränkischen Königs Chlodwig. Denn wie das Christenthum durch jene zur herrschenden Religion im römischen Reiche erhoben wurde, so wurde es durch diese die Religion der Franken und andrer deutschen Völker; und wie durch jene die kirchlichen Einrichtungen überhaupt Festigkeit erhielten, so wurde durch diese die katholische Kirche insbesondere befestiget und erhoben. Aber nie wurden in den Zeiten des Aberglaubens wichtige Begebenheiten ohne Beymischung wunderbarer Ereignisse und himmlischer Erscheinungen aufgeführt; und so finden wir diese eben sowohl in der Bekehrungsgeschichte Constantins, als in demjenigen, was von Chlodwigs Taufe erzählt wird.

Als Chlodwig zur Regierung gelangte, war er samt seinen Franken dem Heidenthume zugethan; doch fehlte es ihm nicht an Bekanntschaft mit dem Christenthume. In den Ländern, die er inne hatte, lebten sehr viele Christen unter einer gehö-

*) S. histor. Bilderſaal, Th. I. S. 240 ff.

gehörig eingerichteten Kirchenverfassung; Gallien und das römische Germanien war voll von Bischöfen, und Chlodwig gewährte aus Staatsklugheit den Christen freye Religionsübung, und ihren Lehrern Achtung. Aber das Hauptbeförderungsmittel seiner Bekehrung war seine Vermählung mit Chlotilden. Diese, eine burgundische Prinzessin, im Bekenntniß des katholischen Glaubens erzogen, klug und entschlossen, suchte mit regem Eifer ihren Gemahl der katholischen Kirche zuzuführen. Sie stellte ihm vor, daß seine Götter von Holz und Stein weder sich noch andern helfen könnten, und daß er daher den lebendigen Gott verehren sollte, der Himmel und Erde erschaffen habe. Aber diese Vorstellungen machten noch wenig Eindruck auf ihren Gemahl, und obgleich er zugab, daß schon die ersten Kinder, die ihm Chlotilde gebahr, getauft wurden, so blieb er doch seinen Göttern zugethan. Erst ein außerordentlicher Vorfall wendete ihn denselben ab, und krönte Chlotildens Eifer mit dem gewünschten Erfolg.

Im Jahr 496 bekriegte Chlodwig die Allemannen. Bey Zülpich unweit Cöln kam es zur Schlacht. Die Allemannen kämpften voll hohen Muthes; viele der Franken wurden niedergehauen, die andern wichen, und Chlodwig samt seinem

Heere

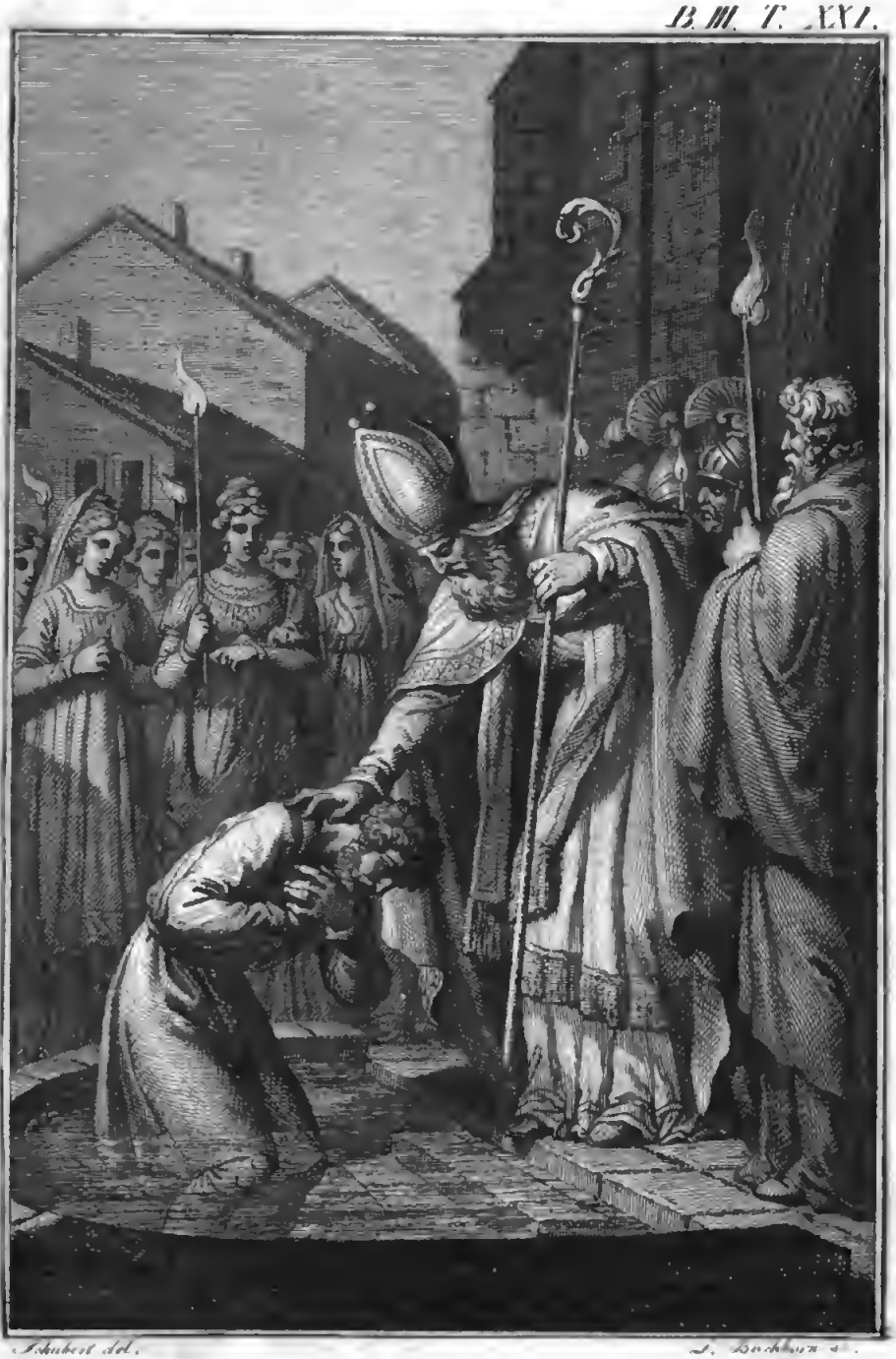
Heere wurde mit einer gänzlichen Niederlage bedroht. In dieser Noth erhob er sein Auge gen Himmel und gelobte ein Christ zu werden, wenn ihm Jesus den Sieg verleihen würde. "Ich habe," sprach er unter andern, "meine Götter angerufen; aber „sie sind, wie ich jetzt erfahre, entfernt mir beyzustehen. Ich glaube, daß es ihnen an Macht „fehlt, weil sie ihren Dienern nicht helfen. Jetzt „rufe ich dich an, Jesu Christe, den Chlotilde als „den Sohn des lebendigen Gottes preiset. Dir „wünsch' ich zu glauben, nur damit ich von meinen Feinden befreyt werde." — Kaum hatte er dieses Gelübde eines eigennützigen Glaubens ausgesprochen, so war es um die Vortheile der Allemannen geschehen. Ihr König, der sich zu tief unter die Feinde gewagt hatte, wurde erschlagen; sie alle geriethen dadurch in Bestürzung; sie flohen, und die Franken erhielten den vollständigsten Sieg.

Als nun Chlodwig nach Rheims zurückgekehrt war, erzählte er seiner Gemahlin, was er gelobt und wie er gesiegt habe. Hoch erfreut ließ Chlotilde sogleich den Bischof von Rheims, Rhemigius, zu sich kommen, und ersuchte ihn, das angefangene Werk zu vollenden. Der Bischof eilte herbey, pries den lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, und suchte mit dem

Glauben an ihn das Herz seines Königs zu erfüllen. "Gern," sprach Chlodwig, "gern höre ich „dich, heiliger Vater; aber ich fürchte, daß mein „Volk seinen Göttern nicht entsagen wird." Doch diese Furcht war eitel. Als er mit den Franken darüber sprechen wollte, riefen sie ihm zuvorkommend zu: "Wir entsagen den sterblichen Göttern, „frommer König! und sind bereit dem Gott zu folgen, den Rhemigius als den unsterblichen preiset!"

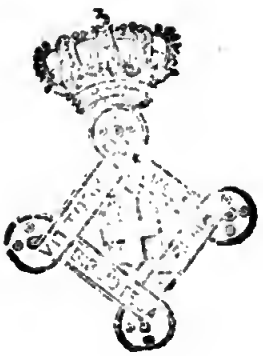
Hierauf veranstaltete Rhemigius die heilige Taufe. Er wartete nicht auf Ostern oder Pfingsten, an welchen Festen damals getauft wurde, sondern bestimmte das nahe Weihnachtsfest zur Vollziehung dieser wichtigen Handlung. Alles, was der christliche Gottesdienst Erbauliches und Glänzendes hat, wurde dazu benutzt. Die Kathedrale zu Rheims wurde mit weißen und gemahlten Vorhängen ausgeschmückt, mit wohlriechenden Salben erfüllt, mit brennenden Wachskerzen erleuchtet. Unter Vortragung des Kreuzes und unter frommen Gesängen, umgeben von einem großen Gefolge, wurde Chlodwig von dem Bischof in die Kirche geführt. Erstaunt über ihre Pracht fragte er: "Mein Vater, ist das das Reich Christi, welches ihr mir versprochen habt?" — "Nein," war die Antwort des Bischofs, "aber es ist der Weg, der

zu



Schubert del. L. Buchhorn sc.

Die Taufe Chlodwigs.



zu demſelben führt." Die Leidensgeſchichte Jeſu ward vorgeleſen. Ergriffen von dem Rührenden derſelben und von ſeiner leicht auflodernden Hitze, rief Chlodwig: "Wäre ich nur mit meinen Fran„ken dort geweſen, wie hätte ich ihn rächen wol„len!"

Damals beſtand die Sitte, daß die, ſo die Taufe empfingen, ins Waſſer eingetaucht und dann mit heiligem Oele (Chrisma) geſalbt wurden. Das Taufbecken aber befand ſich nicht nach unſrer Weiſe in der Kirche, ſondern war außerhalb derſelben in die Erde eingemauert. So war es auch bey Chlodwigs Taufe. Nach den Vorbereitungen in der Kirche trat er in das Taufbecken vor derſelben. Hier bekennte er ſich zu dem katholiſchen Glauben, worauf er von dem Biſchof im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes dreymal eingetaucht, und mittelſt des heiligen Oels mit dem Kreuze bezeichnet wurde *). Nach ihm wurde ſeine Schweſter Audofleda auf dieſelbe Art getauft; Lanthildis aber, ſeine zweyte Schweſter, vorher ſchon eine Chriſtin, aber dem Arianismus zugethan, und nun dem katholiſchen

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXI. Hier erſcheint Chlodwig in dem Taufwaſſer ſtehend. Auf der einen Seite ſteht ſeine Gemahlin mit ſeinen Schweſtern, auf der andern Seite ſieht man außer den Prieſtern einige fränkiſche Krieger.

schen Lehrbegriff beytretend, wurde bloß mit dem heiligen Oele gesalbt. Noch ließen sich an demselben Tage dreytausend von Chlodwigs Heere taufen, und bald darauf alle salischen Franken. Die übrigen fränkischen Stämme, die an der Maas, der Schelde und dem Rhein wohnten, traten erst späterhin dem Christenthume bey.

Ungemein groß war die Freude der katholischen Bischöfe über diese Bekehrung Chlodwigs. Unter so vielen deutschen Königen, die damals noch Arianer waren, war Chlodwig der erste, der dem katholischen Lehrbegriff beytrat. Er ward daher, wie es heißt, "der erstgeborne Sohn der Kirche", "der allerchristlichste König" genannt. Aber auch der Himmel soll seine Freude an dieser Begebenheit zu erkennen gegeben haben. Als Chlodwig getauft wurde — erzählt Hincmar, einer von den Nachfolgern des heiligen Rhemigius, aber erst dreyhundert Jahre nach dieser Begebenheit — fehlte es auf Gottes Veranstaltung an Salböl (Chrisma). Ein Geistlicher wollte selbiges herbeytragen, aber wegen der ungeheuern Volksmenge konnte er nicht bis zum Bischof gelangen. In dieser Verlegenheit wendete sich Rhemigius mit seinem Gebet und seinen Thränen zum Himmel, und auf einmal brachte eine schneeweiße Taube in ihrem Schnabel eine kleine Flasche mit himmlischem

schem Oele. Ein lieblicher Duft verbreitete sich über alle Anwesende. Der Bischof ergriff das Fläschchen; die Taube aber flog schnell zum Himmel zurück, und der König ward mit dem heiligen Oele, das sie gebracht hatte, gesalbt.

Diese Dichtung — denn welcher Vorurtheilsfreye möchte diese Erzählung für etwas anders als Dichtung halten? — diente späterhin zur Verherrlichung des heiligen Salbölfläschchens (Sainte Ampoule), das seit 1197 bey jeder Krönung französischer Könige gebraucht, und bis zum Jahre 1794, wo es in den Stürmen der Revolution unterging, zu Rheims aufbewahrt wurde. Man behauptete nämlich, daß dieses Fläschchen mit dem darinn befindlichen Oele, welches nie abnehme und nur der Auffrischung bedürfe, eben dasselbe sey, das bey Chlodwigs Taufe vom Himmel herabgekommen sey. Eben so suchte man auch Frankreichs Lilienwappen und purpurne Reichsfahne (l'oriflamme) dadurch zu verherrlichen, daß man vorgab, schon Chlodwig habe jenes Wappen und diese Fahne vom Himmel empfangen. Denn wie einzelne Menschen dadurch an Werth und Wichtigkeit zu gewinnen wähnen, daß sie ihren Stammbaum bis in uralte Zeiten zurückführen: so meinen auch ganze Völker ihren Eigenthümlichkeiten das Gepräge des Herrlichen und Ehrwürdigen aufzudrücken, wenn

sie

ſie ſolche aus uralten Zeiten und von wundervollen Ereigniſſen ableiten.

Indeſſen gewann Chlodwig durch ſeine Bekehrung zur katholiſchen Kirche faſt eben ſo viel, als die katholiſche Kirche ſelbſt. Denn dadurch befeſtigte er ſich in der Liebe ſeiner neuen Unterthanen und verband ſie aufs innigſte mit ſeinen Franken; dadurch bahnte er ſich ferner den Weg zu neuen Eroberungen, und dadurch gewann er endlich den Schutz der Kirche, die wiederum ihn als ihren Schutzherrn ehrte.

Aber ſo wenig als Conſtantin der Große, ſo wenig wurde auch Chlodwig durch ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum wahrhaft gebeſſert; ja man kann auch von ihm behaupten, daß er gerade die ſchlimmſten ſeiner Handlungen erſt nach ſeiner Taufe verübte. Und wie vermochte auch ſein Uebertritt zum Chriſtenthum eine heilſame Sinnesänderung in ihm hervorzubringen? Das Nachſprechen eines kurzen Glaubensbekenntniſſes und die Beobachtung gewiſſer vorgeſchriebenen Gebräuche war alles, was von ihm gefordert wurde. Wie konnte er alſo in den Geiſt der Lehre Jeſu eindringen? oder wie konnte er in ihr den Leitſtern, das Glück und den Troſt ſeines Lebens finden? Den Gott der Chriſten hielt er den alten Göttern ſeines Volkes gleich, aber mächtiger und hülfreicher als dieſe,

und

und er baute auf den Schutz der Heiligen, wie sonst auf den Schutz der Untergötter. Als Beweis hiervon läßt sich Folgendes anführen.

Als er in den schwierigen Krieg gegen die Westgothen zog (507), suchte er sich Gott und seine Heiligen zu Freunden zu machen. Er gelobte daher eine Kirche auf der Stelle zu bauen, auf welcher seine Streitart (Francisca) niederfallen würde. Er schleuderte sie mit gewaltigem Arm von sich, und wo sie niedergefallen war, erbauete er nachher die Kirche der Apostel zu Paris, die späterhin der heiligen Genoveva geweiht wurde. Als er dann auf eben diesem Feldzuge nach Tours gekommen war, wendete er sich an den heiligen Martin, einst Bischof zu Tours, an dessen Grabe Wunder geschahen, und weihete ihm nebst vielen andern Geschenken sein liebstes Streitroß. Nach glücklich beendigtem Feldzuge kam er nach Tours zurück, und wollte daselbst dieses Streitroß auslösen. Er bot dafür hundert Goldstücke; aber das Pferd bewegte sich nicht von der Stelle. Es sey, wurde ihm gemeldet, dem heiligen Martin dafür nicht feil; der König solle noch hundert Goldstücke zulegen. Chlodwig that dieß, und sogleich ging das Pferd mit ihm fort. Da rief er lachend aus: "Wahrhaftig, der heilige Martin ist gut in der Noth, aber auch theuer im Handel!"

XVI.

XVI.

Fredegunde und Brunehild.

Um die Abscheulichkeiten, mit denen die Geschichte der Merovinger erfüllt ist, an einem Beyspiele anschaulich zu machen, so mögen die Erzählungen von Fredegunde und Brunehild, wie viel Schreckliches sie auch in sich fassen, hier eine Stelle finden.

Chlotar I, der das fränkische Reich, das nach Chlodwigs, seines Vaters, Tode getheilt worden war, zuerst wieder vereinigte (558), hinterließ vier Söhne (561), die dasselbe Reich wiederum theilten. Zwey von diesen, Chilperich, dem das Gebiet von Soissons zugefallen war, und Sigbert, der Austrasien erhalten hatte, geriethen bald mit einander in Krieg, den Ländersucht veranlaßte, und Fredegundens und Brunehildens gegenseitiger Haß in zerstörenden Flammen erhielt.

Brunehild, aus Spanien gebürtig, die Tochter des westgothischen Königs Athanagild, war Sigberts Gemahlin. Mit Freuden hatten die Austrasier sie als Königin empfangen (566), denn die Natur hatte ihr große Gaben verliehen. Sie war, wie Gregor von Tours meldet, wohlgestaltet, schön

schön von Ansehn, verständig, beredt, angenehm im Umgang, sittsam in ihrem Betragen. Ihre Fehler waren damals noch unbekannt. Aber bald zeigte sich's, daß eben diese reichbegabte Frau überaus herrschsüchtig und rachgierig war, daß sie Menschenleben und Staatenglück ihren Leidenschaften aufopfern konnte, und daß sie Unheil statt Segen über das Reich der Franken brachte.

Ihr entgegen stand Fredegunde, die Gemahlin Chilperichs, wahrscheinlich von niedriger Herkunft, aber eben so herrschsüchtig und rachsüchtig als Brunehild, und vielleicht noch boshafter und heimtückischer als diese.

Beyde Frauen konnten nicht in Eintracht leben. Schon ihre Leidenschaften mußten sie gegen einander erbittern; aber es fehlte hierzu auch nicht an besondern Veranlassungen.

Chilperich hatte seine erste Gemahlin, Audovera, die ihm drey Söhne gebohren hatte, verstoßen, und späterhin (567) die ältere Schwester Brunehildens, Gailesuinth oder Galsuinth, zur Ehe genommen. Er hatte bey dieser Heyrath versprochen, allen frühern Verbindungen zu entsagen; aber bald umstrickte ihn Fredegunde, die er schon früher gekannt und geliebt hatte, mit neuem

Liebes-

Liebeszauber, und Gailesuinth, die gegen diese Liebe eiferte und in ihre Heimath zurück verlangte, wurde ein Opfer der Wollust und Bosheit. Eines Morgens ward sie unvermuthet in ihrem Bette ermordet gefunden, und wenige Tage nachher heyrathete Chilperich die schreckliche Fredegunde.

Die Unterthanen Chilperichs fühlten das Schändliche dieses Verfahrens; aber vor allen ward Brunehild durch die Ermordung ihrer Schwester und durch die Erhebung ihrer Gegnerin zum Haß und zur Rache getrieben. Sie lag ihrem Gemahl an, Gailesuinthens Tod zu rächen, Fredegunden zu stürzen, und nicht eher zu ruhen, als bis er seinem Bruder Chilperich Reich und Leben entrissen hätte. Andrerseits trieb auch Fredegunde, um sich in der neuerhaltenen Würde zu behaupten, den König Chilperich, ihren Gemahl, zu den Waffen. Die Vergrößerungssucht beyder Könige kam den Leidenschaften ihrer Frauen entgegen, und so erhoben oder erhielten sich schreckliche Familienkriege; Schandthaten auf Schandthaten wurden gehäuft.

Sigbert war nahe daran (574), Brunehildens Wünsche völlig zu erfüllen. Er trieb seinen Bruder Chilperich aus dem Felde, schlug und tödtete dessen Sohn Theodebert, und besetzte außer andern

andern Städten auch Paris, wohin ihm Brunehild mit ihren Töchtern und ihrem Sohne Childebert folgte. Schon ließ er Dornyk, Chilperichs und Fredegundens Zufluchtsort, belagern; und schon wurde er von Chilperichs Unterthanen zu Vitri auf einen Schild erhoben, und zum König von Neustrien ausgerufen, als plötzlich mit seinem Leben alle Früchte so vieler Anstrengungen dahin schwanden. Fredegunde gewann zwey Meuchelmörder. Diese überfielen den König Sigbert im Lager von Vitri und durchbohrten ihn mit vergifteten Dolchen, daß er sogleich seinen Geist aufgab (575).

Auf einmal änderte sich die Lage der Dinge. Chilperich schwang sich wieder auf den Thron, und Brunehild fiel in seine Hände. Nur Childebert ihr Sohn, damals ungefähr fünf Jahr alt, ward durch einen Getreuen seines Hauses gerettet, und heimlich nach Metz gebracht, wo ihn die Austrasier auf den Thron seines Vaters erhoben (576).

Ein hartes Schicksal drohete Brunehilden. Sie ward von Paris nach Rouen verwiesen, und daselbst in Gewahrsam gehalten; aber es gelang ihr, sich zu befreyen. Meroveus, Chilperichs Sohn erster Ehe, ward von ihren Reizen gefesselt, und

voll

voll Liebe zu ihr, und voll Haß gegen seine Stiefmutter, ließ er sich heimlich mit ihr trauen. Doch sein Vater und Fredegunde hören dieß, und gerathen in Angst. Chilperich eilt daher nach Rouen, um die Neuvermählten zu trennen. Er findet sie in der Kirche des heiligen Martin, einer geheiligten Freystätte, und sucht sie herauszulocken. Vergebens! Nun leistet er einen feyerlichen Eid, daß er ihre Ehe nicht trennen wolle. Im Vertrauen hierauf treten sie aus der Kirche hervor. Er küßt sie, und läßt sie an seiner Tafel speisen; aber gleich darauf werden sie getrennt. Meroveus muß mit ihm ziehen, und wird nach mancherley Abentheuern auf Anstiften Fredegundens durch Meuchelmörder getödtet; Brunehild aber, anfangs in Rouen streng bewacht, gelangt auf Bitten der Austrasier nach Metz.

Hier regierte ihr noch unmündiger Sohn, Childebert, geschützt durch die Freundschaft seines Oheims, Gunthram. Dieser, König von Burgund, friedliebend und kinderlos, nahm Childeberten an Kindesstatt an, und bestimmte ihn zum Erben seiner Länder. Gar bald aber verschaffte sich Brunehild die Vormundschaft über ihren Sohn, und wußte sie zu behaupten. Als die Großen Austrasiens ihretwegen in Streit geriethen, und schlagfertig einander gegenüber standen, ergriff sie Schild

und

und Schwert, bestieg ein Roß, und sprengte mitten unter die Erbitterten, um sie vom blutigen Kampf abzuhalten. Einer ihrer Gegner rief ihr zu: "Fort von uns, Weib! Laß dir es genug seyn, „unter deinem Gemahl geherrscht zu haben. Jetzt „ist dein Sohn König, und seine Erhaltung ist „unsre, nicht deine Sache. Fort von uns, daß „nicht die Hufen unserer Pferde dich zertreten." Gleichwohl wußte die schlaue Brunehild die Streitenden zu trennen, und sich im Besitz wichtigen Einflusses zu erhalten.

Inzwischen war auch Fredegunde den verderblichen Eingebungen ihrer Herrschsucht und Grausamkeit gefolgt. Während ihr Gemahl Chilperich bald mit Childebert bald mit Gunthram um kleinlichen Ländererwerb Krieg führte, versuchte sie die Söhne desselben erster Ehe zu unterdrücken, um dadurch ihren eignen Söhnen die Thronfolge zu verschaffen. Aber ihre drey Söhne starben kurz hinter einander an einer ansteckenden Krankheit. Dieß Unglück veranlaßte sie zu neuen Grausamkeiten. Sie gab vor, daß Zauberey den Tod ihrer Kinder herbeygeführt hätte, und ließ mehrere, denen sie gram war, schrecklich hinrichten; unter andern auch den noch einzigen Sohn ihres Gemahls erster Ehe, und dessen Mutter, die längst verstoßene Audovera.

Einige

Einige Jahre darauf (584) wurde Chilperich, als er in der Abenddämmerung von der Jagd nach Hause kam, beym Absteigen vom Pferde erstochen. Fredegunden traf der Vorwurf, den Meuchelmörder gedungen zu haben, — sie habe, hieß es, die Strafe ehelicher Untreue von sich abwenden wollen, — und es kostete ihr Mühe sich zu behaupten. Alle ihre Hoffnung beruhete auf ihren einzigen Sohn, Namens Chlotar; aber dieser war erst vier Monate vorher geboren, und an der Rechtmäßigkeit seiner Abstammung wurde gezweifelt. Sie entbot daher ihren Schwager, den König Gunthram zu sich, um durch ihn sich und ihren Sohn zu schützen. Gunthram erschien; aber Childebert forderte ihn auf, Fredegunden auszuliefern. "Gieb," schrieb er ihm, "gieb die Mörderin heraus, die „meine Mutter Schwester, meinen Vater, meinen „Oheim und meine Vettern getödtet hat." Doch Gunthram nahm sie in Schutz, und so gelang es ihr, ihren unmündigen Sohn auf den Thron zu bringen und unter dessen Namen zu regieren.

Aber ihre Regierung war mit Krieg, Mord und Grausamkeiten bezeichnet. Wer ihr zuwider war, den suchte sie umzubringen. Selbst mit ihrer Tochter Rigunthis lebte sie in stetem Unfrieden. Beyde hatten Ursache genug, einander Schandthaten vorzuwerfen; aber bey Vorwürfen blieb

blieb es nicht: von Schimpfreden kam es mitunter zu Schlägen. Dadurch noch mehr erbittert, trachtete Fredegunde der eignen Tochter nach dem Leben. Eines Tages sagte sie zu ihr mit ungewöhnlicher Milde: "Liebe Tochter, was wollen wir „länger hadern! Siehe hier deines Vaters Hinterlassenschaft, die ich in Verwahrung habe. Nimm „sie, und gebrauche sie, wie du willst." Riguntis fand diesen Vorschlag sehr annehmbar, und beyde gingen mit einander in das Zimmer, wo eine Truhe mit kostbaren Armbändern und anderm Geschmeide stand. Fredegunde schloß sie auf, hohlte eine Kostbarkeit um die andere hervor, und überreichte sie der daneben stehenden Tochter. Endlich sprach sie: "Ich bin des Suchens müde, greif „du selbst in die Truhe, und nimm heraus, was „du findest." Das gefiel der Tochter; sie bückte sich über die Truhe; aber in dem Augenblick schlug die Mutter den Deckel nieder, und preßte Hals und Genick ihrer Tochter zusammen. Riguntis suchte sich loszumachen; aber die Mutter drückte den Deckel mit solcher Gewalt nieder, daß der Tochter die Augen aus dem Kopfe zu springen droheten. Glücklicher Weise war eine Magd in der Nähe. Diese sah den empörenden Anblick, und schrie um Hülfe. Da sprangen die Bedienten, die vor der Thüre waren, herbey, und retteten das Mädchen aus den Klauen der barbarischen Mutter. Uebri-

gens blieb dieß abscheuliche Beginnen ohne weitere Folgen.

Während aber Fredegunde so in ihrem eignen Hause wüthete, vergaß sie ihrer auswärtigen Feinde nicht. Fortdauernd voll Haß und Furcht gegen Brunehild und deren Sohn, suchte sie beyde aus dem Wege zu räumen, und mehr als einmal schickte sie deshalb Meuchelmörder gegen sie ab. Doch vergebens; ihr Vorhaben wurde entdeckt und vereitelt.

Indessen fand auch Childebert einen frühzeitigen Tod. Er starb sechs und zwanzig Jahre alt (596), und seine unmündigen Söhne Theodebert und Theoderich, von denen jener Austrasien, dieser Burgund erhielt, das Gunthram dem König Childebert vermacht hatte, kamen unter die Vormundschaft ihrer Großmutter Brunehild. Fredegunde benutzte die Bestürzung, in welche Austrasien und Burgund durch Childeberts Tod versetzt worden waren. Ohne Kriegserklärung bemächtigte sie sich der Stadt Paris und anderer Städte. Als dann die Austrasier, die sich dessen nicht versehen hatten, ins Feld gerückt waren, wurden sie von Fredegundens Sohn, Chlotar, nicht weit von der Seine geschlagen. Doch Fredegunde überlebte die Freude über diesen Sieg nicht lange.

lange. Sie starb noch im Jahr 598 eines natürlichen Todes, und man kann es als einen Beweis allgemein verbreiteter Verderbtheit ansehen, daß die Abscheulichkeiten, die sie verübt hatte, mit Gleichgültigkeit ertragen wurden.

Brunehild war nun von einer schrecklichen Nebenbuhlerin befreyt; aber ihre wilden Leidenschaften erhielten sie in einem Leben voll Angst und Unruhe, das mit einem gräßlichen Tode endigte. Ihre Ungerechtigkeiten erregten den Haß der austrasischen Großen gegen sie. Sie mußte von Metz nach Burgund zum Theoderich flüchten (599), und suchte nun die Fackel des Bruderkriegs unter ihre Enkel zu werfen. Anfangs wollte ihr das nicht gelingen: beyde Brüder, Theodebert und Theoderich, lebten im guten Vernehmen; ja sie vereinigten sich sogar zur Bekämpfung Chlotars (600). Aber endlich erreichte Brunehild ihre teufliſche Absicht. Der Bruderkrieg entbrannte; Theoderich siegte und nahm seinen Bruder Theodebert gefangen. Kurz darauf ließ er ihn tödten, und dessen kleinen Sohn Meroveus oder Merwig gegen einen Felsen schleudern (612).

So wurde Theoderich auf Anstiften der Brunehild durch schreckliches Blutvergießen Herr des ganzen ostfränkischen Reichs; aber nur auf kurze

Zeit. Er ſtarb 613, und ſeine Miſſethaten wurden an ſeinen Kindern gerochen.

Chlotar, aufgemuntert durch eigene Herrſchſucht und durch die Großen Auſtraſiens und Burgunds, denen Brunehildens Regentſchaft ein Gräuel war, ſuchte die Söhne Theoderichs zu unterdrücken. Er drang ohne Verzug in Auſtraſien ein (613). Vergebens ſuchte Brunehild, die mit ihren Urenkeln nach Worms geflüchtet war, das aufſteigende Ungewitter durch Unterhandlungen abzuwenden: ihre Anträge wurden verworfen; vergebens zog ſie dann ein Heer zuſammen: dieß Heer floh auseinander, als das Zeichen zum Angriff gegeben ward. Ja die Mißvergnügten bemächtigten ſich der drey königlichen Prinzen, der Söhne Theoderichs, und überlieferten ſie dem König Chlotar, der zwey von ihnen hinrichten, den dritten aber, ſeinen Taufpathen, heimlich erziehen ließ.

Brunehilde ſelbſt, die ſich zu Orbe in Burgund aufhielt, erfuhr das gräßlichſte Schickſal. Sie ward gleichfalls gefangen, und dem König Chlotar überliefert. Dieſer, noch voll des Haſſes, den ſeine Mutter Fredegunde einſt gegen ſie genährt hatte, bürdete ihr alle Schandthaten auf, die ſie wirklich begangen oder die ihr nur beygemeſſen wurden. Er ließ daher ſie drey Tage lang fol-

foltern, dann auf ein Kamel ſetzen und zur Schau durchs Lager führen, endlich mit ihren Haaren, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines wilden Pferdes binden, und zu Tode ſchleifen. Ihr Leichnam wurde verbrannt.

Wer ſchaudert nicht bey dieſen empörenden Auftritten! Jedes zarte Band, das den Menſchen an Menſchen knüpft, ſieht man hier ſchonungslos zerriſſen. Nicht unter Chriſten glaubt man zu weilen, ſondern unter den Pelopiden der Mythenzeit; und wie es von dieſen heißt, daß vor ihren Gräuelthaten die Sonne ſich abgewendet habe, ſo wendet ſich auch von jenen unſer Blick mit Eckel und Abſcheu.

XVII.

Karl Martell,

oder

die Schlacht von Tours und Poitiers.

Blutige Schlachten behaupten ein hohes Interesse, wenn sich in ihnen ungewöhnliche Kräfte und Anstrengungen offenbaren, oder wenn durch sie grosse und wichtige Wirkungen hervorgebracht werden: sey es, daß sie Werke von Jahrhunderten in einem einzigen Tage zerstören, oder daß sie solche für lange Zeiten dauerhaft erhalten. Zu solchen Schlachten gehört auch die von Tours und Poitiers, die im Jahr 732 zwischen den Franken und Arabern geliefert wurde.

Schon Musa, der erste arabische Statthalter in Spanien, hatte den Gedanken gefaßt, von Spanien aus Constantinopel zu erobern. Er wollte, heißt es, über die Pyrenäen und Alpen vordringen, die Reiche der Longobarden und Franken umstoßen, dann längs der Donau ins oströmische Reich einfallen, und Constantinopel, das auf der Seeseite unbezwingbar schien, von der Landseite her erobern. Musa war alt, aber voll Jugendfeuer, und vielleicht hätte er selbst die Ausführung dieses unge-

ungeheuern Plans unternommen, wäre er nicht von einem widrigen Glückswechsel betroffen worden. Er fiel in Ungnade (714), ward nach Damascus berufen, und mußte in Kummer sein Leben beschließen.

Indessen schmeichelte sein Plan dem Stolze und der Eroberungssucht der Araber viel zu sehr, als daß derselbe mit dem Urheber zugleich untergegangen wäre. Mit der Eroberung Galliens sollte die Ausführung desselben beginnen, und Alahor, der zweyte Nachfolger Musa's, machte dazu die glücklichsten Anfänge. Er drang (718) über die Alpen, und eroberte den Ueberrest des westgothischen Galliens, wozu die Städte Roussillon, Carcassone, Narbonne, Nimes u. s. w. gehörten. Die Schlacht von Covadonga, oder der Rettungssieg des Pelagius (719) rief ihn nach Spanien zurück; aber sein Nachfolger Zama rückte (720) wieder über die Pyrenäen in das westgothische Gallien, und drang in Aquitanien ein, das damals unter dem Herzog Eudo stand. Bis vor Toulouse, der Hauptstadt dieses Landes, ging ihm das Glück zur Seite. Da rückte Herzog Eudo plötzlich herbey (721), und schlug ihn unter den Mauern von Toulouse. Er verlor sein Leben, und der größte Theil ihrer frühern Eroberungen in Frankreich ging für die Araber verloren. Rache spornte

den

den Ehrgeiz der Nachfolger Zama's; aber ihr Schicksal glich dem seinigen. Doch brachte einer derselben, Abderrahman, nicht nur Frankreich, sondern die ganze europäische Christenheit in die größte Gefahr.

Abderrahman, oder Adolrahman drang 731 durch das gothische Gallien über die Rhone, bestürmte und eroberte Arles; auch Avignon, Valence, Vienne, Lion, Besançon und andere Plätze in Burgund mußten sich ihm unterwerfen. Nur Sens rettete sich durch tapfern Widerstand. Von Burgund aus wendete er seine Waffen nach Aquitanien, drang über die Garonne und Dordogne, schlug den Herzog Eudo, und eroberte die wichtigsten Städte dieser Gegend, als Angouleme, Bourdeaux und Poitiers. Ueberall wurde von ihm und seinen Arabern mit Feuer und Schwert gewüthet, Kirchen und Klöster wurden ausgeplündert und niedergerissen, und Religion und Sitten der Araber erhoben. Als Poitiers gefallen war, sollte Tours ein gleiches Schicksal treffen. Die reichen Schätze in der dasigen Kirche des heiligen Martin reizten die Eroberungssucht Abderrahmans; aber seine hochfliegenden Plane scheiterten an der Tapferkeit der Franken und des Anführers derselben.

Aufgefordert durch die Bitten des Herzogs Eudo, und noch mehr durch das eigne Gefühl der allgemeinen Noth, erhob sich der fränkische Großhofmeister Karl. Bisher hatte sich dieser Held nur um die Erhebung seines Hauses verdient gemacht; aber nun erwarb er sich um ganz Frankreich, ja um die europäische Christenheit überhaupt die denkwürdigsten Verdienste.

So schnell als möglich brachte er aus allen Staaten der Franken zahlreiche Kriegsvölker zusammen; viele sammelten sich freywillig unter seine Fahne; Herzog Eudo, vorher mit ihm in Feindschaft, nun aber durch die gemeinsame Gefahr mit ihm verbunden, stieß mit allen Truppen, die er hatte, zu ihm. Hierauf rückte Karl, nicht mit leidenschaftlicher Hitze, die oft mehr verdirbt als nützt, sondern mit besonnenem Muthe, den Arabern entgegen. Er ging über die Loire, traf den Feind seines Vaterlands und seines Glaubens zwischen Tours und Poitiers, und hier kam es zu einer Schlacht, die über das Schicksal Europa's entscheiden sollte. Siegten die Araber, so war ganz Frankreich ihrer Macht dahin gegeben; Italien, Deutschland und Ungarn waren unvermögend ihnen vereinigten Widerstand entgegen zu stellen; dann hätte es so weit kommen können, daß da, wo jetzt das Evangelium gepredigt wird, die Suren

des

des Koran erschallten. Doch die ewige Weisheit schützte Europa und das Werk Jesu auf Erden.

Sieben Tage lang dauerte der Kampf. Die sechs ersten Tage gingen unter leichten Scharmützeln hin; aber am siebenten Tage kam es zur Hauptschlacht. Beyde Theile versuchten ihr Aeusserstes. Die Franken brannten vor Verlangen, Religion und Vaterland zu schirmen; das Beyspiel Spaniens und die Verwüstungen Galliens mußten ihnen deutlich zeigen, was auch ihnen als Besiegten widerfahren konnte. Die Araber hingegen kämpften für ihren Ruhm und ihre weitgreifenden Hoffnungen; auch mußte ihnen klar werden, daß alle ihre Eroberungen in Frankreich und sie selbst verlohren wären, wenn sie hier den Sieg verlieh-ren sollten.

Lange blieb derselbe unentschieden. An Zahl, an Reitern und an Bogenschützen waren die Araber überlegen, aber an Körperstärke und Kriegskenntniß die Franken; auch waren jene nur leicht bewaffnet, diese hingegen trugen gute Panzerhemden. Mit Heldenmuth griff Karl an, und Herzog Eudo nahm die Feinde in Rücken, mit solcher Schnelligkeit, daß sie seine Ankunft erst inne wurden, als er unter ihnen einhieb. Die Wahlstatt wurde mit Leichen der Araber bedeckt; selbst ihr

Anfüh-

Anführer Abderrahman wurde erschlagen. Müdigkeit und Nacht trennte endlich die Streitenden. Die Araber, zum längern Widerstand unfähig, gaben das Schlachtfeld und ihr Lager auf, und flohen, geschützt durch die Dunkelheit der Nacht, den Pyrenäen zu. Die Franken merkten es nicht; sie ahneten kaum die Wirkungen ihrer Tapferkeit. Sie blieben unter den Waffen, um mit Anbruch des Tages den Kampf zu erneuern. Als aber die Sonne aufgegangen war, und sie keinen Feind mehr vor sich sahen, ja das Lager selbst öde und verlassen fanden: da erst erkannten sie die Gewißheit ihres Sieges. Nun bemächtigten sie sich der Reichthümer des eingenommenen Lagers; doch wagten sie nicht, die Araber zu verfolgen, sondern zogen sich über die Loire zurück. Schnell verbreitete sich die Siegesbothschaft durch Frankreich und Italien; die Zahl der gebliebenen Araber wurde auf dreyhundert und funfzig: oder gar auf dreyhundert und fünf und siebzig tausend, und die der gebliebenen Christen nur auf funfzehnhundert Mann angegeben.

Es mag seyn und ist sehr wahrscheinlich, daß diese Angaben entstellt sind; aber gewiß bleibt es doch, daß dieser Sieg entscheidend war. Denn wiewohl die Araber bald nachher aufs neue in Frankreich einfielen, und wieder bis zur Rhone vor-

vordrangen, so war doch das Vertrauen der Franken auf sich und ihren Anführer so erhöhet, daß sie mit leichterer Mühe die Eroberungsversuche der Araber zurückwarfen. Und so hatte Karl, der wegen der gewaltigen Streiche, die er führte, damals den Namen Martell (der Hämmrer) erhielt, durch Tapferkeit und Besonnenheit den Eroberungsplan der Araber vereitelt, und die Herrschaft des Christenthums in Europa gerettet.

XVIII.

Der heilige Bonifacius.

Nicht durch Kriege allein und durch Eroberungen wird der Zustand der Länder verändert, sondern noch mehr durch neue Gesetze und Einrichtungen, durch neue Lehren und Ansichten. Darum feyert auch die Geschichte die Namen der Gesetzgeber und Religionslehrer, der Dichter und Weisen, der Erfinder und Entdecker heilsamer Dinge, mit Recht neben den Namen kühner Helden und siegreicher Eroberer. Und darum soll auch hier, mitten unter so vielen Regenten und Feldherren, die im Guten und Bösen sich merkwürdig gemacht haben, das Bild eines Mannes aufgestellt werden, der unter

mehr als dreyßigjähriger Arbeit das Christenthum im Innern von Deutschland verbreitet und befestigt, und auf die Verfassung und Kultur unsers Vaterlandes höchst bedeutenden Einfluß gehabt hat.

Winfried — so hieß dieser Mann, der erst späterhin den Namen Bonifacius erhielt — war ums Jahr 680 zu Kirton in England geboren und in Benedictiner-Klöstern erzogen und gebildet. Frühzeitig fühlte er in sich den Beruf, das Christenthum in Deutschland zu predigen. Schon die fortdauernde Verbindung zwischen den Sachsen in England und den Altsachsen in Deutschland, dann das Beyspiel mehrerer seiner Landsleute, die als Heidenbekehrer nach Deutschland gegangen waren, konnte ihn hierzu ermuntern; aber besonders entflammte ihn das Vorbild des heiligen Augustinus, der einst die Angelsachsen in England bekehrt hatte. Mit Erlaubniß seines Abts und von zwey Mönchen begleitet, reiste er 716 von England ab. Er begab sich zuerst nach Friesland; aber er konnte daselbst nichts ausrichten. Der dasige König Ratbod war im Kriege mit Karl Martell, und meinte (wohl nicht mit Unrecht!), daß mittelst des Christenthums auch die Herrschaft der Franken ausgebreitet werden könnte. Er versagte daher die Erlaubniß das Evangelium zu predigen. So mußte Winfried unverrichteter Sachen wieder abziehen.

hen. Noch in demselben Jahre (716), in welchem er England verlassen hatte, kehrte er in sein dasiges Kloster zurück.

Aber ein feuriges Streben wird durch vergeblichen Versuch mehr aufgeregt als niedergeschlagen. Auch an Winfried bewährte sich diese Erfahrung. Sein Streben, das Christenthum auszubreiten, war, durch die Vereitelung desselben in Friesland, nicht erkaltet; vielmehr sann er auf neue Mittel, dasselbe zu befriedigen. Am zweckmäßigsten schien es ihm (und gewiß mit Recht!), den Pabst für sich zu gewinnen, und von ihm Schutz, Vollmacht und Verhaltungsbefehle zu erhalten. Sein Freund, der Bischof Daniel, mit dem er dieß Vorhaben verabredete, gab ihm dazu Empfehlungsschreiben an den Pabst, und so reiste er im Jahre 718 nach Rom. Pabst Gregor II empfing ihn freundlich, bestärkte ihn in seinem Vorhaben, gab ihm Reliquien, und rüstete ihn mit hinreichender Vollmacht aus, um Heiden und Ketzer der römischen Kirche zuzuführen. Nun erst ging Winfried nach Deutschland, und zwar, der Anweisung des Pabstes zufolge, durch Baiern nach Thüringen.

In das südliche Thüringen, das damals bis zum Main hinreichte, war schon früher das Christenthum eingedrungen; aber nicht in das nördliche: wenig-

wenigstens findet sich keine Spur, daß vor Bonifacius ein andrer christlicher Lehrer bis in die Gegend von Erfurt und Gotha gekommen sey. Und selbst da, wo das Christenthum in Thüringen bestand, mögen nicht die Niedrigen des Volkes, sondern bloß die Vornehmen, und auch diese eher dem arianischen als dem katholischen Lehrbegriff zugethan gewesen seyn. Kein Wunder also, wenn der Pabst wünschte, daß Winfried sich in diese Gegenden begeben möchte. Sein Wunsch ward erfüllt. Winfried kam (719) nach Thüringen, ermahnte die Priester und weltlichen Großen zu dem katholischen Glauben, warnte vor Vermischung heidnischer und christlicher Gebräuche, und suchte alle zu den Vorschriften der römischen Kirche hinzuführen. Doch sein damaliger Aufenthalt in Thüringen war nur von kurzer Dauer.

Auf die Nachricht von dem Tode des friesischen Königs Ratbod, eilte er noch im Jahre 719 nach Friesland, um nach seinem frühern Plan das Evangelium daselbst auszubreiten. Dort verband er sich mit seinem Freunde Willebrord, Bischof zu Utrecht, und arbeitete mit ihm gemeinschaftlich drey Jahre lang an der Ausbreitung und Einrichtung des christlichen Gottesdienstes. Gern hätte ihn Willebrord beständig um sich behalten, und zu seinem Nachfolger gehabt; aber er zog es vor, das

Chri-

Christenthum als Gesandter des Pabstes in Deutschland zu verbreiten.

So kam er im Jahr 722 wiederum nach Deutschland und zwar nach Hessen. Hier führte er nicht nur die Fürsten und viel Volk vom Götzendienst zum Christenthum, sondern erbaute auch ein Kloster zu Amöneburg, worauf er, einer Einladung des Pabstes zufolge, zum zweyten Male nach Rom reiste.

Mit Freundlichkeit wurde er empfangen (723). Der Pabst vernahm sein Glaubensbekenntniß, lobte seinen Eifer und seine Rechtgläubigkeit, und weihete ihn (30. Nov. 723) zum Bischof der neugesammelten Gemeinde, jedoch ohne bestimmten Sitz. Dagegen leistete er dem Pabste einen merkwürdigen Huldigungseid. Auf dem Grabe des Apostels Petrus schwur er, sich niemals von der römischen Kirche zu trennen, und denjenigen Bischöfen oder Lehrern, die von den Satzungen derselben abwichen, nach Möglichkeit zu widerstreben. Seit dieser Weihe führte Winfried beständig den Namen Bonifacius, den er entweder mit ihr erhielt, oder früher schon als Ordensbruder erhalten hatte.

Ehe er abreiste, gab ihm der Pabst eine Sammlung der Anordnungen der römischen Kirche

und

und sechs verschiedene Empfehlungsschreiben, theils an die geistlichen und weltlichen Großen des fränkischen Reichs, theils an die neuen Christen, theils an die noch heidnischen Thüringer und Altsachsen. Das wichtigste aber unter diesen Empfehlungsschreiben war an den Großhofmeister Karl Martell gerichtet. Ihn bat der Pabst, dem neuen Bischof, den er abgeschickt habe, den Deutschen auf der Ostseite des Rheins das Evangelium zu verkündigen, bey diesem Vorhaben beyzustehen, und denselben gegen alle Gegner zu schützen. Je mächtiger Karl Martell war (und in seinen Händen lag damals alle Gewalt des fränkischen Reichs), um so wirksamer konnte sein Schutz werden.

Bonifacius begab sich daher von Rom aus zuerst an den fränkischen Hof (724), und, was der Pabst gewünscht hatte, geschah. Karl Martell nahm den neuen Bischof in besondern Schutz, und ertheilte ihm ein Schreiben an alle Bischöfe und Befehlshaber des fränkischen Reichs, worin er sie aufforderte, den Bischof Bonifacius, dem er wohlwolle, überall Sicherheit und Unterstützung angedeihen zu lassen. Wie wichtig dieß für denselben war, braucht kaum erinnert zu werden. Er selbst äußert in seinen Briefen, daß er ohne den Schutz des fränkischen Fürsten weder das Volk regieren, noch Priester, Kirchendiener, Mönche und Nonnen

vertheidigen, noch die abgöttischen Gebräuche der Heiden ausrotten könne.

Von dem fränkischen Hoflager ging er noch im Jahr 724 nach Deutschland, und zwar nach Hessen und Thüringen, um da angefangene Bekehrungsgeschäft fortzusetzen. Außer dem Schutz des fränkischen Gewalthabers war ihm dabey die Verbindung mit England, die er fortdauernd unterhielt, sehr wichtig. Von England aus erhielt er auf sein Bitten Vorschub an Geld und Büchern, welche damals sehr selten waren; ferner gelehrte und thätige Mitarbeiter, von denen einige, wie Lullus, Burchard, Willibald, Witta, zu den höchsten Stufen in der deutschen Kirche gelangt sind. Sehr verständig war auch der Rath, den ihm sein alter Freund, der Bischof Daniel ertheilte. Dieser ermahnte ihn, den Heiden zuerst das Ungereimte und Nichtige des Götzendienstes recht anschaulich zu machen, dann einige christliche Lehrsätze mit dem heidnischen Aberglauben zusammen zu stellen, und auf diese Art allmählich das Licht der christlichen Religion herbeyzuführen.

Doch Bonifacius mochte wohl nicht immer bey diesem wohlthätigen Wege allmählicher Ueberzeugung verbleiben. Zwar läßt sich nicht erweisen, daß er je die Völker mit Gewalt der Waffen zur

Taufe

Taufe gezwungen habe: ja dieß scheint sogar seiner Denkart ganz entgegen gewesen zu seyn; aber wie es gewiß ist, daß er in dem Schutz des Major Domus den größten Nachdruck für seine Bekehrungen fand, eben so gewiß ist es auch, daß er selbst die Gegenstände des Götzendienstes gewaltsam zerstörte. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Zerstörung der Donner-Eiche zu Geißmar.

Von jeher standen Bäume und insonderheit Eichen bey den heidnischen Deutschen in großer Verehrung. Unter dem Schatten derselben hielten sie nicht nur ihre Opfer, sondern auch ihre Versammlungen und Gerichte. Von solcher Art war auch die berufene Eiche bey Geißmar in Niederhessen, unweit Fritzlar. Sie hatte eine unglaubliche Höhe und Dicke, war dem Gott des Donners geweiht, und wurde, wahrscheinlich als Abbild desselben, verehrt. Als nun Bonifacius im Jahr 724 nach Hessen kam, wo Heiden und Christen neben einander bestanden, unternahm er es auf Rath und in Gegenwart der Gläubigen, diese Eiche umzuhauen. Die Heiden hatten sich, so erzählen seine Lebensbeschreiber, in großer Anzahl versammelt, und wollten den heiligen Mann, den Feind ihrer Götter, während des Umhauens überfallen und tödten. Aber kaum hatte er angefangen, in die Eiche einzuhauen, so erhob sich ein Wind,

der die Wipfel der Aeste brach, und den Baum in vier Theile von gleicher Länge spaltete. Als nun die Heiden ihre heilige Eiche, von den Göttern verlassen, umstürzen sahen, so verwandelte sich ihre Verwünschung in Dank gegen Gott. Sie wurden gläubig. Bonifacius aber baute aus dem Holze des Baumes ein Bethaus, das er dem Apostel Petrus weihete.

Aus Hessen ging er im Jahr 724 oder 725 wieder nach Thüringen. Hier, wie in Hessen, fand sein Bekehrungseifer guten Fortgang. Er unterdrückte das Heidenthum, führte die schon vorhandenen Christen zur strengen Beobachtung der reinen Lehre, oder, was ihm gleichbedeutend war, der römischen Satzungen, und stiftete zur Befestigung seines Werks Klöster und Kirchen. Unter andern erbaute er auf dem "alten Berge", drey Stunden von Gotha, zu Ehren des Täufers Johannes eine Kirche, welche als die erste christliche Kirche in Thüringen angesehen wird*).

Sein

*) Auf eben der Stelle, wo dieses ehrwürdige Heiligthum einst stand, ist im Jahr 1811 auf Betrieb des Raths und Amtmanns Langhelb, ein Candelaber errichtet worden, als Hindeutung auf die Segnungen des Christenthums und auf die Verdienste des heiligen Bonifacius. Man lese hierüber Löfflers "Bonifacius" (Gotha, 1812). Die diesem Werke beygefügte gründliche und lichtvolle Lebensbeschreibung des heiligen Bonifacius hat mich bey obigem Abriß seines Lebens geleitet.

Sein Eifer blieb nicht unbelohnt. Als Gregor II 731 gestorben war, erhielt er von dessen Nachfolger Gregor III, auf sein Nachsuchen, nicht nur die erneuerte Zusicherung des Schutzes und der Freundschaft, sondern auch Geschenke, und überdieß den erzbischöflichen Mantel, als Obervorsteher aller Kirchen in Deutschland. Er selbst reiste, um den neuen Pabst persönlich kennen zu lernen, und mit ihm wegen Befestigung der neuen Kirchen die nöthigen Verabredungen zu nehmen, im Jahr 738 zum dritten Male nach Rom. Sein Ruf zog vor ihm her. Er wurde mit Ehrerbietung empfangen, und blieb über ein Jahr in Rom, worauf er, mit neuen Empfehlungsschreiben ausgestattet, nach Deutschland zurückreiste.

Hier ging er zuerst (740), aufgefordert vom baierschen Herzog Odilo, nach Baiern. Schon im Jahre 736 hatte er die dasigen Kirchen untersucht; jetzt ging sein Streben dahin, sie sämmtlich nach den Grundsätzen des römischen Stuhles einzurichten. Er theilte daher ganz Baiern in vier Kirchensprengel, und stiftete vier Bißthümer, nämlich zu Salzburg, Passau, Freysingen und Regensburg. Auch hierüber erstattete er Bericht nach Rom, und der Pabst bestätigte willig eine Anordnung, wodurch das Christenthum in Baiern befestigt, und die dasigen Geistlichen seinem Stuhle unterworfen wurden.

Gleich

Gleich darauf (741) wurden vom Bonifacius auch da, wo er das Christenthum gegründet und verbreitet hatte, in dem (damaligen) südlichen Thüringen und in Hessen, Bißthümer gestiftet, nämlich zu Würzburg, zu Eichstädt und zu Buraburg in Hessen: vielleicht auch, doch dieß ist zweifelhaft, zu Erfurt. Zu Bischöfen oder Vorstehern dieser neuen Stiftungen ernannte er seine Freunde und Gefährten. Das Bißthum zu Würzburg verlieh er an Burchard, das zu Eichstädt an Willibald, das zu Buraburg an Witta; und seinen Freund Adelar soll er zum ersten Bischof von Erfurt geweihet haben.

Unter allen seinen Stiftungen aber ist keine denkwürdiger als die Stiftung des Klosters Fulda, wozu er im Jahr 744 den Grund legte, und zu dessen erstem Abt er seinen Schüler und Freund Sturm, aus Baiern gebürtig, ernannte. Die übrigen Klöster, die er zu Amöneburg, Ohrdruf und Fritzlar anlegte, waren weder reich an Gütern noch langdauernd in ihrem Bestehen; aber das Kloster Fulda hat viele Jahrhunderte bestanden, und reich begabt durch die Dankbarkeit derer, die einst Zöglinge desselben waren, war es lange Zeit die berühmteste und wirksamste Schule der deutschen Kirche.

Aber wie Bonifacius durch die Errichtung von Bißthümern die kirchliche Verfassung zu befestigen suchte, eben so suchte er auch die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten. Er bewog daher den Herzog oder Großhofmeister Karlmann, den Bruder Pipin des Kleinen (beyde waren 741 ihrem Vater Karl Martell in gleicher Macht gefolgt), Synoden oder Kirchenversammlungen zu halten. Die erste dieser Synoden kam im Jahr 742 (wo? ist unbekannt) zu Stande, und auf derselben wurden die neuen Bißthümer bestätigt; den Geistlichen der Krieg, die Jagd und weltliche Kleidung untersagt; die Mönche zur Regel des heiligen Benedictus hingewiesen*); den Laien aber jede Uebung heidnischer Gebräuche verboten. Aehnliche Synoden wurden auch in den folgenden Jahren veranstaltet; ja selbst Pipin hielt in seinem damaligen Gebietstheile zu Soissons 744 eine Synode, der drey und zwanzig Bischöfe und viele andere Geistliche nebst weltlichen Reichsbeamten beywohnten.

Nachdem nun Bonifacius vierzehn Jahre lang als Stellvertreter des Pabstes Erzbischof ohne bestimmten Sitz gewesen war, so wurde er im Jahr 745 von den beyden Großhofmeistern, Karlmann und Pipin, zum Erzbischof von Mainz und zum Primas der deutschen Kirche ernannt. Er ver-

*) S. historisch. Bildersaal. Theil I. S. 349.

vergalt diese Erhebung seinem Gönner Pipin. Denn als Karlmann im Jahr 747 der Regierung entsagt und sich in ein Kloster begeben hatte, Pipin aber den Thron der Merovinger an sich und sein Haus zu bringen strebte, so unterstützte ihn Bonifacius bey diesem Streben. Freylich ist die Art dieser Unterstützung, wie es bey Verhandlungen dieser Art zu geschehen pflegt, dunkel; aber sehr glaublich ist es, daß Bonifacius dem Fürsten, dem er so vieles zu verdanken und von dem er noch mehreres zu hoffen hatte, hülfreich seyn mochte; und daß er, der das Vertrauen des Pabstes besaß, und als erster Bischof des Reichs auf die Leitung der Stände gewichtigen Einfluß hatte, ihm hülfreich seyn konnte. Gesetzt aber, daß dieß nur als Wahrscheinlichkeit gelten mag, so ist es doch ausgemacht gewiß, daß Bonifacius auf der Reichsversammlung zu Soissons (752), wo Childerichs Absetzung und Pipins Thronbesteigung beschlossen wurde, letztern salbte und krönte *).

Zwey Jahre darauf (754) übergab Bonifacius, mit Bewilligung des neuen Königs Pipin, seinen erzbischöflichen Stuhl dem geliebtesten seiner Schüler, dem Priester Lullus. Er selbst, zwar alt und schwach — er stand damals im vier

und

*) S. oben im ersten Abschnitte dieses Bandes, S. 101.

und siebzigsten Jahre seines Lebens — aber noch immer regsamen Geistes und voll frommen Strebens, die christliche Lehre auszubreiten, entschloß sich, noch einmal nach Friesland zu gehen, und die dortigen Heiden zu bekehren. Vielleicht reizte ihn der Wunsch und die Hoffnung, als Märtyrer zu sterben, zu diesem Unternehmen. Er sahe seinen Tod vor Augen, und sprach, wie sein Lebensbeschreiber Willibald erzählt, zum Lullus: "Ich will „und mag von der beschlossenen Reise nicht ablas„sen! Der Tag meiner Auflösung nahet heran; bald „werde ich, der Last des Körpers entledigt, zur „ewigen Vergeltung gelangen. Du aber, mein ge„liebter Sohn, vollende den angefangenen Kirchen„bau in Thüringen; rufe das Volk, so weit deine „Stimme reicht, von Irrwegen zurück; vollende „auch das Kloster zu Fulda, und begrabe dort „meinen Leichnam." Nach diesen und andern Aufträgen schied er von ihm.

Er schiffte sich mit mehreren Priestern, Kirchendienern und Mönchen auf dem Rheine ein. So gelangte er zu dem Meerbusen (heutiges Tages die Züderse genannt), der Holland von Friesland trennt. Mit seinen Begleitern durchzog er das Land und predigte das Evangelium. Sein Eifer fand auch jetzt noch Befriedigung. Er unterdrückte das Heidenthum, erbaute christliche Kirchen,

chen, und taufte samt seinem Weihbischofe Eobanus viele Tausende der Erwachsenen und Kinder. Schon war er im Begriff, diese Neugetauften feyerlichst zu firmeln, als er einen gewaltsamen Tod erlitt.

Er hielt sich im Jahr 755 zwischen Ost- und Westfriesland auf. Dort lebte er am Flusse Bordne oder Burde, der Grenze beyder Landschaften, mit seinem Gefolge unter Zelten. Sie bildeten gleichsam ein Lager. Der Tag, an welchem die Firmelung der Neugetauften vollzogen werden sollte, war angebrochen (5. Jun. 755); aber statt der Neugetauften, die Bonifacius erwartete, erschien plötzlich ein Haufen heidnischer Friesen. Der jüngere Theil seiner Gefährten wollte sich zur Wehre setzen; er aber trat mit den ältern Geistlichen und mit Reliquien, die er immer mit sich führte, aus seinem Gezelt hervor, und rief den Seinigen zu: "Lasset ab vom Streit! Legt die Waf„fen nieder! Denn es stehet geschrieben: vergeltet „nicht Böses mit Bösem. Der Tag unserer Auf„lösung ist da! Seyd stark in dem Herrn! Hoffet „auf ihn; er wird unsre Seelen erlösen!" Dann wendete er sich zu den Aeltesten, die um ihn standen, und ermahnte sie, sie alle möchten mit ihm in Hoffnung ewiger Belohnung muthig leiden. — Während er noch also redete, stürzte ein bewaffne-

ter

B. II. T. XXII.

Schubert del. A. W. Bohm sc.

Der Tod des heiligen Bonifacius.

Digitized by Google

ter Haufe auf ihn los, erschlug ihn und sein Gefolge, und plünderte sein Lager *).

Aber sein Tod ward an seinen Mördern gerochen. Die Christen jener Gegend hatten kaum davon gehört, als sie über die mörderischen Heiden herfielen, und sie theils im Gefechte theils auf der Flucht tödteten.

So war das Leben, so der Tod eines Mannes, der es wohl verdiente unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt zu werden. Er war ein frommer Christ, voll unabläßigen Strebens, das, was er als wahr und recht erkannte, zu verbreiten; ein strenger Eiferer für Kirchenzucht und reine Sitten, der auch die Fehler der Großen, ja selbst des Pabstes mit Freymüthigkeit tadelte; ein treuer Freund seiner Freunde, ein überaus thätiger, kluger und beharrlicher Geschäftsmann. Doch trifft ihn der Vorwurf, daß er nach eitelm Ruhme strebte, daß sein Eifer ihn manchmal zu weit trieb, daß er demüthig gegen den Pabst, hart und gebietherisch gegen Untergebene, und verfolgungs- oder ver-

*) Auf diesen Tod des heiligen Bonifacius bezieht sich das Kupfer Taf. XXII. Der Künstler hat den Moment aufgefaßt, in welchem Bonifacius aus seinem Zelte hervortritt, und die jüngern seiner Freunde vom Streite abmahnt.

verketzerungssüchtig gegen die war, die ihm widerstrebten, oder die von seinen Vorstellungen abwichen. Aber vergessen dürfen wir auch nicht, daß es schwer hält, gegen das, was wir als Vortreffliches erkannt haben, Widerspruch zu ertragen; daß ein eifrig thätiger Mann gar leicht über die Grenzen der Mäßigung getrieben wird; und daß unter allen menschlichen Fehlern die Ruhmsucht, wenn sie auf edle, gemeinnützige Gegenstände gerichtet ist, am verzeihlichsten erscheint.

Auch das Wirken des Bonifacius ist nicht ohne Tadel geblieben. Man wirft ihm vor, daß er bey der Ausbreitung des Christenthums mehr auf äußere Ordnung und Gebräuche, als auf die innere Gesinnung sah; daß er Deutschland in Abhängigkeit vom Pabst brachte; und daß er dadurch die Freyheit in Religions- und Kirchensachen unterdrückte und den römischen Stuhl lehrte, sich in alle Angelegenheiten zu mischen. Aber wie mindert sich das Gewicht dieser Vorwürfe, wenn wir sie genauer erwägen.

Aeußere Ordnungen und Gebräuche waren das sichere und bleibende Zeichen der Lossagung von der alten und der Annahme der neuen Religion; durch sie konnte, je mehr die Neubekehrten zum Nachdenken erwachten, die christliche Gesinnung herbeygeführt

geführt werden. Anders muß ja überhaupt der Unterricht für Gebildete, anders für Ungebildete und Rohe seyn; und mit dem ersten Beginnen eines Werkes kann sich noch nicht alle Vortrefflichkeit, die in ihm liegt, entwickeln.

Eben so dürfen wir es auch dem Bonifacius nicht übel deuten, daß er so streng an den Satzungen der römischen Kirche hielt, und diese überall einzuführen und zu befestigen bemüht war. In der Verbindung mit der römischen Kirche war er erzogen, und durch sie emporgehoben. Die Ordnungen dieser Kirche sah er als die zuverlässigsten und zweckmäßigsten an; in der Aufrechthaltung derselben fand er die Aufrechthaltung seines Werkes, den Fortgang und Bestand seiner neugegründeten Gemeinden; und so mußte ihm die Herrschaft des Pabstes keinesweges als drückend und schädlich, sondern als erwünscht und wohlthätig erscheinen.

Ueberhaupt dürfen wir es keinem Menschen verargen, wenn er nach seinen Ansichten und nach den Bedürfnissen seiner Zeiten handelt, am wenigsten einem so wohlmeinenden Manne. Genug, wenn durch ihn ein guter Same ausgestreut wurde, der schon damals gute Früchte trug, und noch bessere für die Zukunft vorbereitete. Und dieß ist in der That geschehen. Die Thorheit des

Götzen-

Götzendienstes ward durch ihn unterdrückt, die Verehrung des einzigen, wahren Gottes geweckt, manchen Lastern ward widerstrebt, und mildern Sitten die Bahn gebrochen. Durch die Kirchen, Klöster, Bißthümer und Synoden, die er stiftete, wurde die Kirchenverfassung befestiget und aufrecht erhalten, und die wissenschaftliche und bürgerliche Kultur unsers Vaterlandes befördert.

Mit Recht heißt er also nicht bloß der Apostel der Thüringer, sondern auch der Apostel der Deutschen; und die Erneuerung seines Andenkens, wie sie vor kurzem in Thüringen, einst dem Schauplatz seiner Wirksamkeit, Statt gefunden hat, kann als ein gerechtes Opfer des ihm gebührenden Dankes betrachtet werden.

XIX.

Züge aus dem Character und Leben Karls des Großen.

1) Karls Größe.

Karl, der Große genannt, zuerst wegen seiner körperlichen Größe (er war groß und stark von Person, voll Majestät in seinem Wesen), dann, noch würdiger, wegen des Außerordentlichen, was in ihm lag und was er wirkte, kann als der größte Regent betrachtet werden, den die deutsche Nation hervorgebracht hat. In ihm vereinigte sich der Character des siegreichen Eroberers mit dem Character des sorgfältigsten Regenten und des eifrigsten Christen.

Eine gelehrte Bildung hatte er nicht erhalten; ja es ist wahrscheinlich, daß er erst in seinem Alter schreiben lernte. Könige, wähnte man damals, brauchten nicht zu lernen, was Mönche trieben. Wie andre Franken, so mochte auch Karl nur unter ritterlichen Uebungen bey Jagd und Waffenspiel aufwachsen. Aber große Geister bilden leicht sich selbst, und Karl hatte vor sich das Vorbild tapferer und kluger Ahnen, und in sich die natürliche Anlage zu allem Großen.

Sein

Sein hochbegabter Geist war im Stande das Manchfaltigste zu umfassen. Mitten im Kriege sorgte er für die Segnungen des Friedens, und während er das Schicksal der Völker seines weit ausgedehnten Reichs leitete, verordnete er, wie theuer die Eier auf seinen Höfen verkauft werden sollten. Ueberall hielt er auf Ordnung, im Staate wie auf seinen Meierhöfen. Und wie groß die Kraft seines Geistes war, so hielt er doch fest an die Gesetze seines Landes und an den Rath seiner Getreuen. Er mochte überzeugt seyn, daß nicht der Besitz der Kraft, sondern vielmehr ihre nützliche Anwendung wahren Werth verleiht.

---

2) Karls Sorge für die Erziehung der Jugend.

Besonders lag ihm die Erziehung der Jugend am Herzen. Ueberall, wo Kirchen waren, ließ er, nach dem Plane seines Alcuin, Schulen anlegen, in denen die Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und in grammatischen Kenntnissen unterrichtet wurde. Und wie er überall sorgfältig darauf sah, daß und wie seine Vorschriften befolgt wurden, so prüfte er auch selbst die Schüler, und strafte und belohnte sie nach Maßgabe ihrer Fortschritte.

Einst

Einſt ließ er die Schüler, die er dem Clemens in Gallien zur Unterweiſung anvertraut hatte, zu ſich kommen, und ſich ihre ſchriftlichen Arbeiten, Briefe und Lieder, vorlegen. Die Schüler aus den niedern Ständen beſtanden über alle Erwartung gut, die aber aus den höhern Ständen ungemein ſchlecht. Darauf ſtellte Karl jene zu ſeiner Rechten, dieſe zu ſeiner Linken, und ſprach zu erſtern: "Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinem Willen und euerm Nutzen „nach Möglichkeit nachzukommen geſtrebt habt. Nun „ſucht euch immer mehr zu vervollkommnen, und „ich will euch herrliche Bißthümer und Klöſter geben." Dann aber wendete er ſein ſtrafendes Antlitz zur Linken, und donnerte die Schüler, die ſchon ſein Flammenblick rührte, mit folgenden Worten an: "Ihr Junker, Söhne der Edelſten, ihr „Zärtlinge und glatten Geſichter, ihr habt, auf eure „Herkunft und eure Güter pochend, meinen Befehl „und eure Ausbildung dem Wohlleben, dem Spiele, der Trägheit und eitler Kurzweil nachgeſetzt." "Aber" — ſetzte er mit ſeinem gewöhnlichen Schwur hinzu, indem er ſein Haupt und ſeine unbeſiegte Rechte zum Himmel erhob — "bey dem König der „Himmel, mögen auch Andre euern Adel und euere „Schönheit bewundern, ich achte beydes für nichts. „Und das ſollt ihr wiſſen, wofern ihr eure vorige „Faulheit nicht bald durch muntern Fleiß gut macht,

„so sollt ihr es bey Karln nie wieder gut haben!“ — Ein Fürst, der solchen Eifer zeigte, sprach gewiß nicht vergebens.

---

3) Karls einfaches, prunkloses Leben.

Wie durch seine ungemeine Thätigkeit und Sorgfalt für alle Theile seines hohen Berufs, eben so gab Karl auch durch sein einfaches, prunkloses Leben seinen Unterthanen ein nachahmungswürdiges Beyspiel.

Gewöhnlich ging er in Kleidern, die ihm seine Gemahlin verfertigte, nicht viel besser als der gemeine Mann. Nur bey feyerlichen Gelegenheiten zeigte er sich im Glanze seiner Würde, und nur zu Rom trug er auf Bitten des Pabstes römische Kleidung. Ausländische Tracht war ihm zuwider, und er beschämte mehr als einmal die Eitelkeit seiner Großen, die sich mit kostbaren Gewändern des Auslands brüsteten.

Einst, wird erzählt, ladete sie Karl in ihrem besten Schmucke zur Jagd. Sie erschienen in seinen Kleidern aus Italien, mit Wämsern aus Rattenfellen, und anderm weichen Pelzwerk. Es war eben ein kalter, regnichter Tag, und Karl verord-

ordnete, daß keiner zurückkehren sollte, bis daß er etwas erlegt habe. Da ging es den Eiteln trübselig. Ihre köstlichen Kleider wurden vom Regen durchnäßt, mit Schmuz besudelt und von Dornen zerrissen. Als man nach Hause gekommen war, sprach Karl scherzhaft: „Bis zum Schlafengehen „darf keiner sich ausziehen, damit die Pelze desto „besser auf dem Leibe trocknen!“ So suchte sich nun jeder, so gut es ging, am Feuer zu trocknen und zu wärmen. Darüber schrumpften die Kleider zusammen und brachen wie dürres Reis. Am andern Morgen mußten die Eiteln in den nämlichen Kleidern erscheinen. Sie sahen kläglich aus; Karl aber ließ seinen Schaafpelz ausreiben und herbringen: der hatte seinen alten Glanz wieder. Da sprach er: „Ihr Narren, wo giebt es wohl ein „köstlicheres Pelzwerk, und das kostet mich kaum „einen Gulden, eure dagegen viele Pfund Sil„bers!“ Sie wagten nicht, ihn anzusehen, und schlugen stumm und voll Schaam die Augen zur Erde.

Auch in Karls täglichem Leben herrschte viel Einfachheit. Während des Ankleidens ordnete er die Geschäfte des Tages an, oder entschied über Streitfragen. Er aß viel (sein großer Körper bedurfte reichlicher Nahrung); aber von Schmausereyen war er kein Freund; nur an vorzüglichen Festen speiste er in großer Gesellschaft. Im Trin-

ken war er mäßig; denn Trunkenheit war ihm ein Gräuel. Während der Mahlzeit ließ er sich gern die Geschichten der Vorzeit vorlesen, oder die Bücher des heiligen Augustin. Des Sommers ruhete er nach der Mittagsmahlzeit, entkleidet, zwey oder drey Stunden; des Nachts aber stand er häufig auf. Seine liebste Ergötzlichkeit war Reiten, Jagen und Schwimmen.

---

4) Eginhart und Emma.

Karl war auch ein zärtlicher Vater. An seinen Kindern hing sein Herz dergestalt, daß er ihrer Gesellschaft weder bey Tische noch auf seinen Reisen entbehren konnte. Besonders liebte er seine Töchter. Keine derselben wollte er verheyrathen, weil es ihm zu schwer fiel, sie von sich zu lassen. Dagegen war er auch mild und nachsichtig bey ihren Liebeshändeln. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die bekannte Sage von Eginhart und Emma.

Eginhart — ungewiß ist es, woher er stammte, und wer seine Eltern waren — lebte seit seinen Knabenjahren an Karls Hofe, wo er erzogen, und zu Staatsdiensten gebildet wurde. Enge Verhältnisse verbanden ihn mit Karl und dessen Kindern; und eben hierdurch entzündete sich zwischen ihm und Emma, Karls Tochter, eine Liebe,

die

die um so kühner und heißer auflodderte, je mehr Schwierigkeiten ihr entgegenstanden. Einst schlich er bey nächtlicher Weile heimlich zu ihrer Kammer; er gab vor, Botschaft vom Kaiser zu bringen, und ward eingelassen. Süß verstrich den Liebenden die Nacht; erst der nahe Morgen schreckte sie auf. Inzwischen war ein tiefer Schnee gefallen. Mit bebender Angst bemerkten es die Liebenden. Was sollte Einhart thun? Bey der Geliebten konnte er nicht bleiben, und ging er durch den Schnee zurück, so mußten seine Fußtapfen seine Verräther werden. Da entschloß sich Emma, des Kaisers Tochter, den Geliebten auf den Rücken zu nehmen, und ihn durch den Schnee zu tragen. Die Liebe gab ihr Kräfte. Sie brachte ihn über den Schloßhof in die Gegend seiner Wohnung, und ging dann, ihrer vorigen Spur sorgfältig folgend, in ihre Kammer zurück. Aber gerade diese Nacht hatte der Kaiser schlaflos hingebracht, und er stand am Fenster, als seine Tochter die ungeziemende Last über den Schloßhof hintrug. Leicht konnte er den Zusammenhang dieser Erscheinung deuten. Erstaunen und Schmerz ergriff ihn; doch verschloß er seine Empfindung wie ein Geheimniß in seine Brust.

Indessen war auch Einhart zum Gefühl seiner Schuld gelangt, und überzeugt, daß sie Karln gewiß

gewiß nicht verborgen bleiben würde, ging er zu ihm und bat um Entlassung. Er gebrauchte dabey den Vorwand, daß seine vielen Dienste nicht hinlänglich belohnt würden. Der Kaiser schwieg eine Zeitlang, dann versprach er, sich allernächst über dieses Gesuch zu erklären.

Der dazu bestimmte Tag erschien, und Karl beschied seine Räthe und Edeln zu sich, enthüllte ihnen, wie sein Haus durch seinen Geheimschreiber beschimpft worden sey, und verlangte ihr Urtheil über das Geschehene. Sie waren in ihren Meinungen getheilt. Einige äußerten, Eginharts Frevel müsse mit den härtesten Strafen geahndet werden; andere mildern Sinnes sagten: der Kaiser selbst könne über diese Sache am richtigsten entscheiden. Und wirklich folgte Karl seinem eignen großen Herzen. Er sah mehr auf Eginharts Verdienste und auf die Liebe seiner Tochter, als auf die Schuld beyder, und beschloß zu begnadigen statt zu bestrafen. "Ich will," sprach er, "das Vergehen meines Dieners nicht durch Strafe rächen; „sie würde die Schande meiner Tochter vermehren. „Beyde mögen sich durch rechtmäßige Ehe verbinden; so wird eine sträfliche That durch eine ehrenvolle getilgt." Die anwesenden Räthe jauchzten ihm Beyfall zu.

Egin-

Eginhart wurde herbey gerufen. Mit heitrer Miene erklärte ihm der Kaiser, daß er die Dienste desselben mit der Hand seiner Tochter zu belohnen entschlossen sey. "Sie, die dich getragen „hat," sagte er, "soll deine Gattin werden, und „wie sie sich unter deiner Last beugte, so wird sie „gewiß dir auch ergeben seyn". Sogleich wurde nun Emma in großer Begleitung herbey geführt. Schamroth trat sie in die Versammlung, und reichlich ausgestattet ward sie mit Eginhart vermählt.

Innere Unwahrscheinlichkeit hat diese Erzählung nicht; ja sie entspricht vielmehr dem Aufwallen jugendlicher Liebe und dem großherzigen Character Karls; aber dennoch muß man an ihrer historischen Wahrheit zweifeln, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens, keiner der gleichzeitigen Schriftsteller erwähnt dieser Erzählung, sondern sie erscheint erst in einer Chronik des Klosters Lorch, in der Wormser Diöces, die aus dem dreyzehnten Jahrhundert stammt, und in der sich mehrere Erdichtungen finden. Zweytens, Eginhart selbst, der das Leben Karls beschrieben hat, schweigt nicht nur davon, sondern führt auch unter Karls Töchtern keine des Namens Emma auf. Endlich findet sich auf der Grabschrift Eginharts, welche die wichtigsten Lebensumstände dieses Mannes angiebt, keine Spur, daß er Karls Schwiegersohn gewesen sey. —

Viel-

Vielleicht ist also nur so viel wahr, daß Eginhart in verbotener Liebe mit einer Tochter Karls lebte, und daß Karl, der, wie Eginhart selbst erzählt, die Liebeshändel seiner Töchter den Augen der Welt zu entziehen suchte, auch diesen so viel als möglich verschleyerte.

---

5) Karls Kaiserkrönung.

Der glänzendste Auftritt in Karls Leben ist dessen Krönung zum römischen Kaiser. Es scheint daher zweckmäßig, die Umstände, unter denen diese Krönung vorbereitet und vollzogen wurde, so weit sie bekannt sind, kürzlich zu schildern.

Pabst Leo III hatte nach dem Tode Adrians (795) einige Jahre auf dem päbstlichen Stuhl gesessen, als (799) eine Verschwörung gegen ihn ausbrach, und er unvermuthet überfallen und gemißhandelt wurde. Nur mit Mühe wurde er gerettet. Darauf berichtete er den erlittenen Unfall an Karln, und dieser, eben mit einem Feldzuge gegen die Sachsen beschäftigt, verlangte, daß Leo selbst zu ihm in sein Lager bey Paderborn kommen sollte. Leo unternahm die Reise (799), besprach sich mit Karln, und erhielt von ihm, obschon seine Feinde ihn vieler Vergehungen beschuldigten, das Versprechen des nachdrücklichsten Beystandes. Nach

eini-

einigen Tagen ließ ihn Karl unter großer Begleitung von Bischöfen und Grafen wieder nach Rom ziehen. Er selbst blieb noch geraume Zeit zurück, um Ordnung und Ruhe zu sichern. Erst im Herbst (800) trat er seinen Zug nach Italien an, und kam am 24. Nov. mit einem ansehnlichen Gefolge nach Rom. Hier wurde er auf das ehrenvollste empfangen. Am siebenten Tag nach seiner Ankunft versammelte er, um Leos Sache zu untersuchen, alle anwesende Bischöfe, Aebte und andere Geistlichen in der Peterskirche. Aber diese Geistlichkeit wollte nicht über den Pabst richten. Leo reinigte sich daher durch einen Eid von den ihm vorgeworfenen Verbrechen; seine Feinde wurden zum Schweigen gebracht, und der Versuch auf sein Leben wurde mit Verbannung bestraft.

Unter diesen uud andern Beschäftigungen kam Weihnachten heran. Am ersten Tage dieses Festes, mit dem man damals das neue Jahr anfing, begab sich Karl im Gewand eines Patriciers, das er in Rom auf Zureden des Pabstes zu tragen pflegte, nach der Peterskirche, um der hohen Messe beyzuwohnen. Sein ganzes Gefolge, alle Prälaten und eine unzählige Menge Volks war anwesend. Er nahm seinen Platz dem Altar gegenüber. Hier verrichtete er sein Gebet. Als er aber nach der Messe vom Betstuhl aufgestanden war, setzte ihm der

Pabst

Pabst, wie von einer Eingebung des Geistes getrieben, eine kostbare Krone aufs Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Oele*). Das anwesende Volk begleitete diese feyerliche Krönung mit lautem Beyfall. Dreymal erschallte der Jubelruf: "Karl dem Augustus, dem von Gott gekrönten, „großen und Friede bringenden Kaiser der Römer, „Leben und Sieg!"

Bey diesem allen äußerte Karl eine anständige Bestürzung; ja er erklärte sogar, "obschon dieß der größte Festtag der Christenheit sey, so würde er doch nicht in die Kirche gekommen seyn, hätte er die Absicht des Pabstes gewußt." Aber man hat Ursache an der Aufrichtigkeit dieser Erklärung zu zweifeln. Schon die Vorbereitung der Feyerlichkeit mußte ihr Geheimniß verrathen, und wie hätte der Pabst in damaligen Zeiten wagen können, ohne Karls Vorwissen eine so wichtige Handlung zu vollziehen, und den Hof zu Constantinopel gegen ihn aufzubringen? Wahrscheinlicher ist es, daß diese Kaiserkrönung schon zu Paderborn zwischen Karl und Leo verabredet worden war, und daß Karl durch die beyfällige Aufnahme, die sie bey den Römern fand, eben so überrascht als erfreut war. — Auch übersendete er noch an dem Tage seiner

*) Diesen Moment, in welchem der Pabst Karln die Kaiserkrone aufsetzt, stellt das Kupfer Taf. XXIII dar.

seiner Krönung der Kirche zu St. Peter kostbare Geschenke, und führte von nun an den Titel "Kaiser und Augustus".

Uebrigens empfing er nicht neue Macht, sondern nur die äußern Zeichen einer erloschenen Würde, nämlich Namen und Krone des abendländischen Kaiserthums. Aber die Trennung Roms vom Hofe zu Constantinopel wurde durch diese Erneuerung der alten Kaiserwürde vollendet, und die Verbindung des Pabstes mit den germanischen Nationen überhaupt, und mit den Franken insbesondere befestiget und für viele Jahrhunderte gesichert.

---

6) Karls Tod und Begräbniß.

Karl genoß bis in sein spätes Alter einer dauerhaften Gesundheit. Erst vier Jahre vor seinem Ende fing dieselbe zu wanken an: beständige Fieberanfälle erschütterten ihn. Aber noch mehr mahnte ihn der Tod seiner Lieblingssöhne, Pipin's (st. 8. Jun. 810) und Karl's (st. 4. Dec. 811) an die Nähe seines Todes. Gleichwohl fuhr er fort, für das Beste seines Reiches zu sorgen, und es gelang ihm, alle Kriege, in die er seither verwickelt gewesen war, zu beseitigen, und überall Ruhe und Ordnung herzustellen. Zuletzt sorgte er für den fortdauernden Glanz seines Hauses. Er

wünsch-

wünschte, die Kaiserwürde bey demselben zu erhalten, und beschloß daher, seinen einzigen noch lebenden Sohn, Ludwig, seitherigen König von Aquitanien, zum Mitregenten anzunehmen.

In dieser Absicht berief er ihn zu einer Reichsversammlung nach Aachen (813). Hier ermahnte er die Großen seines Reichs, seinem Sohn Treue zu beweisen, und fragte sie, von dem Größten bis zum Kleinsten, ob sie einwilligten, daß er ihm die Mitregentschaft und den Kaisertitel übertrüge? Einmüthig antworteten sie: "Das sey Gottes Wille."

Hierauf zog Karl am nächsten Sonntag mit seinem Sohn in die von ihm erbaute Marienkirche zu Aachen. Er selbst erschien im königlichen Schmucke, mit der Krone auf dem Haupte; eine andre Krone ließ er auf den Altar hinlegen. Vor demselben beteten beyde, Vater und Sohn, lange Zeit in stiller Andacht. Darauf erhob sich der ehrwürdige Greis, und ermahnte im Angesicht des ganzen Volkes seinen Sohn "Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in allem zu halten, für die Kirche zu sorgen und sie gegen Frevler zu schützen, sich gegen Verwandte immer gütig zu beweisen, die Priester als Väter zu ehren, die ihm anvertrauten Völker als seine Kinder zu lieben, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen,

und

und niemanden der Lehen oder Ehrenstellen ohne hinlängliche Ursachen zu entsetzen." Nach diesen und andern Ermahnungen fragte ihn Karl, ob er entschlossen sey, dem allen nachzuleben? "Gern," antwortete Ludwig, "gern will ich gehorchen, und mit Gottes Hülfe vollbringen, was du mir geboten hast." Nun befahl ihm Karl, — gleichsam zum Zeichen, daß er das Reich keinem Menschen, sondern nur Gott verdanke — die Krone mit eigenen Händen vom Altar zu nehmen und sich aufzusetzen. Ludwig that, wie ihm geboten war.

Nach geendigter Feyerlichkeit zog Karl, auf seinen Sohn gestützt, in die kaiserliche Burg zurück. Hier ertheilte er ihm prächtige Geschenke, und sendete ihn dann wiederum nach Aquitanien. Beym Abschied umarmten und küßten sich beyde, und weinten Thränen der Liebe und Wehmuth. Sie fühlten, daß dieß ihr letztes Zusammenseyn war. Wirklich sahen sie sich nie wieder; denn nicht lange nach Ludwigs Abreise machte ein frommer Tod dem glorreichen Leben Karls ein Ende.

Im Januar des folgenden Jahres (814) wurde Karl von einem heftigen Fieber überfallen. Er wollte sich, wie er gewohnt war, durch Fasten helfen; aber umsonst! sein Körper war bereits zu sehr geschwächt; die Zeit seiner Auflösung war da. Am

sieben-

siebenten Tage seiner Krankheit ließ er seinen Vertrauten den Bischof Hildbald zu sich kommen, um von ihm das heilige Abendmahl zu empfangen. Als er dasselbe genossen hatte, nahm seine Schwäche zu. Am folgenden Morgen fühlte er, daß sein Ende nicht fern sey. Da bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete seine Hände über der Brust, schloß seine Augen, und sang mit leiser Stimme: "In deine Hände befehle ich meinen Geist!" Und so entschlief er sanft und selig, am 28. Januar 814.

Sein Tod erregte allgemeine Theilnahme; denn er hatte, wie Neithart, sein Enkel äußert, durch Tugend und Weisheit über das Menschengeschlecht seiner Zeit hervorgeragt. Seinen Freunden war er liebreich, schrecklich seinen Feinden, allen bewundernswerth gewesen.

Noch an demselben Tage wurde seine Leiche in die Marienkirche zu Aachen, seinem Lieblingsaufenthalte, unter den Thränen des Volkes zur Gruft gebracht. Dort setzte man sie geschmückt und einbalsamirt, in aufrechter Stellung, auf einen goldnen Stuhl, und verschloß und versiegelte die Gruft. Ueber derselben stellte man sein Bildniß, und darunter folgende, einfache Inschrift: "In dieser Gruft ruht der Leichnam Karls, des

"gro-

„großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich „der Franken herrlich vergrößerte und sieben und „vierzig Jahre lang glücklich regierte. Er starb „zwey und siebzig Jahre alt, im Jahre der Mensch„werdung unsers Herrn 814, am acht und zwan„zigsten Januar".

XX.

Thronentsetzung Ludwigs des Frommen.

Bey Betrachtung des unnatürlichen Kampfes, den Ludwig der Fromme, nicht frey von eigener Schuld, mit seinen herrschsüchtigen Söhnen zu bestehen hatte, fühlt sich unser Gemüth besonders durch die Thronentsetzung desselben ergriffen. Unwillkührlich drängt sich uns dabey der Gedanke auf, wohin kann die Schwäche nachsichtiger Eltern führen, wie weit kann sich die Lieblosigkeit halsstarriger Söhne vergehen, und zu welchen Frevelthaten kann das Ehrwürdige der Religion gemißbraucht werden.

Schon im Jahre 830 hatte sich Ludwig der Fromme der Willkühr seiner aufrührerischen Söhne ergeben

ergeben müssen. Einen ganzen Sommer hindurch war er Lothars Gefangener gewesen. Als er dann, vornehmlich durch das Bemühen seines zweyten Sohnes, Ludwigs von Baiern, zum erneuerten Genuß der Freyheit und Regierung gelangt war, gerieth er bald wieder (833) mit seinen Söhnen in Kampf.

Er hatte nach wieder erlangter Freyheit seinen widerspenstigen Sohn Pipin des Königreichs Aquitanien entsetzt, und seinen geliebten Sohn zweyter Ehe, Karl den Kahlen, damit belehnt. Diese Anordnung gab das Zeichen zu einer abermahligen Empörung. Pipin, Lothar und Ludwig von Baiern verbanden sich aufs neue gegen ihren Vater; viele der angesehensten Geistlichen traten ihnen bey und reizten das Volk zum Aufstand; ja selbst der Pabst Gregor IV nahm die Parthey der Söhne und begleitete Lothar'n nach Deutschland. Vergebens suchte der Vater das aufsteigende Ungewitter durch ernste Vorstellungen und Ermahnungen zu entfernen: er ward nicht gehört; die Unterhandlungen zerschlugen sich; beyde Partheyen griffen zu den Waffen.

Am Johannistage 833 schlugen sie einander gegenüber ihr Lager auf, auf einer Ebene im Elsaß, zwischen Basel und Straßburg, späterhin

"das

"das Lügenfeld" genannt, weil auf derselben so viele Franken ihren Kaiser treubrüchig verließen.

Alles deutete auf einen der blutigsten Bürgerkriege hin. Da erschien, angeblich als Friedensstifter, Gregor IV in dem Lager Ludwigs des Frommen und hielt ihn mit arglistigen Unterhandlungen hin. Indessen entspann sich eine Meuterey unter Ludwigs Truppen, welche den größten Theil derselben zur Gegenparthey überzog. Nur wenige blieben ihm treu. Diese kamen zu ihm, um zu fragen, was sie thun sollten. "Gehet," sprach er, "gehet zu meinen Söhnen. Ich „will nicht, daß um meinetwillen auch nur ein Ein„ziger sein Leben, oder ein Glied seines Leibes ver„liere." Sie weinten und gingen. Ihm selbst blieb nichts übrig, als sich seinen Söhnen zu ergeben. Er ließ ihnen melden, daß er dazu entschlossen sey, und erhielt zur Antwort, "er möchte zu ihnen kommen." Er that es, und sie kamen ihm entgegen. Bey seiner Annäherung stiegen sie von ihren Pferden, und heuchelten Ehrfurcht. Er erinnerte sie an ihr ehemaliges Versprechen, ihm, seiner Gemahlin Judith und seinem Sohne Karl liebreich zu begegnen. Sie versprachen es aufs neue, und er küßte sie. Nun folgte er ihnen ins Lager.

Hier wurde sogleich seine Gemahlin von ihm getrennt, und in das Zelt Ludwigs von Baiern gebracht; er selbst samt seinem geliebten Karl kam in Lothars Zelt. Dann beschlossen die Verschwornen seine Absetzung, theilten seine Staaten nach Willkühr unter sich, und erkannten Lothar'n als Kaiser an. Nach diesen Verfügungen trennten sie sich. Unwillig, daß er selbst so wenig zu Rathe gezogen worden war, kehrte der Pabst nach Rom zurück; Pipin aber ging nach Aquitanien, Ludwig nach Baiern, und Lothar nahm den unglücklichen Vater mit sich nach Frankreich, wo er ihn in das Kloster des heiligen Medard zu Soissons einschließen ließ. Seine Gemahlin ward nach Tortona in Italien verwiesen, und sein Sohn Karl ins Kloster zu Prüm im Ardennenwalde, ungefähr fünf Meilen von Trier.

Lothar eilte, dem, was auf dem Lügenfelde verfügt worden war, durch einen Reichsbeschluß Rechtskräftigkeit zu geben. Er hielt daher am 1. Oct. 833 zu Compiegne einen Reichstag. Die Versammelten, und vorzüglich die Geistlichen, uneingedenk der Wohlthaten, die Ludwig ihnen erwiesen hatte, bestätigten die Absetzung desselben. Aber was sollte nun mit dem entthronten Kaiser geschehen? Am räthlichsten schien es, ihm die Rückkehr zum Thron zu versperren. Man suchte ihn dar-

darum zum Mönchsleben, und, da er sich dessen weigerte, zur öffentlichen Kirchenbuße zu bewegen. Nach der Sitte und Meinung jener Zeiten war derjenige, der in den Mönchsstand trat, zur Regierung unfähig; aber eben so wurde auch derjenige, der öffentliche Kirchenbuße gethan, für unfähig zu Kriegsdiensten, und folglich für untauglich zur Regierung gehalten.

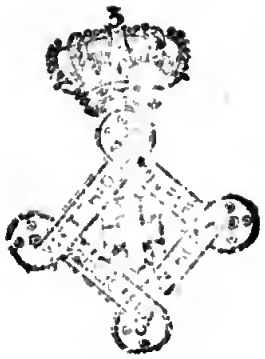
Ludwig, durch die widrigen Unfälle, die ihn getroffen hatten, erschüttert, gab endlich den wiederhohlten Ermahnungen zudringlicher Geistlichen nach, und so gelang es, ihn zur öffentlichen Kirchenbuße zu bereden.

Die Kirche des Klosters St. Medard zu Soissons wurde zu diesem empörenden Auftritt auserwählt. Am 11. November 833 versammelten sich daselbst die Bischöfe, Kirchenältesten und andre Geistlichen, Lothar samt seinen Großen, und so viel Volkes, als nur die Kirche fassen konnte. Kaiser Ludwig wurde herbeygeführt. Vor dem Altar — so war ihm vorgeschrieben — warf er sich auf einen groben, härnen Sack, und bekannte öffentlich: "er habe durch übelgeführte Regierung Gott beleidigt, die Kirche geärgert und seinem Volke Unrecht zugefügt, und verlange deshalb öf-

fentlich Buße zu thun"*). Viel mochte es ihm koſten, ein ſolches Bekenntniß abzulegen; und dennoch ſchien daſſelbe den anweſenden Biſchöfen zu gelind und unbeſtimmt. Sie bedeuteten ihn, er dürfe, um Vergebung zu finden, nicht als ein Heuchler vor Gott erſcheinen, ſondern müſſe ein genaues Bekenntniß ſeiner Sünden ablegen. Sie gaben ihm daher einen Zettel in die Hand, auf welchem alle ſeine vermeintlichen Verbrechen verzeichnet waren. Ludwig, hieß es darin, habe das Verſprechen, das er einſt ſeinem Vater vor dem Altar des Herrn geleiſtet, aufs ſchnödeſte gebrochen; er ſey ein Todtſchläger ſeines Vetters Bernhard, ein Urheber von Aergerniſſen und Unruhen, ein Meineidiger, ein Frevler gegen Gott, ein Störer der Wohlfahrt ſeines Reichs. Dieß Bekenntniß mußte Ludwig laut ableſen. Er that es unter Vergießung vieler Thränen, flehete zu Gott um Gnade und Barmherzigkeit, und gab dann den Zettel den Biſchöfen zurück. Sie legten ihn auf den Altar. Darauf ward ihm das Schwert und Wehrgehänge abgenommen und gleichfalls auf den Altar gelegt; die weltliche Kleidung ausgezogen, und ein ſchwarzes Bußkleid angethan, während die Prieſter die Hände auf ihn legten und Pſalmen ſangen. Endlich ward er ins Kloſter zurück gebracht

*) Man ſehe das Kupfer Taf. XXIV, das dieſen Moment der Kirchenbuße Ludwigs darſtellt.

Thron entsetzung Ludwigs des Frommen.



bracht, und daſelbſt als ein Staatsverbrecher behandelt. Niemand durfte ihn ſehen, noch viel weniger ſprechen. Nur Schreckensbotſchaften ließ man an ihn gelangen. So wurde ihm gemeldet, daß ſeine Gemahlin Judith todt und ſein geliebter Karl ein Geiſtlicher geworden ſey. Durch ſolches Verfahren glaubte man, es dahin zu bringen, daß er, voll Kummer über ſeine Lage, ſich entſchließen würde, in den geiſtlichen Stand zu treten, wodurch er dann zur Regierung auf immer untüchtig werden mußte.

Aber übertriebene Härte gegen Schuldige und noch mehr gegen Unglückliche erweckt Mitleid, ſelbſt in den Gemüthern ihrer Feinde. Daran mochte Lothar ſamt jenen geiſtlichen und weltlichen Großen wohl nicht gedacht haben, als ſie den unglücklichen Ludwig ſo tief erniedrigten; aber bald mußten ſie es zu ihrem Schrecken erfahren.

Nur wenige von den Zuſchauern hatten die Herabwürdigung ihres Kaiſers ohne Thränen anſehen können, und die Nachricht davon erregte durch das ganze Reich lautes Mißfallen. Selbſt Mönche wurden gerührt. Einer derſelben, Namens Harduin, flüſterte ihm eines Tages während der Meſſe zu: "Er werde bey dem Altar etwas finden", und Ludwig fand, als er nach geendigter

Meſſe

Meſſe ſich zum Altar begab, einen Zettel, der ihn benachrichtigte, daß Judith noch lebe, daß Karl kein Geiſtlicher ſey, und daß ſich ſeine eigene Lage in kurzem ändern könne. Doch die kräftigſte Hülfe fand der Unglückliche von Seiten Ludwigs von Baiern, in deſſen Seele noch nicht alles kindliche Gefühl erloſchen war. Dieſer verlangte von ſeinem Bruder Lothar eine anſtändigere Behandlung des unglücklichen Vaters, und verband ſich, da ſeine Vorſtellungen nichts fruchteten, mit ſeinem Bruder Pipin. Vergebens ſuchte nun Lothar ſein Verfahren zu rechtfertigen; vergebens führte er, als er die veränderte Volksſtimmung bemerkte, ſeinen Vater von Soiſſons nach Compiegne, von da nach Aachen und dann wieder nach Compiegne. Plötzlich von Feinden umringt, ſah er ſich genöthigt, denſelben zu St. Denys zurück zu laſſen, und nach Vienne an der Rhone zu flüchten.

So ward Kaiſer Ludwig wieder frey, (834) vornehmlich durch die thätigen Bemühungen ſeines zweyten Sohnes, Ludwigs von Baiern. Man ladete ihn ein, ſogleich wieder den Thron zu beſteigen; aber er wollte nicht eher ſein Bußkleid ablegen und im kaiſerlichen Schmucke erſcheinen, als bis ihn die Biſchöfe förmlich frey geſprochen und mit eben den Waffen, die er auf ihr Geheiß nie-

der-

dergelegt habe, wiederum umgürtet hätten. Dieß geschah gleich am folgenden Tag seiner Befreyung unter dem Frohlocken des wankelmüthigen Volkes.

Von dieser Zeit an nannte sich Ludwig der Fromme "von Gottes wiedererlangter Gnade Kaiser". Sein Sohn Karl und seine Gemahlin Judith wurden ihm wieder zugeführt, und er verzieh seinen Feinden. Auch Lothar, der sich ihm endlich unterwerfen mußte, erhielt von ihm Verzeihung; nur mußte derselbe versprechen, Italien ohne Willen des Vaters nie zu verlassen. Indessen blieb Mißtrauen auf beyden Seiten zurück; Ludwig konnte das Vergangene nicht völlig aus seiner Seele vertilgen, und noch mancher Kummer verbitterte den Rest seiner Tage.

XXI.

Der Tod Ludwigs des Frommen.

Auch der ärmste der Menschen hat oft das Glück, in der Liebe dankbarer Kinder den Trost und die Freude seines Alters zu finden, und unter ihren Thränen hinüber zu schlummern in das Land des ewigen Friedens. Nicht so Kaiser Ludwig. Im Tode wie im Leben erlitt er der Seinigen wegen das größte Herzeleid. Die, welche er liebte, seine Gemahlin Judith und sein Sohn Karl, waren weit von seinem Sterbelager; gegenseitiges Mißtrauen trennte ihn von Lothar, und Ludwig von Baiern stand gegen ihn gerüstet.

Aber nicht ohne eigne Schuld traf ihn dieses Herzeleid. Wie schon früher seine blinde Vorliebe für seinen Karl ihn zu thörichten Schritten verleitet hatte, so trieb sie ihn noch am Abend seines Lebens zu Ungerechtigkeiten. Als nämlich sein zweyter Sohn Pipin (13. Nov. 838) gestorben war, ertheilte er die eine Hälfte seines Reichs seinem Karl, die andere Hälfte dem eigennützigen Lothar, damit dieser jenen in Schutz nehmen möchte: die Söhne Pipins, seine Enkel, überging er ganz, und seinem Sohn Ludwig, der ihn zweymal

mal aus der Gefangenschaft errettet hatte, überließ er nichts als Baiern. Hierüber erbittert, vergaß dieser die Pflichten eines Sohnes und griff zu den Waffen (839). Doch die größere Macht seines Vaters nöthigte ihn, sich zu unterwerfen und zu geloben, Baiern ohne Erlaubniß nicht wieder zu verlassen. Kaum war aber der Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem Karl nach Aquitanien gezogen (839), um daselbst den Anhang der Söhne Pipins zu zerstreuen und die Regierung Karls zu befestigen: so griff Ludwig von neuem zu den Waffen, und fiel in Verbindung mit Sachsen und Thüringern in Schwaben ein. Tief erschütterte diese Nachricht den alten und kranken Vater; doch erlag er seinem Kummer nicht. Er verließ noch im Winter Aquitanien (840), zog über den Rhein, und trieb seinen aufrührischen Sohn aus Thüringen nach Baiern. Hierauf ging er über den Rhein zurück, um einen Reichstag zu Worms zu halten, wo die noch obwaltenden Unruhen ausgeglichen oder beygelegt werden sollten.

Aber er erreichte dieses Ziel seiner Wünsche nicht. Seine Krankheit nahm zu; alle Eßlust verlor sich; seine Kräfte schwanden. Jetzt fühlte er die Annäherung seines Todes. Er ließ daher auf einer Insel des Rheins unweit Mainz Zelte errichten, begab sich dahin, und erwartete daselbst sein Ende.

Sein

Sein Herz war gebrochen; Thränenströme entquollen seinen Augen: er mochte fühlen, daß er selbst das Traurige seiner Lage verwirkt hatte. Ehrwürdige Priester, als Heti, Erzbischof von Trier, Otgar, Erbischof von Mainz, und sein Halbbruder Drogo waren um ihn, und suchten ihn zu trösten. Dem letztern war er am meisten zugethan. Ihm beichtete er täglich, und von ihm empfing er (vierzig Tage lang seine einzige Nahrung!) das heilige Abendmahl. Alle seine Schätze und Kostbarkeiten ließ er genau aufzeichnen, und verordnete, was davon den Kirchen, was den Armen, und was seinen Söhnen, Karln und Lothar, zufallen sollte. Dem Lothar überschickte er ein kostbares Schwert, damit er die gelobte Treue gegen Karln und Judith bewahren, und jenen im Besitz der ihm zuerkannten Länder schützen möchte.

Nachdem er diese irdischen Sorgen beseitiget hatte, beschäftigte ihn bloß das Heil seiner Seele. Seine Gottseligkeit erbaute die anwesenden Priester. Nur eins betrübte sie, nämlich seine fortdauernde Erbitterung gegen seinen Sohn Ludwig von Baiern. Drogo trat daher zu ihm, und ermahnte ihn, demselben zu verzeihen. Anfangs sträubte sich seine Bitterkeit dagegen. Mit Aufraffung aller noch übrigen Kräfte suchte er aufzuzählen, was er von ihm erlitten hätte. Doch schloß er mit den Worten:

"Weil

„Weil er nicht zu mir kommen kann, um mir Ge„nugthuung zu leisten, so thue ich das Meinige, „und nehme Gott und euch alle zu Zeugen, daß „ich ihm alles verzeihe. Euch aber kommt es zu, „ihn zu erinnern, daß er die grauen Haare seines „Vaters in Kummer dem Tode überliefert, und „hierinn die Gebote Gottes, des allgemeinen Va„ters, verachtet."

Es war Sonnabends-Abends. Da befahl er, daß die Vigilien in seiner Gegenwart gefeyert würden, und ließ sich das Holz vom heiligen Kreuze auf die Brust legen. Er bezeichnete, so lange es seine Kräfte gestatteten, seine Brust und Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes. Als er dazu zu schwach wurde, winkte er seinem Halbbruder Drogo, solches zu thun. Die ganze Nacht hindurch blieb er kraftlos, doch seiner selbst bewußt.

Am folgenden Sonntag ließ er sich von Drogo die Messe lesen, und noch einmal das heilige Abendmahl reichen. Dann winkte er ihm und den übrigen Geistlichen sich zu entfernen, um ein wenig zu ruhen; rief sie aber sogleich wieder zurück, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sie traten um sein Sterbelager, und er bat sie, Gott für das Ende seines Lebens zu danken. Noch einmal rief er, gleichsam als sähe er einen bösen Geist:

„Hin-

"Hinaus! Hinaus!" Dann erhob er seine Augen, lächelte heiter dem Himmel entgegen, und entschlummerte (20. Jun. 840).

Gewiß verdient er mehr Mitleid als Vorwürfe. Denn in ihm lag eine fromme, wohlwollende Gesinnung, die ihn, selbst in seiner Schwäche, ehrwürdig macht. Er war gütig und versöhnlich; er wollte das Gute, wollte das Wohl seiner Unterthanen, und traf deshalb manche ersprießliche Anordnungen. Aber freylich kann auch nicht geleugnet werden, daß er eben durch seine Schwäche sein Reich in Zerrüttung brachte, und den Grund zur Auflösung der Monarchie seines Vaters legte. Unter ihm erschlafften die Triebfedern der Regierung; die Gesetze wurden nicht mehr mit dem alten Gehorsam beobachtet, die Mißbräuche verdoppelten sich, und die Nacht der Barbarey, die Karl zu verscheuchen versucht hatte, und die Ludwig selbst haßte, wurde wieder herbeygeführt. Und so zeigt sich auch an seinem Beyspiele, daß zur Beherrschung eines großen Staates mehr erforderlich ist als Güte des Herzens, die, wenn sie nicht von Kraft und Weisheit geleitet wird, oft mehr Unheil als Segen stiftet.

In:

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von der Auflösung des weströmischen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun.

Einleitung: Der Schauplatz der Geschichte bekommt ein verändertes Ansehn; — aber vieles auf demselben ist dunkel. — Beantwortung der Frage, wie sah es während der gegenwärtigen Periode in Europa aus? oder in welcher Lage befand sich Portugal, Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien, Britannien, Scandinavien, Preußen, Polen, Rußland, Ungarn und die heutige europäische Türkey? — Was ist uns während der gegenwärtigen Periode von Asien bekannt? was von Africa? — Welche unter den Staaten und Begebenheiten dieser Periode sind die vorzüglichsten? — Plan zur Darstellung derselben. S. 3 — 16

I. Kap. Von dem oströmischen Kaiserthum.

1) Vorerinnerungen: Große Ausdehnung, vielfältige Gefahren und lange Dauer des oströmischen Kaiserthums. S. 17

2) Re-

2) Regierung des Kaisers Justinian I. a) Kriege desselben mit den Persern, Vandalen, Ostgothen, und den Völkern an der Donau. b) Beförderung der Künste des Friedens: neue Gebäude, neues Gesetzbuch, Einführung des Seidenbaues. c) Würdigung der Tugenden und Fehler seiner Regierung. S. 19

3) Kriege, Verluste, und innere Streitigkeiten von Justinian I bis auf Theophilus. a) Verlust des größten Theils von Italien an die Longobarden. b) Unglücklicher Krieg mit den Persern. Heraklius stellt das gesunkene Ansehn der Oströmer wieder her. c) Kriege mit den Arabern, Verluste in denselben. d) Abtretungen an die Bulgaren. e) Unruhen im Innern, Bilderstreitigkeiten. f) Fortgehende Verluste in Italien, am schwarzen Meer, in Kleinasien und auf dem mittelländischen Meere. g) Umfang des oströmischen Reichs am Schlusse der gegenwärtigen Periode. S. 32 — 43.

II. Kap. Von dem Reiche der Araber.

1) Schilderung Arabiens und seiner Bewohner — Bruchstücke aus der früheren Geschichte derselben — Muhameds Leben und Wirken — Schnelle Ausbreitung seiner Religion und seines Reichs. Ursachen hiervon. Stiftung u. Einrichtung des Chalifats. S. 44.

2) Chalifen aus dem Hause Muhameds 632 — 661. Abu-Becr, st. 634. — Omar, st. 644. — Othman, st. 656. Ali, st. 660. Hasan, st. 661. Eroberungen von Persien, Syrien, Aegypten; Koran und Sunna. Anfang der innern Spaltungen. Schiiten und Sunniten. S. 54.

3) Chalifen aus dem Hause der Ommaiaden 661 — 750. Moawijah, st. 650. Residenz Damascus, Erblichkeit des Chalifats, Entfernung der alten Einfachheit. Fortgang der Eroberungen. Jezid I. st. 683. Erneuerung der innern Unruhen, diese dauern bis auf Abol-Malec (684 — 705) fort. — Größte Ausdehnung des arabischen Reichs unter Al-

Walid (ſt. 714) und Soleiman (ſt. 717). Eroberung Spaniens 712. Die weitern Eroberungen der Franken in Europa hemmt Karl Martell 732. — Ausbruch innrer Unruhen — Sturz der Ommaijaden. S. 59.

4) Chalifen aus dem Hauſe der Abbaſſiden: Sie regieren durch Miniſter; Reſidenz Bagdad. Stillſtand der Eroberungen; Anfang der Zerſplitterungen. — Abbas, ſt. 754. Schreckliche Ausrottung der Ommaijaden. Al-Manſur, ſt. 775. Spanien reißt ſich von ihm los. Glückliche Kriege mit den Oſtrömern. Anfang der wiſſenſchaftl. Kultur d. Araber — Al-Mohdi, ſt. 785. Luxus der Araber — Al-Hadi, ſt. 786. Harun Al-Raſchid, ſt. 809. Glänzendſte Zeit d. arabiſchen Reichs. Schattenſeite deſſelb. Al-Amin, ſt. 813. Bruderkrieg. Al-Mamun, ſt. 833. Beförderung d. Künſte u. Wiſſenſchaften. Trennung der öſtlichen Länder vom Chalifat. Innere Unruhen. S. 66

5) Verfall des Chalifats: Al-Motaſem, ſt. 842; überläßt ſich der Willkühr ſeiner türkiſchen Leibwache. Andre Urſachen dieſes Verfalls — Kultur der Araber. Wichtigkeit derſelben. S. 74—79

III. Kap. Von dem Reiche der Franken.

1) Vorerinnerungen über die Ausdehnung, Dauer und Wichtigkeit der Herrſchaft der Franken. Urſachen hiervon. S. 79

2) Bruchſtücke aus der Geſchichte der Franken vor Chlodwig. Früheſte Wohnſitze und Stämme der Franken. Stamm der Salier, Könige derſelben. Saliſche Geſetze. S. 83

3) Geſchichte der Franken von Chlodwig bis auf Pipin den Kleinen. Stamm der Merovinger. — Chlodwig zerſtört den Ueberreſt römiſcher Herrſchaft in Gallien 486; macht die Thüringer zinsbar 491; beſiegt die Allemannen bey Zülpich 496; nimmt den katholiſchen Glauben an 496; macht die Burgunder zinsbar 500; unterwirft ſich Bretagne 501; bekriegt die Weſtgothen 507; wählt Paris zur Reſidenz; bringt die übri-

übrigen Stämme der Franken durch Unterdrückung ihrer Könige unter sich, st. 511. — Theilung des Reichs unter Chlodwigs Söhne (Austrasien und Neustrien). Vergrößerungen desselben: Eroberung des Kgr. Thüringen 531, des Kgr. Burgund 534. Die Ostgothen treten die Provence, und die Länder der Allemannen und Baiern an die Franken ab (538). — Vereinigung des Reichs unter Chlotar I 558. Neue Theilung unter Chlotars Söhnen 561. — Schreckliche Familienkriege — Abermahlige Vereinigung des Reichs unter Chlotar II 613. Wachsendes Ansehn der Großen — Dagobert I 628 — 638. Aufstreben der Großhofmeister, vorzüglich derer vom Hause Pipins: Pipin von Landen, Grimoald, Karl Martell, Pipin der Kleine; der letztere bringt die Königswürde an sich und sein Haus. S. 85

4) Schilderung der damaligen Verfassung der Franken: Eigenthümlichkeiten der Königswürde und der Nation, Verwaltung der Provinzen, das Lehns- Kriegs- Gerichts- und Religionswesen — Kultur und Sitten. S. 101

5) Geschichte der Franken von Pipin dem Kleinen bis zum Vertrag zu Verdun. (Stamm der Karolinger). Pipin, seit 752 König, bekriegt die Sachsen und Longobarden, schenkt das Exarchat dem Pabste 756. Krieg mit dem Herzog von Aquitanien, st. 768. Karl d. Gr., seit 771 alleiniger Regent, bezähmt Aquitanien; langwieriger Krieg mit den Sachsen (772 — 803). Krieg mit den Longobarden (773 u. 774). Krieg mit den Arabern in Spanien 778. Alcuin, Karls Freund und Rathgeber 781. Krieg in Bretagne und Thüringen 786 u. 787. Bekämpfung des Herzogs Tassilo 787, u. der Avaren 788 — 799. Kanal zwischen der Rednitz und Altmühl 793. Händel mit den Griechen (788), den Slaven (789), den Arabern und Sachsen (790). — Synode zu Frankfurt 794. — Kaiserkrönung 800. Karl bringt die Sachsen, Slaven, Araber u. Griechen zur Ruhe, und macht im Kriege mit den Dänen (808 — 811)

die

die Eider zur nördl. Grenze seines Reichs. — Wichtigkeit seiner Eroberungen; Nachtheile derselben. — Karls Anstalten zum innern Wohlstand seines Reichs. Wohlthätigkeit seiner Regierung; st. 814. — Ludwig der Fromme, wohlwollend aber schwach, theilt das Reich unter seine Söhne 817. Sein Neffe Bernhard empört sich 817, u. wird hingerichtet 818. Ludwig versucht eine neue Theilung zu Gunsten seines Sohnes zweyter Ehe, Karl, 824. Empörung der Söhne. Ludwig wird 830 zu Compiegne verhaftet, aber bald wieder in Freyheit gesetzt. Abermalige Empörung der Söhne 832. Ludwig muß sich ihnen ergeben, u. wird des Thrones entsetzt und zur Kirchenbuße genöthigt 833. Er gelangt wieder auf den Thron 834. Sein Krieg mit s. Sohn Ludwig von Baiern 839. Er stirbt 840. — Kriege seiner Söhne gegen einander. Lothar wird bey Fontenay 841 geschlagen. Vergleich zu Verdun 843. S. 110 — 132

Zweyter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Characterе aus der Periode von der Auflösung des weströmischen Reichs bis zum Vergleich zu Verdun.

I. Theoderich, König der Ostgothen . . S. 133
II. Die unglückliche Amalasuintha . . 152
III. Belisars Thaten und Schicksale . . 158
IV. Alboin, König der Longobarden . . 179
V. Tod der Kaiser Mauritius u. Phokas . 185
VI. Justinian II, oder teuflische Festigkeit des Gemüths 190
VII. Kaiser Theophilus 195
VIII. Muhamed 204
IX. Abu-Beer und Omar . . . 231
X. Von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek 236
XI. Ali's Sittensprüche 240
XII. Al-Mohdi im Gezelt eines Arabers . 244

XIII. Züge aus dem Leben des Chalifen Harun Al-Raschid 246
XIV. Pelagius, der Stifter der neuen spanischen Monarchie 250
XV. Die Bekehrung Chlodwigs . . . 257
XVI. Fredegunde und Brunehild . . 266
XVII. Die Schlacht von Tours und Poitiers . 278
XIIX. Bonifacius, der Apostel der Deutschen . 284
XIX. Züge aus dem Character u. Leben Karls d. Gr.
1) Karls Größe; 303
2) Karls Sorge für die Erziehung der Jugend 304
3) Karls einfaches, prunkloses Leben . 306
4) Eginhart und Emma . . . 308
5) Karls Kaiserkrönung . . . 312
6) Karls Tod und Beerdigung . . 315
XX. Die Thronentsetzung Ludwigs des Frommen. 319
XXI. Der Tod Ludwigs des Frommen . . 327

Zwölf Kupfer
zum
historischen Bildersaal.

Zweyter Band. Wohlfeilere Ausgabe.

Tafel XIII. Theoderichs Reue.

Theoderich, König der Ostgothen, befleckte den Abend seines glorreichen Lebens mit blutigem Argwohn. Er ließ ungerechterweise seinen Freund Boethius und dann dessen Schwiegervater Symmachus hinrichten. Aber bald ergriff ihn die bitterste Reue. Eines Abends da er bey Tische saß, und ein großer Fisch aufgetragen war, wähnte er in dem Haupte desselben das Haupt des hingerichteten Symmachus zu sehen. Er sprang auf von der Tafel, Fieberschauer ergriffen ihn, und wenige Tage darauf war er todt.

Tafel XIV. Belisars Einzug in Ravenna.

Die Ostgothen hatten Ravenna dem oströmischen Feldherrn Belisar übergeben. Dieser zog wie im Triumph daselbst ein. Aber die ostgothischen Frauen stürzten voll Unwillens aus den Thoren, und verhöhnten ihre Männer und Söhne, daß diese, an Anzahl und Körperkraft den Römern weit überlegen, das feste Ravenna aufgegeben hatten.

Tafel XV. Alboin, König der Longobarden.

Alboin scheute sich nicht in früher Jugend von dem König der Gepiden, Turisind, dessen Sohn er im Gefechte erschlagen hatte, Waffenrüstung zu erbitten. Der edle Turisind nahm ihn freundlich auf und zog ihn samt seinem Gefolge zur Tafel. Während derselben entstand ein Streit zwischen den Longobarden und Gepiden. Beyde Theile sprangen wüthig auf und griffen nach ihren Waffen. Aber Turisind, obgleich tiefbekümmert über den Tod seines ältesten Sohnes, trat, Alboins Hand ergreifend, unter die Erbitterten, dämpfte den Zorn seiner Gepiden, und rettete das Leben seiner Gäste.

Tafel XVI. Fürstensinn des Kaisers Theophilus.

Kaiser Theophilus sahe einst ein großes Handelsschiff in den Hafen von Constantinopel einlaufen und vernahm, daß es seiner Gemahlin gehöre, die Handel treibe. Voll Unwillens hierüber ging er mit ihr zum Hafen. Hier befahl er der Mannschaft, aus dem Schiffe zu gehen, und schickte dann Diener ab, um dasselbe zu verbrennen. „Denn," sagte er, „die Unterthanen müssen zu Grunde gehen, wenn die Fürsten den Handel an sich ziehen."

Tafel XVII. Muhameds Einzug in Mecca.

Im siebenten Jahre nach seiner Flucht zog Muhamed triumphirend in Mecca ein. Er saß auf seinem Lieblings-Kamel, ein glänzendes Gefolge umgab ihn, und die Einwohner Meccas empfingen ihn als Propheten und Herrn.

Tafel XVIII. Omar am Sterbelager Abu-Beer's.

Omar hatte gehöret, daß ihn der sterbende Chalif Abu-Beer zum Nachfolger ernannt habe. Er kam zu ihm und lehnte die angetragene Würde ab. Aber Abu-Beer ermunterte ihn, sie anzunehmen und gab ihm weise Verhaltungsregeln.

Tafel XIX. Al-Mohdi im Zelte eines Arabers.

Der Chalif Al-Mohdi war, als er sich einst auf der Jagd verirrte, in das Zelt eines Arabers gekommen. Dieser nahm ihn, ohne ihn zu kennen, gastfreundlich auf und bewirthete ihn mit Brod, Milch, dann auch mit Wein. Erfreut hierüber, erklärte Al-Mohdi erst, er sey ein vornehmer Mann am Hofe des Chalifen, dann, er sey selbst der Chalif. Da dieß der Araber hörte, nahm er schnell den Weinkrug weg, weil er meinte, der Fremde möchte ihm beym fernern Trinken sagen, er sey der große Prophet, oder wohl gar, er sey der allmächtige Gott.

Tafel XX. Harun Al-Raschid.

Eine arme Frau bat den großen Chalifen Harun Al-Raschid um Entschädigung wegen der Verheerungen, die seine Soldaten ihren Aeckern zugefügt hätten. Der Chalif suchte sie zu beruhigen und stellte ihr vor, daß selbst im Koran Ertragung solcher Uebel empfohlen werde. „Aber dort heißt es auch", erwiederte die Frau, „daß das Haus der Fürsten untergehen müsse, die Ungerechtigkeiten gut heißen." Diese Antwort rührte den Chalifen; er gewährte ihr, was sie wünschte.

Tafel XXI. Die Taufe Chlodwigs.

Der fränkische König Chlodwig wurde zu Weihnachten 496 von dem Bischof Remigius in dem Taufwasser vor der Hauptkirche zu Rheims getauft, im Beyseyn seiner fränkischen Krieger und seiner Gattin Chlotilde. Nach ihm empfing auch seine Schwester Audofleda die Taufe.

Tafel XXII. Der Tod des heiligen Bonifacius.

Als Bonifacius noch im hohen Alter das Christenthum unter den Friesen ausbreitete, wurde er plötzlich von einem Haufen heidnischer Friesen überfallen. Die jüngeren unter seinem Gefolge wollten den Angriff abwehren. Er aber, entschlossen den Märtyrertod zu leiden, trat, umgeben von den ältern Geistlichen mit Reliquien in den Händen würdevoll aus seinem Zelte hervor, mahnte die Jüngern vom Streite ab, und ermunterte alle, vertrauensvoll zu sterben. Während er noch redete, stürzten die Friesen auf ihn los und erschlugen ihn und sein Gefolge.

Tafel XXIII. Kaiserkrönung Karls des Großen.

Am ersten Weihnachtsfeyertage 800 befand sich Karl der Große in der Petrskirche zu Rom. Er nahm seinen Platz dem Altar gegenüber und verrichtete sein Gebet. Als er aber vom Betstuhl aufgestanden war, krönte ihn Pabst Leo III., wie von göttlicher Eingebung getrieben, zum Kaiser.

Tafel XXIV. Thronentsetzung Ludwigs des Frommen.

Lothar nöthigte im Jahr 833 mit Hülfe der Geistlichkeit, seinen Vater Ludwig den Frommen zur öffentlichen Kirchenbuße. Vor dem Altar der Kirche St. Medard zu Soissons mußte sich dieser auf einen härnen Sack niederwerfen, und seine Sünden bekennen, wie sie die Priester auf einem besondern Zettel verzeichnet hatten.

Nachricht.

Die verehrten Theilnehmer werden auch durch diesen zweyten Band gewiß überzeugt werden, daß der Verleger seinem Versprechen getreu nachkommt, Alles, was von ihm abhängt, aufs Vollkommenste zu liefern, und dieß Werk eben so, wie dessen Vorgänger „die moralische Bilderbibel" zum allgemeinen Beyfall des Publikums durchzuführen.

Sollten einige Theilnehmer die Bogenzahl dieses Bandes nicht stark genug finden, so mögen sie nicht die falsche Meinung hegen, daß diesem eine Ersparniß zu Grunde liege. Die im gegenwärtigen Bande abgehandelte Periode gestattete, dem festgesetzten Plane gemäß, keine weitere Ausdehnung. Dagegen wird wahrscheinlich der größere Reichthum der folgenden Perioden einen größern Umfang des Textes, wie auch einige Vermehrung der bildlichen Darstellungen nöthig machen, und ich werde mich dem dazu nöthigen größern Aufwand keineswegs entziehen.

Die zwölf Kupfer, welche diesen Band schmücken, werden Kunstkennern eben so viele Beweise der Sorgfalt und des großen Fleißes seyn, welcher von Seiten der achtbaren Künstler darauf verwendet worden ist.

Der folgende dritte Band erscheint längstens binnen Jahresfrist, auf welchen ich die Vorauszahlung bis Ende dieses Jahres annehme, nämlich:

3 Thlr. 12 Gr. sächs oder 6 Fl. 18 Kr. rhein. für die gute und 2 Thlr 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr. für die wohlfeilere Ausgabe.

Als Erleichterung für diejenigen, welche noch den 1ten u. 2ten Band ankaufen wollen, und sich zur Fortsetzung des Ganzen verbindlich machen, lasse ich für jetzt den Pränumerations-Preis noch gelten. Auch sollen die Namen dieser Theilnehmer in einem nachträglichen Pränumeranten-Verzeichniß dem 3ten Bande vorgedruckt werden. Bey Verschreibung von mehreren Exemplaren erhält der Besteller das sechste als Freyexemplar, oder vom Geldbetrage 4 Gr. vom Thaler Rabatt. Buchhandlungen, welche Exemplare zum Pränumerations-Preis liefern, sind billigerweise für Mühe und Portokosten zu entschädigen.

Wem Leipzig näher als Gotha liegt, kann an die Benj. Fleischersche Buchhandlung daselbst alle Briefe und Gelder für mich absenden.

Gotha, 31. März 1816.

Justus Perthes.

Erinnerung an die Buchbinder.

Das Kupfer, Tafel XXIII, wird dem Titel gegenüber gebunden.

Beym Binden der Exemplare ist der frischen Schrift wegen die größte Vorsicht beym Schlagen nöthig, so wie auch zwischen jedes Kupfer und den Text ein Blatt Papier einzulegen ist.

Anzeige.

Von

Lossius moralischer Bilderbibel. 5 Bände in gr. 8. mit 74 Kupfern nach Schubert'schen Zeichnungen.

bin ich erbötig noch eine gewisse Anzahl Exemplare mit vollkommen guten Kupferabdrücken um den Pränumerations-Preis abzulassen:

die gute Ausgabe für 17 Thlr. 12 Gr. sächs. oder 31 Fl. 30 Kr. rhein. und die ordinäre Ausgabe für 12 Thlr. 12 Gr. sächs. oder 22 Fl. 30 Kr. rhein., wenn man sich deshalb an mich wendet Doch werden auch manche Buchhandlungen sie um diesen Preis zu liefern bereitwillig seyn, wenn man ihnen Portokosten und Mühe vergütet.

Bey mir ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu haben:

Von den Volksversammlungen der Römer. Ein antiquarischer Versuch, von Chr. Ferd. Schulze, 1815. gr. 8. XX und 372 Seiten. Preis 1 thlr. 8 gl.

Dieses Werk, das einen wichtigen Gegenstand, der in alle Theile des römischen Alterthums eingreift, gründlich und ausführlich behandelt, eignet sich eben so wohl zur Aufklärung vieler Stellen in den Schriften der Alten, als zur Erläuterung der römischen Staatsverfassung.

Moralische Erzählungen für die Jugend von K. Fr. Lossius. 18 Bändchen. 8. 1816. Preis 14 gl.

Diese Erzählungen bezwecken eine sowohl angenehme als nützliche Unterhaltung.

Justus Perthes.

NHF 202 ..03